

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXII

Gesamtserie
Band 71

WIEN 1968

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs
und des
Oberösterreichischen Heimatwerkes

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Jaggschutzen und Fuchsprellen. Zur Bezeugungsgeschichte eines Brauchelementes (mit 2 Abb.) . . .	1
Wolfgang Haid, Toni Scharf. Ein Maskenschnitzer aus Trofaiach in Steiermark (mit 4 Abb.) . . .	32
Rudolf Kriss, Zum Problem der religiösen Magie und ihrer Rolle im volkstümlichen Opferbrauchtum und Sakramentalien-Wesen	69
Friederike Wirth, Die „Leichbretter“. Ein absterbendes Brauchtum im Pinzgau (mit 4 Abb.) . . .	85
Franz Hutter, Das Spielberger Kreuz nächst Melk in Niederösterreich (mit 2 Abb.) . . .	105
Ernst Brogyanyi, Zum Trofaiacher Maskenschnitzer Toni Scharf	108
Franz Maresch, Das bäuerliche Handwerk. Nach Beobachtungen in der Loich, Niederösterreich (Mit 11 Abbildungen) . .	141
Melanie Wissor, Volkskundlicher Katalog zum Museum der Stadt Mödling, N.-Ö. (Mit 8 Abbildungen) . . .	155
Hiltraut Ast, Die Lienzer Museumsstraße. Die Idee einer Freilichtmuseumsstraße und ihre teilweise Verwirklichung (Mit 1 Planskizze und 7 Abbildungen) . . .	172
Ulrich Steinmann, Die Bundschuhsage. Ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Kärntner Herzogseinsetzung (Mit 5 Abbildungen) . . .	203
Misch Orend, Aus dem Nachlaß von Adolf Schullerus. Ein Beitrag zur siebenbürgischen Märchenforschung . . .	218
Felix Karlinger, Über das Sammeln von Volkserzählungen in Klöstern der Romania . . .	225
Leopold Schmidt, Burgenländisches Brauchtum am Stefanitag. Aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde (Mit 1 Verbreitungskarte) . . .	228

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum 1967 (Schdt.) . . .	35
„Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte“. Studiensammlung des Museums für Volkskunde in Berlin (Ulrich Steinmann) . . .	35
Heinrich Winkelmann † (Franz Kirnbauer) . . .	37
Sigurd Erixon † (Leopold Schmidt) . . .	39
Verein und Museum im Jahr 1967/68	
A. Verein (Klaus Beitzl) . . .	109
B. Museum (L. Schmidt) . . .	112
In memoriam Karl Polheim (1883—1967) (L. Kretzenbacher) . .	113
Anton Dörrer † (Schmidt) . . .	115
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen . . .	116
11. Österreichische Volkskundetagung in Klagenfurt (Dieter Assmann) . . .	175
Gedenkstunde für Maria Vinzenz Süß . . .	176
Hohe Auszeichnung für Matthias Eder . . .	176

Volkskunde an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Richard Wolfram)	176
Karl Meuli † (Schmidt)	176
Adolf Helbok † (Schmidt)	177
Franz Roitinger † (Maria Hornung)	179
Steirische Bergmannsausstellung 1968 (Schmidt)	250
Die Sammlung Edgar von Spiegl in Linz (Schmidt)	250
Niederösterreichische Volkskundetagung in Stadt Haag (Schmidt)	252
Karl R u m p f † (Schmidt)	254
Josefine G a r t n e r † (Schmidt)	254

Literatur der Volkskunde

Leopold S c h m i d t, Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz (Josef Ringler)	40
Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeits- kreises für Fasnachtsforschung (Schdt.)	43
Deutsche Volkslieder. Balladen. Gemeinsam mit Rolf Wilh. Bred- nich und Wolfgang Suppan hg. Wilhelm Heiske. Bd. V (Schmidt)	45
Elfriede G r a b n e r (hg.), Volksmedizin, Probleme und Forschungs- geschichte (Schmidt)	46
Ludwig P a s c h, Kulturgeschichtliche und volkhafte Wandlungen im Bezirk Ried im Innkreis (Schmidt)	47
Kulturkarte von Tirol. Historische Stätten und Kulturdenkmale (Schmidt)	48
Karl-Sigismund K r a m e r, Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (Schmidt)	49
Martin S c h a r f e, Rudolf S c h e n d a, Herbert S c h w e d t, Volks- frömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegen- wart (Schmidt)	50
Festschrift für Walter W i o r a zum 30. Dezember 1966 (Schmidt)	51
Eberhard D ü n n i n g e r und Dorothea K i e s s e l b a c h, Bayeri- sche Literaturgeschichte, Bd. II (Schmidt)	52
Stille Nacht, Heilige Nacht. Geschichte und Ausbreitung eines Liedes. Hg. Alois S c h m a u s und Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k (Schmidt)	53
Handbuch für Krippenfreunde. Hg. vom Verein Bayerischer Krippenfreunde (Schmidt)	54
Louis C a r l e n, Das Goms (Schmidt)	55
Ilona R. T o m b o r, Alte ungarische Schreiner-Malereien 15. bis 19. Jahrhundert (Schmidt)	55
Märchen der Weltliteratur: (Schmidt)	56
Elfriede M o s e r - R a t h, Deutsche Volksmärchen	56
Hanna A i t k e n und Ruth M i c h a e l i s, Schottische Volks- märchen	57
Felix K a r l i n g e r und Bohdan M y k y t i u k, Legenden- märchen aus Europa	57

Walter Nigg, Felix und Regula. Aneignung einer Legende (Schmidt)	58
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Bd. 3 (Schmidt)	58
Patrick F. Byrne, Witchcraft in Ireland (Schmidt)	59
Ivan Ivančan, Die Bräuche der Korčulaner Kumpanijen (kroatisch) (Leopold Kretzenbacher)	59
Salomon Schweigger, Ein neue Reyssbeschreibung auss Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem (Leopold Kretzenbacher)	62
Paolo Toschi, Populäre Druckgraphik Europas. Italien (Schmidt)	63
Leopold Kretzenbacher, Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande (Schmidt)	117
Helene Grönn, Faßbinder, Faßboden. Handwerk und Kunst (Schmidt)	119
Norbert Hölzl, Theatergeschichte des östlichen Tirols 2. Teil: Sammlung der Spieltexre (Schmidt)	120
Ohnistine Lauter, Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen (Elfriede Moser)	122
Rudolf Kriss, Die Weihnachtsschützen des Berchtesgadener Landes und ihr Brauchtum (Schmidt)	123
Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift für Bruno Schier (Schmidt)	123
Hildegard Schlomka, Das Brauchtum der Jahresfeste in der westlichen Altmark (Schmidt)	127
Anneliese Wittmann, Kosmas und Damian. Kultausbreitung und Volksdevotion (Schmidt)	128
Georg Wagner, Barockzeitlicher Passionskult in Westfalen (Schmidt)	129
Elisabeth Roth, Der volkreiche Kalvarienberg in Literatur und Bildkunst des Spätmittelalters (Schmidt)	130
Theodor Schütze, Um Bautzen und Schirgiswalde. Ergebnis der heimatkundlichen Bestandsaufnahme (Schmidt)	131
Heinz-Eugen Schramm, LMIA. Des Ritters Götz von Berlichingen denkwürdige Fensterrede (Schmidt)	132
Julio Caro Baroja, Die Hexen und ihre Welt. Mit einer Einführung von Will-Erich Peuckert (Schmidt)	132
Svante Hallberg, Rune Norberg, Oloph Odenius, Den heilige Barbara i svensk kult och konst (Schmidt)	132
György Dománovský, Ungarische Bauerntöpferei (Schmidt)	134
Kalevala, Das Finnische Epos des Elias Lönnrot (Kretzenbacher)	135
Karl Ilg (Herausgeber), Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, Bd. IV (Schmidt)	180
Kunstjahrbuch der Stadt Linz, Bd. 1967 (Schmidt)	181
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, 5. Lieferung (Schmidt)	182
Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft.	
Friedrich Lüthge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung (Schmidt)	182

Albert Walzer, Baden-Württembergische Bauernmöbel, Teil I: Bauernschränke (Schmidt)	183
Keyser's Kunst- und Antiquitätenbuch, Bd. III (Schmidt)	183
Jahrbuch für Volksliedforschung, Bd. XII (Schmidt)	184
Hermann Bausinger, Formen der „Volkspoesie“ (Schmidt)	186
Alfred Fiedler und Jochen Helbig, Das Bauernhaus in Sachsen (Schmidt)	187
Konrad Dilger, Untersuchungen zur Geschichte des osmanischen Hofzeremoniells im 15. und 16. Jahrhundert (Leopold Kretzen- bacher)	188
Vlasta Koren, Volkskunde des Murgebietes (slow.) (Leopold Kretzenbacher)	189
Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steier- mark. 3. Auflage (Schmidt)	255
Nikolaus Grass, Der Wiener Dom, die Herrschaft zu Österreich und das Land Tirol (Schmidt)	256
Zwei Festschriften aus Wien (Schmidt): Festschrift für Otto Höfler	257
Volkskunde und Volkskultur. Festschrift für Richard Wolfram Wilhelm und Hiltraud Ast, Dreihundert Jahre Gnadenstätte Mariahilferberg (Schmidt)	257
Helmut Prasch, Um die Möll. Volkskunde eines Kärntner Tales (Schmidt)	259
Georg R. Schroubek, Wallfahrt und Heimatverlust (Schmidt)	260
Werner Lühm ann, St. Urban. Beiträge zur Vita und Legende, zum Brauchtum und zur Ikonographie (Schmidt)	261
Hanns Fischer, Schwankerzählungen des deutschen Mittelalters (Schmidt)	262
Paul Zaunert, Westfälische Sagen (Neudruck) (Schmidt)	263
Robert Cogho und Will-Erich Peuckert, Volkssagen aus dem Riesen- und Iser-Gebirge (Schmidt)	263
Joseph Schopp, Verzauberte Welt. I. Die magischen Sagenkreise in Südhessen und Nordbaden (Schmidt)	264
Alfred Cammann, Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien (Schmidt)	264
Sergius Golowin, Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternenmenschen (Schmidt)	265
Heinz Hillmann, Die schlafende Schöne. Französische und deutsche Feenmärchen des 18. Jahrhunderts (Schmidt)	266
Thekla Dömötör, Das Schloß an den goldenen Ketten (Schmidt)	267
Friedrich Sieber, Deutsch-Westslavische Beziehungen in Früh- lingsbräuchen (Schmidt)	267
Hans Dittrich und Bruno Schier, Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Neudruck (Schmidt)	269
Thorleif Bomann, Die Jesusüberlieferung im Lichte der neueren Volkskunde (Schmidt)	269
Notker Eckmann, Kleine Geschichte des Kreuzweges (Schmidt)	270

Olof Petterson, Mother Earth (Schmidt)	271
Max Währen, Brot und Gebäck im Leben und Glauben des Alten Orients (Ernst Burgstaller)	271
F. Sauer und J. Stummvoll, Krumauer Bilderkodex. Ein- führung Gerhard Schmidt, Übersetzung von Franz Unterkircher (Leopold Kretzenbacher)	273
Agrippa von Nettesheim, De occulta philosophia. Heraus- gegeben von Karl Anton Nowotny (Kretzenbacher)	275
Bengt Holbek und Jorn Pio, Fabeldyr og Sagnfolg (Kai Detlev Sievers)	276
Lauri Simonsuuri und Pirkko-Liisa Rausmaa, Finnische Volkserzählungen (Schmidt)	279
Bollettino dell Repertorio e dell'Atlante Demologico Sardo. Heraus- gegeben von Alberto Cirese (Felix Karlinger)	279
Georgios A. Megasa, Griechenland—Deutschland (Schmidt)	280

Schallplatten

Gottscheer Volkslieder. Aus mündlicher Überlieferung. Ton- aufnahmen von Johannes Künzig und Waltraud Werner. 3 Langspielplatten (Schmidt)	64
La Rappresentazione Popolare: I Maggi della Bismantova. 2 Lang- spielplatten (Schmidt)	65

Anzeigen

Einlauf 1963—1967: Fest- und Gedenkschriften	66
Einlauf 1966—1968: Religiöse Volkskunde	137
Einlauf 1965—1968: Museen, Sammlungen, Ausstellungen	191
Einlauf 1966—1968: Volkserzählung, besonders Sage	282

Jaggschutzen und Fuchsprellen

Zur Bezeugungsgeschichte eines Brauchelementes

(Mit 2 Abbildungen)

Von Leopold Schmidt

Hans Moser in München zu
seinem 65. Geburtstag in alter
Freundschaft gewidmet.

Hans Moser ist bei seinen stoffreichen und klärenden Untersuchungen zur Frühgeschichte der Volkskunde in Bayern wie bei seinen quellenmäßigen Darstellungen des alten Brauchtums gelegentlich auch auf einen Brauch zu sprechen gekommen, der in den entsprechenden Zusammenhängen als „Jaggschutzen“, also als das Prellen einer als „Jaggl“ bezeichneten Puppe zu bestimmten Festterminen angesprochen wird. Vor kurzer Zeit erst konnte Moser in seiner ausführlichen Behandlung der Elemente des städtischen Fastnachtstreibens im Mittelalter Zeugnisse dafür zusammenstellen. Er hat das Brauchelement hier im Zusammenhang mit den Maskierungen in Kälber-, Rinder- und Ochsenhäute behandelt, und schreibt im wesentlichen folgendes: „Erst in Quellen des 16. Jahrhunderts werden Brauchformen herkömmlicher Art, die als spätmittelalterlich gelten können, deutlich, und dabei dominieren zwei Typen. Der eine ist das Prellen oder Schnellen eines vermummten Lehrjungen auf einer Rinderhaut, das mit dem Brauchtum der Gesellenaufnahme zusammenhing, doch auch schon zur Vorführung geworden war. Einen in eine Kuhhaut eingnähten Lehrjungen schnellten die Metzger in Zwickau 1518 vor ihrem Kurfürsten und ebenso die Metzger von Kempten bis 1525 alljährlich am Aschermittwoch vor dem Abt des dortigen Stifts. Für spätere Zeit ist das noch öfters so bezeugt, und es ist auch noch dort anzunehmen, wo Quellen nur vom Umzug der Metzger

„mit ihrer Kuhhaut“ sprechen.“¹⁾ In früheren Veröffentlichungen hat Moser vor allem auf den großen bayerischen Topographen Lorenz von Westenrieder hingewiesen, der 1783 in seiner Beschreibung Münchens darauf zu sprechen kommt. Im Abschnitt über die „Leibesübungen, Feyerlichkeiten, Spiele, Vergnügungen“ erwähnt er dort unter anderem den Santrigl-Aufzug am Pfingstmontag und das „Jacklschutzen“ der Schlosser- und Schmiedelehrlinge an Johanni.²⁾ Auch die Zeitgenossen Westenrieders kannten den Brauch. Moser hat besonders auf den Hofkriegsrat Felix Joseph Lipowsky hingewiesen, der in der frühen bayerischen Volkskunde eine recht bedeutende Stellung eingenommen hat. Seine „Urgeschichte von München“ hat offenbar die Zeitgenossen stark beeindruckt. Moser schreibt von Lipowsky, der seit 1799 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war: „Ein für die Historie begeisterter Dilettant, hatte unter anderem die Manie, in einheimischen Bräuchen antike Ursprünge zu wittern. So führte er in dem genannten Werk den Maibaum, das Bäckerschutzen, den Münchener Schäfflertanz und den Metzgersprung auf römische Bräuche zurück.“³⁾ Das „Bäckerschutzen“ ist damals und auch noch späterhin häufig mit dem „Jaglschutzen“ verwechselt worden. Johann Andreas Schmeidler, nicht nur der Schöpfer des großen Wörterbuches der bairischen Mundart, sondern mit diesem und durch dessen so stoffreiche Artikel auch einer der Begründer der süddeutschen Volkskunde, hat bei „schutzen“ wohl auch beides behandelt, das „Jackl-

¹⁾ Hans Moser, Städtische Fasnacht des Mittelalters (in: Masken zwischen Spiel und Ernst, Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Faschnachtsforschung. Hg. Hermann Bausinger, Tübingen 1967 = Volksleben Bd. 18, S. 172 f.).

Moser zitiert für Zwickau: Friedrich Sieber, Volk und volkstümliche Motive im Festwerk des Barocks. Berlin 1960, S. 6, und für Kempten: Johann Baptist Haggemüller, Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten. Bd. 1, Kempten 1840. S. 590.

Die Belege für Zwickau und für Kempten finden sich auch bereits in der ersten neueren Zusammenstellung, die meines Wissens für dieses Thema durchgeführt worden ist, nämlich bei Siegfried Sieber, Der Schwerttanz besonders in Mitteldeutschland (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, Bd. VII, 1932, S. 1 ff.). Dort hat (S. 20 f.) Sieber einen eigenen Anhang über „Das Hautwerfen“ gegeben, mit den erwähnten historischen Belegen.

²⁾ Hans Moser, Lorenz Westenrieder und die Volkskunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1953, S. 171).

³⁾ Derselbe, Wege zur Volkskunde als Wissenschaft. Zur 200-Jahr-Feier der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1959, S. 131 f.).

schützen“ aber noch eigens geschildert.⁴⁾ Was das Brauchelement selbst betrifft, so zitiert er dazu Lipowsky, „der glaubt, daß dieses den Römern abgelernt sei“. ⁵⁾ Mit diesen Bemerkungen von Lipowsky und Schmeller ist aber schon die frühe bayerische Volkskunde über das Stadium der reinen Aufzeichnung hinausgegangen und hat eine Interpretation, und zwar eine solche hinsichtlich der geschichtlichen Tiefe der Brauchbezeugung und der eventuellen Verbreitung versucht. Gewiß, man kann eine solche erste Suche nach räumlich-zeitlichen Verbindungen für eine „Manie“ halten. Es handelt sich aber andererseits auch um ein frühes Zeugnis für das Verlangen nach dem Nachweis einer gewissen Kontinuität, und ist als solches bedeutsam: Schließlich haben alle Nachfolger in der Brauchforschung gerade diese Möglichkeit der Interpretation, nämlich das Aufweisen von kontinuierlichen Zusammenhängen räumlich-zeitlicher Art, auch erwogen. Sie griffen nicht immer, wie Lipowsky im Zeitalter des Klassizismus dies geradezu selbstverständlich tun mußte, auf die Römer zurück. Aber den Grundgedanken der Kontinuität haben so manche, und zwar wohl auch die bedeutendsten unter den Brauchforschern, immer auch erwogen.

I

Überblickt man kurz, was man für ein einzelnes Brauchelement an Forschungsgeschichte nachweisen kann, so ergibt es sich, daß Westenrieder, Lipowsky und Schmeller tatsächlich am Anfang dieser Reihe stehen. Ungefähr gleichzeitig mit Lipowsky und Schmeller, und sicherlich nicht unabhängig von diesem, hat Jacob Grimm das Brauchelement kurz herangezogen, das er in den Zusammenhang des „Todaustragens“ gestellt fand.⁶⁾ Ein großer Teil seiner Nachfolger hat es auch immer dort belassen. Es ist nicht als einzelnes Element, das bei verschiedenen Brauchkomplexen auftreten kann, behandelt worden, wie dies für eine heutige brauchanalytische Methode selbstverständlich erscheint, sondern eben innerhalb dieses Komplexes erfaßt und zu deuten versucht worden. Der „Jaggl“, oder wie die geprellte Puppe sonst heißen mochte, ist dabei jeweils als eine Personifikation des Endes einer Periode angesehen worden, deren man sich rituell entledigt.

Diese Deutung hängt mit der seit Grimm immer wieder angeführten Stelle im „Weltbuch“ von Sebastian Franck, 1540, zusammen, welche den Brauch mit dem Fastnachtsbutz schildert,

⁴⁾ Schmeller-Frommann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch. Neudruck Leipzig 1939. Bd. I, Sp. 1204.

⁵⁾ Schmeller, ebendort, Bd. II, Sp. 494.

⁶⁾ Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. besorgt von E. H. Meyer. Bd. II, S. 639.

und eine solche Erklärung nahelegt. 7) Sobald andere Bräuche bekannt werden, die nicht direkt das Ende eines Festes oder einer Periode andeuten, und die dennoch das „Schutzen“ enthalten, greift man auch zu anderen Erklärungsversuchen. Das gilt vor allem für die Prell-Bräuche bei der Ernte. Als Hermann Allmers es 1857 unternahm, den Erntebrauch der Elb- und Wesermarschen zu schildern, kam er auch auf das „Högen“ zu sprechen, das bei verschiedenen Personen in verschiedenen Formen durchgeführt wurde. Und für Allmers lag eine Erklärung nahe, die man beinahe als das direkte Gegenstück zu jener Lipowskys ansprechen kann: „Übrigens ist noch an dieser Stelle zu bemerken, daß wir sicherlich in jenem ‚Högen‘ (Erhöhen) den Rest einer uralten germanischen Sitte zu erblicken haben. Erzählen doch schon römische Schriftsteller, daß die alten Deutschen, wenn sie ihre Fürsten und Häuptlinge erwählt hätten, dieselben stets auf einen Schild stellten und sie dann unter Beifallgeschrei in die Höhe hoben.“ 8) Tiemann hat sich ungefähr ein halbes Jahrhundert nachher über diese Interpretation ebenso gewundert wie Moser über jene Lipowskys. 9) In beiden steckt aber der Drang nach einer Erklärung, und zwar im Sinn der Annahme älterer Zusammenhänge.

Wilhelm Mannhardt, dem die Zusammenhänge mit der Antike wie die mit dem Germanentum geläufig waren und der in seiner vielschichtigen Interpretation gerade des Erntebrauchtums immer davon Gebrauch gemacht hat, überblickte eine bei weitem größere Zahl von Varianten eines derartigen Brauchelementes, als daß er eine solche „lineare Kontinuität“ ins Auge gefaßt hätte. Wo er auf das Fuchsprellen zu sprechen kommt, nämlich bei französischen Erntebrauchen, dort geht er darauf nicht ein, sondern beläßt den Brauch, die Bäuerin auf einem Leintuch zu prellen, im Bereich der Druscharbeit; er vermeint, in einer Klammerbemerkung, eine „Nachahmung des Worfelns“ darin erblicken zu sollen. 10) In Mannhardts Umfrage-Material, das Ingeborg Weber-Kellermann geordnet ausgewertet hat, ist das „Högen“ für

7) Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (= Historische Studien, Bd. 47), Berlin 1904, S. 121.

8) Hermann Allmers, Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 4. Aufl. Oldenburg und Leipzig 1891, S. 258.

9) Tiemann, Art. Prellen, schnellen (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, Sp. 306 f.).

10) Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 2. Aufl. Bd. I, Berlin 1904, S. 612.

Norddeutschland noch mehrfach ausgewiesen¹¹⁾, ohne aber mit einer Deutung belastet zu sein. Als Gegenstück dazu kann man die ebenfalls philologisch hochgebildeten und ebenso eingestellten Zeitgenossen Mannhardts ansehen, Reinhold Köhler vor allem, aber auch seinen Nachlaßherausgeber Johannes Bolte. Köhler hat 1881 eine kleine Belegsammlung zu dem Motiv „Up der Hut werpen“, auf der „Haut“, meist einer Ochsenhaut, prellen, zusammengestellt¹²⁾, Johannes Bolte hat sie bei der Neuherausgabe sinnvoll ergänzt, nicht zuletzt auch durch verdienstvolle Hinweise auf Abbildungen, die gerade für diesen Brauch, dieses Brauchelement nicht ganz selten sind¹³⁾. Deutungen dagegen haben weder Köhler noch Bolte angestrebt.

Ähnlich steht es bei den meisten Zusammenstellern landwirtschaftlichen Brauchgutes, auch wenn mitunter wohl stillschweigend die Deutung im Sinn des „Todaustragens“ vorhanden gewesen sein dürfte. Eduard Hoffmann-Krayer hat sie betont wieder ausgesprochen. Für ihn war das „Aufwerfen“ oder „Prellen“ einer entsprechenden Figur eine der Formen des Todaustragens¹⁴⁾. An Hoffmann-Krayer hat sich Tiemann mit dem Artikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens angeschlossen, einem jener zu kurzen und zu wenig tiefgehenden Artikel dieses an sich so verdienstvollen Werkes, welche das Gesamtwerk heute, knapp ein Vierteljahrhundert nach seiner Fertigstellung, so wenig befriedigend erscheinen lassen. Tiemann hat nicht nur die Verbreitung des Brauchelementes nicht überblickt, er hat auch noch einmal einige Belege für das Bäckerschupfen mit herangezogen, also wie Lipowsky mehr als ein Jahrhundert vorher, und damit zwei sehr verschiedene Dinge kontaminiert.

Jedenfalls steht Tiemann ähnlich wie mehrere Vorgänger auf dem Standpunkt, daß es sich beim Prellen um ein symbolisches

11) Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts, auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865 (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn, Bd. 2). Marburg 1965. S. 233 f. und öfter.

12) Reinhold Köhler, Up der Hut werpen (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. 6, 1881, S. 36).

13) Derselbe, Kleinere Schriften zur Neueren Literaturgeschichte Volkskunde und Wortforschung, hg. Johannes Bolte (= Kleinere Schriften, Bd. III). Berlin 1900. S. 606 f.

14) Eduard Hoffmann-Krayer, Fruchtbarkeitsriten im schweizerischen Volksbrauch (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. XI, S. 239).

Wörtlich wiederholt in: Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizer Volkes. Neubearbeitung durch Paul Geiger. Zürich 1940. S. 122.

„Töten“ handle: „Ein heute noch hauptsächlich in der Schweiz geübter Brauch ist es, beim ‚Todaustragen‘ zur Fastenzeit die Strohpuppe dadurch symbolisch zu ‚töten‘, daß man sie durch ein aufgespanntes Tuch wiederholt in die Luft emporschnellt und wieder auffängt¹⁵⁾.“ An diesem einleitenden, zusammenfassenden Satz ist so viel falsch oder doch nur halbrichtig, daß man damit eben nichts mehr anfangen kann. Da ist man beinahe froh, daß in einer Darstellung, die hier eigentlich hätte zu Wort kommen müssen, nämlich in Waldemar Liungmans „Traditionswanderungen“, der betreffende Abschnitt anscheinend ausgefallen ist. Diese an sich großartige Belegsammlung zu den verwandten Brauchkomplexen sollte wohl nach der Vorankündigung in Liungmans „Sommer und Winter“¹⁶⁾ einen Absatz über das Prellen enthalten, doch ist im Textband der „Traditionswanderungen Rhein - Euphrat“ die angekündigte Stelle nicht enthalten¹⁷⁾.

Es hätte sich vermutlich auch dort um das „Töten“ des betreffenden Wesens, der Fastnachtpuppe, oder wie man es eben heißen mochte, gehandelt. Das fast gleichzeitig mit Liungmans „Traditionswanderungen“ erschienene weitausgreifende Werk J. J. Meyers, die „Trilogie“, kam jedoch zu genau entgegengesetzten Schlüssen. Meyer kannte im wesentlichen nur die Zeugnisse bei Sebastian Franck, Münchner Belege über die alte Zusammenstellung durch Nork und schließlich die in ihrer Art immer noch wichtige Übersicht von Hoffmann-Krayer, aber er zog daraus andere Schlüsse als seine Vorgänger. Für ihn handelte es sich bei dem „Prelle“ einer Puppe, die eventuell einen Toten darstellen sollte, um einen Fruchtbarkeitsritus, und das „Emporschnellen in die Luft scheint Erwecken oder Beleben zu versinnbildlichen“¹⁸⁾. Nicht der Tod, sondern Leben also, ein neuer Aspekt, am alten Material abgelesen, freilich aus der allgemein fruchtbarkeitssymbolischen Einstellung J. J. Meyers heraus, deren stark psychoanalytische Grundhaltung anscheinend dazu beigetragen hat, daß das sehr stoffreiche Werk der Volkskunde fast gar nicht zugänglich gemacht wurde.

Arbeiten wie die von Liungman oder von J. J. Meyer waren letzten Endes eigentlich Ausläufer der Volkskunde des 19. Jahrhunderts. Arbeiten in der Nachfolge Mannhardts, wenn man will.

¹⁵⁾ Tiemann, wie oben Anm. 8, Sp. 306.

¹⁶⁾ Waldemar Liungman, Der Kampf zwischen Sommer und Winter (= FFC Nr. 130). Helsinki 1941. S. 103.

¹⁷⁾ Derselbe, Traditionswanderungen Rhein - Jenissei (= FFC Nr. 129). Helsinki 1941. S. 208 ff.

¹⁸⁾ J. J. Meyer, Trilogie altindischer Mächte und Feste der Vegetation. Ein Beitrag zur vergleichenden Religions- und Kulturgeschichte, Fest- und Volkskunde. Zürich und Leipzig 1937. Teil I, S. 78, 80.

Die allmähliche Überwindung dieser Schule ist auf verschiedenen Wegen vor sich gegangen. Einer davon ist sicherlich der einer „historischen Volkskunde“, einer Volkskunde von den zeitlich-räumlich belegbaren Zeugnissen her. Hans Moser hat für diesen Weg besonders viel getan¹⁹⁾. Deshalb soll hier eine kleine zeitlich geordnete Reihe von Belegen von dem einen Brauchelement des „Jagglschutzens“ vorgelegt werden, ohne aber nun dabei stehen zu bleiben und zu verharren. Der Brauch, das Brauchelement, war früher da als auch die frühesten Zeugnisse, und hat weiterhin Geltung gehabt als wir einstweilen überblicken können. Das muß als Hintergrund der Belege stets mitbedacht werden.

II

Wenn Lipowsky und Schmeller, beide im Sinn des Klassizismus hochgebildete, literaturkundige Männer, beim „Jagglschutzen“ an die Römer dachten, dann taten sie es nicht einer vorgefaßten Meinung wegen. Sie erinnerten sich einfach an Stellen in ihrer Lektüre der lateinischen Schriftsteller, die damals bei weitem mehr gelesen wurden als heute, und konnten ohne weiteres ein oder zwei Zitate vorbringen, die bewiesen, daß es in Rom den spielhaften Brauch des „Prellens“ durchaus gegeben hatte. Am bekanntesten war und ist die Stelle in den Kaiserleben des Sueton, der in der Lebensbeschreibung des Kaisers Otho erzählt, daß er in seiner Jugend mit anderen römischen Jugendlichen zusammen gern des Nachts Passanten auf dem rasch ausgebreiteten Mantel, dem „sagum“, geprellt habe²⁰⁾. Schmeller hat gewußt, daß der Scherzbrauch von jenem „sagum“ eben lateinisch „sagatio“ hieß. Er stellte in seiner großen Sprachkenntnis die Bezeichnungen in anderen Sprachen dazu. Das griech. „palmos“ wird dabei von „pallein“, schütteln, kommen. Ob man durch die Gleichung sagatio = palmos darauf schließen kann, daß man auch in Athen „geprellt“ habe, bleibe dahingestellt. Vom franz. berner weiß man, daß es das gleiche wie das engl. toss on a blanket bedeutet, und wiederum das gleiche wie das span. mantear²¹⁾. In England hat man also schon der Bezeichnung nach auf einem „blanket“ geprellt, in Spanien auf einem Mantel, es geht so ziem-

¹⁹⁾ Hans Moser, Gedanken zur heutigen Volkskunde. Ihre Situation, ihre Problematik, ihre Aufgaben (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1954, S. 208 ff.).

²⁰⁾ Sueton, Cäsarenleben. Hg. Till. Otho, Kap. 2, S. 407.

Vgl. Karl Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1899. S. 281 f.

²¹⁾ Schmeller, wie oben Anm. 3, Bd. II, Sp. 494.

Reinhold Köhler, wie Anm. 12, S. 606.

Grimm, Deutsches Wörterbuch 4, 1, 1, 334; 7, 2100.

lich immer um die gleiche Sache, und alle zusammen haben sie eine beachtliche Übereinstimmung mit den römischen Belegen aufzuweisen.

Künstlerisch bedeutsamer als die Sueton-Stelle über das Jugendleben des Kaisers Otho, freilich auch bei weitem schwerer zu verstehen, ist das Epigramm *Martialis*, der sich damit an sein „Büchlein“ wandte. Alexander Berg hat dieses Epigramm einstmals folgendermaßen übersetzt:

Martialis, Epigramme, I, 3

Lieber bewohnst du den Raum in den Argiletischen Läden,
Während, mein Büchlein, leer unsere Schreine dir stehn.
Nicht kennst, ach nicht kennst du der Herrin Roma Verwöhntheit:
Glaube mir, allzu klug wurde der Haufe des Mars.
Nirgends ist größer Gespött, und Jünglinge, Knaben und Greise
Sind mit Nasen begabt, einem Rhinoceros gleich.
Hast du ein mächtig Bravo gehört, versprichst du dir Küsse,
Wirst du, vom Mantel geprellt, hoch zu den Sternen geschickt.
Aber daß nicht so oft des Herrn Ausstreichen du duldest,
Oder das strenge Rohr tadle dein schelmisches Spiel
Willst, Leichtfertiges, du die ätherischen Lüfte durchfliegen:
Fliehe denn; aber daheim konntest du sicherer sein²²⁾.

Im achten Vers steht hier also die Andeutung einer „sagatio“: *Ibis ab excusso missus in astra sago*, das Büchlein des Dichters wäre in diesem Fall „geprellt“ worden.

Es handelt sich also um Nachrichten über derbe Spässe, wie sie sich die jungen Männer in Rom harmlosen Leuten gegenüber erlaubt haben mögen. Sie „prellten“ auf ihrem „sagum“, und der Name des Kleidungsstückes mag vielleicht darauf hinweisen²³⁾, daß es sich eigentlich um einen Soldatenbrauch, um einen aus den römischen Feldlagern übernommenen rauhen Spaß gehandelt haben dürfte. Das würde zu so manchen Nachrichten über das „Fuchsprellen“ aus späterer Zeit passen, über das Brauchelement, das noch nicht im Gefüge eines Brauchkomplexes wie des Tod-austreibens etwa eingeordnet war oder sein mußte.

Die Feststellung des „komplexfreien Brauchelementes“ soll nicht daran hindern, auch in der Antike das Vorkommen von gleichen Elementen in größeren brauchmäßigen Zusammenhängen anzunehmen. Das kann es gegeben haben, vielleicht bei den Randvölkern der klassischen Antike eher als bei den Römern.

²²⁾ *Martialis*. Die Epigramme des Marcus Valerius Martialis. Übersetzt und erläutert von Alexander Berg (= Langenscheidtsche Bibliothek sämtlicher griechischer und römischer Klassiker, Bd. 66). Berlin-Schöneberg o. J. S. 21 f.

²³⁾ Ludmila Kybalová, Olga Herbenova, Milena Lamarova. Das große Bilderlexikon der Mode. Vom Altertum zur Gegenwart. Prag 1966. S. 79.

Möglicherweise gibt es einen Hinweis auf einen derartigen Brauch bei den Thrakern. Herodot erzählt von ihnen, daß sie jedes fünfte Jahr einen „Boten“, vielleicht einen Königsvertreter, an Zalmoxis, der hier wohl als eine Art von Gottkönig gedacht ist, geschickt hätten. „Man warf den Boten in die Höhe, und während er herunterfiel, spießte man ihn mit Lanzen durch. Wenn er starb, war er gottbegnadet, wenn nicht, war er böse, und es mußte ein anderer auf diese Weise ‚geschickt‘ werden²⁴⁾.“ Die Stelle ist so dunkel wie die meisten Nachrichten über Zalmoxis und seinen Kult. Es muß eine Fülle von Bräuchen und Spielen in diesem Zusammenhang gegeben haben, die wohl so etwas wie Mutproben waren. Was man sich vom „Hängenspielen“ der Thraker erzählte²⁵⁾, klang nicht weniger greulich wie diese Geschichte vom Hochwerfen und Aufspießen der Königsboten. Aber das „Hochwerfen“ könnte jedenfalls ein „Prellen“ gewesen sein, und deshalb muß hier darauf hingewiesen werden, nicht etwa um der rezenten Belege für das Fuchsprellen im Balkanbereich. Was freilich andererseits wieder nicht heißen soll, daß es dort nicht etwa auch Erscheinungen der Kontinuität geben könnte; man hat auf so manche offenbar sehr langlebige Kulturelemente in jenem Südostrum Europas hinweisen können.

IV.

Das Hochwerfen der Boten bei den Thrakern ähnelt in seinem Verlauf einem Gottesurteil. Damit wird die Sphäre der Rechtsbräuche berührt, und seit Grimm ist das Brauchelement des „Fuchsprellens“ immer einmal auch dort festgestellt worden²⁶⁾. Vielleicht nicht als Gottesurteil, wohl aber als Strafe hat es das Prellen im Mittelalter jedenfalls gegeben. Ja man kann sagen, die wenigen mittelalterlichen Belege, die es überhaupt dafür gibt, entstammen alle dem Bereich des alten Rechtsbrauches.

Das merkwürdigste Zeugnis, eine Stelle in der Weltchronik des Wiener Bürgers Jans Enenkel, nach 1250 verfaßt, ist leider ungefähr ebenso undeutlich wie das Epigramm Martials. Es läßt sich nur daraus entnehmen, daß es ein Prellen, und zwar als

²⁴⁾ Herodot, Historien, IV, 94 f.

Erwin Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 7. und 8. Aufl. Tübingen 1921. Bd. II, S. 28 ff.

²⁵⁾ Groos, Spiele der Menschen, wie oben Anm. 19, S. 283 f.

Vgl. weiter Joseph Wiesner, Die Thraker. Studien zu einem versunkenen Volk des Balkanraumes (= Urban-Bücher Bd. 41). Stuttgart 1963. S. 95 ff.

²⁶⁾ Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 2. Aufl. Bd. II, S. 1324.

Strafe, gegeben haben muß. Es handelt sich bei dieser Stelle der „Weltchronik“ um die Schilderung der Errichtung einer Bildsäule, die der König Nabuchodonosor nach dem Traum Daniels hat herstellen lassen, also eine Ausweitung der Bibelstelle Daniel III, 6—11, mit einer apokryphen Weiterführung:

17 255 swer der siulen niht eren tet,
den hiez man toeten ze stet,
er hiez manic spil bringen dar,
orgel, rotten, daz ist wâr,
herpfen unde gîgen vil,
vetach, manger hand spil.
er hiez do slahen sumber.
was ieman da so tumber,
der zuo der siulen niht enkam,
als er diu seitenspil vernam,
den hiez er toeten zehant.
er jach: „ir sült den heilant
an biten,“ — der dar stuont von golt
„und an rüefen“ — als er solt.
swer in swacher waet
kom und het sich niht genaet
an sinem bris den ermel zuo,
des spottet man spät und fruo.
man hiez in ûf einer rinderhût
werfen ûf, daz er schrê lût.²⁷⁾

Wer sich also der Bildsäule in unziemlicher, weil nicht festlicher Kleidung nahte, der wurde auf einer Rinderhaut geprellt: Die Bibel kennt diese Strafe nicht, es handelt sich um eine aus anderen Quellen gespeiste Ausführung der biblischen Andeutungen; also um einen Strafbrauch. Daß man auf einer Rinderhaut prellt, bleibt wichtig.

Das nächste Zeugnis gehört bereits der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Es handelt sich um eine Hirtenszene vor der Geburt Christi im Prozessionsspiel von Wakefield in England²⁸⁾. In diesen englischen Hirtenszenen geht es immer sehr lebensvoll und drastisch zu. In diesem Fall wird der Schafdieb zur Strafe auf einem Laken geprellt.

Die damit immerhin bezeugten Strafvollzugsgebräuche sind ebensowenig wie die Soldaten- und Jungmännerbräuche im alten Rom Teile eines Brauchkomplexes. Es sind „komplexfreie Brauch-

²⁷⁾ Jans Enenkel, Weltchronik, hg. Philipp Strauch (= Monumenta Germaniae historica, Deutsche Chroniken Bd. III). Hannover und Leipzig 1900. V. 17.273.

²⁸⁾ Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. Bd. I, 2. Aufl. Halle 1911. S. 294 ff.

Hans Heinrich Borchardt, Das europäische Theater im Mittelalter und in der Renaissance. Leipzig 1935. S. 54.

elemente“, diesmal eben auf das Volksrecht übertragen, von diesem verwendet. Auch bei dieser Gelegenheit wird man aber sagen müssen, daß es wenigstens im 15. Jahrhundert durchaus das Prelen auch im Jahresbrauch, zur Fastnacht oder zum Ernteschluß doch gegeben haben kann.

V.

Das wichtigste Zeugnis dafür findet sich erst im 16. Jahrhundert. Es handelt sich um die schon erwähnte, oft zitierte Stelle im „Weltbuch“ des Sebastian Franck, in Tübingen 1539 erschienen. Franck schreibt dort von der Fastnacht: „Halten auch ir vier eyn leylach bey den vier zipfeln und einen ströinen angemachten butzen in hosen und wammes mit einer larven, wie einen toten man, schwingen si ihn mit den vier zipfeln auf in die höhe und entfahen ihn wider in das leylach. Das treiben sie durch die ganze stadt ²⁹⁾“. Ein Fastnachtsbrauch im süddeutschen Bereich also. Eine Stroh puppe, als Mann gekleidet und maskiert, wird geprellt, von einem Leintuch aus. Man hat, vielleicht von der Bemerkung Francks „wie einen toten man“ ausgehend, das Zeugnis zum Tod austreiben gestellt, eben als eine der vielen Möglichkeiten, das Ende der Faschingszeit darzustellen.

Eigentlich enthält die Stelle freilich keinen direkten Hinweis darauf. Es ist Brauch, eine Puppe zur Fastnacht zu prellen, weiter nichts. Das Prellen selbst war Fastnachtsbrauch, wie ein um zwanzig Jahre älteres Zeugnis belegt. Reinhold Köhler hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in der Zwickauer Chronik des Tobias Schmidt von 1656 der Hinweis darauf enthalten ist, daß zur Fastnacht 1518 schon in Zwickau von den Fleischhauern ein Prellen durchgeführt wurde, man prellte von einer Kühhaut ³⁰⁾. Der Termin, die Fastnacht, erscheint also wohl gegeben, aber es handelt sich 1518 nicht um beliebige junge Männer wie bei Sebastian Franck, sondern um Angehörige einer Zunft. Die Fleischhauer waren es, genauso wie ein halbes Jahrhundert später: Der Holzschnitt eines unbekanntenen Meisters zeigt „Das Zwickauer Festschießen im Jahre 1573“ mit verschiedenen spielenden Handwerkergruppen, und darunter eben „Die Metzger mit jrer Kühhaut.“ Da halten fünfzehn Männer die Haut gespannt

²⁹⁾ Ludwig Andreas Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Ein Durchblick. Freiburg im Breisgau 1936. S. 127 f.

³⁰⁾ Tobias Schmidt, Zwickauischer Chroniken anderer Theil. Zwickau 1656. S. 275. Nach Reinhold Köhler, Kleinere Schriften Bd. III, S. 606.

und prellen damit einen sechzehnten, der auf dem Holzschnitt als eben in der Luft schwebend gezeigt wird ³¹⁾.

Das Brauchelement ist also in guten Bezeugungen der frühen Neuzeit gegeben, aber durchaus nicht auf einen einzigen Brauchtermin beschränkt. Einmal gibt Sebastian Franck 1539 die Fastnacht als Termin an, und ein zweites Mal läßt sich aus einer Münchener Hofrechnung von 1592, entnehmen, daß die Seilergesellen zur Fastnacht den „Liendl geschützt“ hatten; Sie bekamen 1 fl., einen Gulden dafür ³²⁾. Schmeller hat einen weiteren Beleg dazugestellt, (cgm. 991, f. 225 b), nach dem ein Fremder auf einer Bärenhaut „geschützt“ worden sei ³³⁾. Das mag ein Einführungs- oder ein Strafbrauch gewesen sein, der Beleg steht einstweilen vereinzelt. Aber auch das „Liendl schützen“ war bisher nicht bekannt: Die Puppe der Seiler sollte danach „Liendl“, also Leonhard geheißten haben ³⁴⁾. St. Leonhard, der Patron der Gefangenen, als Patron der Seiler, das wäre durchaus möglich ³⁵⁾. Daß der Tagespatron dann die Kurzform seines Namens der Spielfigur überlassen habe, scheint auch im Bereich des Wahrscheinlichen, es gibt genügend Gegenstücke dazu. Aber dann wäre dieser Brauch des „Liendlschützen“ der Seilergesellen eigentlich kein Fastnachtsbrauch, sondern ein Handwerkerbrauch, zunächst am Jahrtag der Seiler durchgeführt, gewesen. Dazu hat es noch im 19. Jahrhundert Gegenstücke gegeben, beispielsweise in Meran, wo die Gerber auf diese Weise ihren Jahrtag begingen ³⁶⁾.

Das Fuchsprellen konnte also im 16. Jahrhundert im Fastnachtsbrauch vorkommen, es war aber nicht daran gebunden. Es war unter Umständen Jahrtagsbrauch der verschiedenen Handwerker, wobei die Fleischer vielleicht etwas stärker im Vordergrund stehen dürften, weil sie nicht wie die anderen Fuchspreller ihren Mann oder ihre Puppe auf einer Decke oder auf einem Leintuch „schützten“, sondern dafür eine Rinderhaut verwenden konnten, wie übrigens eben später noch die Gerber auch. Das war sinnbildliches Standesdenken, wie bei allen Zunftzeichen, aber

³¹⁾ Georg Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus vier Jahrhunderten. 2. Aufl. Hg. Max von Boehn. München 1923. Bd. I, Abb. 265.

³²⁾ Schmeller, Bd. II, Sp. 495, nach Westenrieder, Beiträge Bd. III, S. 108.

³³⁾ Schmeller, ebendort, II, Sp. 495.

³⁴⁾ Mit dem Liendlschützen, dem Aufheben des eisernen Leonhardsnagels in der Wallfahrtskirche von Inchenhofen (Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten. Bd. I, München-Pasing 1953. S. 151) hat der Brauch nichts zu tun.

³⁵⁾ Bei Dietrich H. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905. S. 332 f., wird der hl. Leonhard nicht als Patron der Seiler genannt.

³⁶⁾ Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld, Kulturhistorische Studien aus Meran. Leipzig 1874. S. 134 f.

vielleicht noch irgendetwas anderes. Der Beleg in Enenkels „Weltbuch“ aus dem 13. Jahrhundert zeigt doch auch schon das Prellen auf einer Rinderhaut, ohne daß schon Fleischhauer oder Gerber daran beteiligt erscheinen würden. Das Prellen und das Prellgerät waren ebensowenig Zunftgut wie sie Fastnachtgut waren. Es konnten sich nur stets nach der einen oder der anderen Seite, oder auch nach beiden, Verbindungen ergeben.

Bildbelege wie der Holzschnitt vom Zwickauer Festschießen von 1573 zeigen das Fuchsprellen bis zu einem gewissen Grad in ein brauch- und festmäßiges Geschehen eingeordnet. Andere im 16. und 17. Jahrhundert auftretende Bildzeugnisse lassen derartige Bindungen nicht erkennen. Sie stellen eher Illustrationen von Erzählungen, von Anekdoten oder Schwänken dar. Das gilt beispielsweise für jenen Holzschnitt, welcher der Ausgabe der „Historien und Exempel von widerwertigem Glück“ des *Boccaccio* in der Übersetzung von Hieronymus Ziegler, 1544, beigegeben ist ³⁷⁾.

Das Fuchsprellen kann eben in dieser Zeit öfter zum Erzählmotiv werden, es fügt sich so manchem anderen Spottmotiv an. Neulinge, Tölpel und verwandte Figuren, der europäischen Novelistik der Spätrenaissance besonders vertraut, werden da unter anderem auch geprellt. Das klassische Beispiel dafür steht im „Don Quichote“ des *Cervantes*. Der 1604 vollendete erste Teil des großartigen Werkes beruht durchaus auf den geistigen und gesellschaftlichen Grundlagen des späten 16. Jahrhunderts. In der Erzählung von den Lehr- und Wanderjahren des irrenden Ritters kommt im 12. Kapitel nun auch unser Brauchelement vor, mit sicherer Hand in den Erzählablauf einkomponiert ³⁸⁾. Der arme Ritter hat das Wirtshaus für eine Burg gehalten und ist bei derer Erstürmung schrecklich verprügelt worden. Sancho Pansa, der treue bäuerliche „Knappe“ hat auch sein Teil abbekommen. Am Morgen können sie, zerschlagen und zerschunden, wieder weiterziehen, nur hätte Sancho Pansa für die Beherbergung bezahlen sollen, was er weder wollte noch konnte. Sobald er sich drücken will, wird er festgehalten, und die anderen Gäste, nämlich vier Tuchscherer aus Segovia, drei Nadler vom Pferdebrunnenplatz in Cordoba sowie zwei Trödler vom Markte zu Sevilla, alles

³⁷⁾ *Boccattius*, Historien und Exempel von widerwertigem Glück. Übersetzt von Hieronymus Ziegler. 1544, Bl. 133 b. Zitiert von Reinhold Köhler, Kleinere Schriften, Bd. III, S. 607.

³⁸⁾ Miguel de *Cervantes* Saavedra, Don Quijote von der Mancha. Nach der Übersetzung von Ludwig Braunfels und der Fassung des Florian hg. und eingeleitet von Hermann Tiemann. Lübeck und Leipzig 1939. S. 88 f.

lustige Leute „wohl aufgelegt, schadenfroh und zu jedem Mutwillen aufgelegt“ zogen Sancho, der eben davonreiten wollte, von seinem Esel herunter, „einer von ihnen holte drinnen die Bettdecke des Wirtes, und sie warfen ihn darauf“, um ihn zu prellen. Sie schnellten ihn aber zunächst nicht in die Höhe, weil sie sich davon überzeugten, „daß die Stubendecke für dieses Spiel zu niedrig sei“. Daher beschlossen sie, in den Hof zu gehen, „der nur den Himmel über sich hatte, und hier legten sie Sancho mitten auf die Bettdecke und begannen ihn in die Höhe zu schnellen, und hatten ihren Spaß mit ihm wie mit einem Hunde auf Fastnacht.“ Don Quichote, der auf das Geschrei Sanchos hin zurückreitet, kann ihm nicht helfen, sondern hätte am liebsten mitgelacht. Auf seine Beschimpfungen und Bitten hin hören sie noch nicht auf, Sancho zu prellen, erst „aus lauter Ermüdung ließen sie schließlich von ihm ab.“ Und Sancho kann endlich mit seinem sehr bedrückten Herrn weiterreiten.

Die Stelle ist bekannt und berühmt gewesen und geblieben. Das erweisen nicht zuletzt bildkünstlerische Darstellungen noch nach Jahrhunderten. Von besonderer Wichtigkeit ist aber doch, daß dieser Spaß hier in zumindest angedeuteten Zusammenhängen steht. Sancho wird nicht aus purem Übermut geprellt, sondern zu Recht: Es handelt sich um die Strafe für den Zechpreller. Wie beim Schafdieb im Weihnachtsspiel von Wakefield ist hier also das Fuchsprellen als volksmäßige Strafe vollzogen worden. Der andere ebenfalls bemerkenswerte Zusammenhang erscheint nur knapp angedeutet, wenn es heißt: „Sie hatten ihren Spaß mit ihm wie mit einem Hunde auf Fastnacht.“ Das Schnellen von Tieren ist also bekannt gewesen, und zwar als Fastnachtsbrauch. Es gibt für den wenig tierfreundlichen Brauch so manche Zeugnisse aus späterer Zeit, aber es mag bezeichnend sein, daß wir hier das erste gerade aus Spanien vorliegen haben.

VI

Das 17. Jahrhundert bringt zunächst einige Belege dafür, daß der Brauch in Handwerkerkreisen üblich geblieben war und sich dort auch noch weiter verbreitete. Reinhold Köhler und Johannes Bolte haben auf solche Belege für den Brauch in Handwerkerkreisen hingewiesen, es waren vor allem Fleischer und Gerber, die in Danzig³⁹⁾ wie in Goslar und darüber hinaus nach dem Norden und dem Nordosten den Brauch verbreiteten. Während des

³⁹⁾ Johannes Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert (= Theatergeschichtliche Forschungen Bd. 12). Hamburg und Leipzig 1895. S. 9, 58.

Dreißigjährigen Krieges sind die Zeugnisse dünn gesät, nachher mehren sie sich. Hierher gehört es, wenn Tobias Schmidt 1656 den Brauch für Zwickau bezeugt, mit der Tradition von 1518 her. Stärker in den Zusammenhang mit dem von Cervantes genannten Tierprellen gehören die Bildbelege der Zeit. So hat Melchior Küsell ein „Fuchsprellen vor dem Kaiser im Prater zu Wien“ 1666 dargestellt⁴⁰). Füchse und Hasen werden da in die Luft geschnellert, es handelt sich offenbar um einen Jagdbrauch. Ein Dutzend Jahre später hat Georg Jacob Schneider ein Fuchsprellen im Schloßhof zu Dresden, 1678, in einem Kupferstich festgehalten. Da prellen die Männer auf schmalen Tuchbahnen lebende Füchse, die offenbar von Hunden gehetzt werden⁴¹). Vermutlich ist der spanische Brauch im 17. Jahrhundert an die deutschen Höfe gekommen.

Von hier aus ist die Bezeichnung „Fuchs“ für den geprellten Neuling offenbar auf das menschliche Fuchsprellen übergegangen und hat sich im Hänselfbrauch erhalten. Die Hintergründe des Prellens der Tiere, also der Hunde, Hasen und Füchse, brauchen hier nicht erörtert zu werden. Man hat sie einigermaßen einseitig im Bereich des „Opfers“ eines „Vegetationstieres“ gesucht⁴²). Im Zusammenhang mit unserer Bezeugungsreihe soll darauf nicht eingegangen werden, weil es sich vermutlich um eine andere Linie der Brauchgestaltung handelt.

Von den in die Luft geschnellten Menschen sprechen auch im 17. Jahrhundert noch einige ganz verschiedene Quellen, die alle von derartigen religionsgeschichtlichen Beziehungen jedenfalls recht entfernt zu liegen scheinen.

Eine Art von erzählerischem Gegenstück zu der Episode im „Don Quichote“ des Cervantes stellt jedenfalls die Motivgeschichte in der italienischen Novelle „Abenteuer eines deutschen Poeten“ von Pietro Pomo, im 17. Jahrhundert, dar. Es handelt sich dabei um die märchenhafte Geschichte eines Deutschen namens Agisulf in „Hibernien“, der dort auf wunderlichen Wegen König wird. Vorher aber wird er noch von Anhängern des Tyrannen Crudarte verspottet, und zwar zuletzt auf folgende Weise: „Aber siehe da, als er aus der Burg treten will, wird er von einer Schar seiner Verhöhnner angegriffen, die ihn auf einmal mit einem papieremem

⁴⁰) Eugen Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. Jena 1907. Abb. 1305.

Zum Fuchsprellen im Wiener Prater vgl. weiter Hans Pemmer und Ninni Lackner, Der Wiener Prater einst und jetzt (Nobel- und Wurstelprater). Wien 1935. S. 7.

⁴¹) Eugen Diederichs, ebendort, Abb. 1304.

⁴²) Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz. Wien 1955. S. 20 f.

Diadem krönten, mit einem Mantel aus den schlechtesten Lumpen umhüllten, auf einen Sessel hoben und als König begrüßten. So trugen sie ihn mit Gewalt auf den großen Platz vor dem königlichen Palast, um Crudarte ein heiteres Schauspiel zu gewähren. Mit Hilfe von acht starken Männern, die sie zu diesem Zwecke ausgewählt hatten, prellten sie ihn wiederholt auf einer Decke, und sagten ihm, so erhöben sie ihn viel besser als auf den königlichen Thron, und zeigten damit dem Volke Könige seinesgleichen. Am Ende ließen sie ihn zerbrochen und atemlos liegen, daß er kaum auf den Füßen in seine Gemächer gelangen konnte⁴³⁾.“ Man sieht, es handelt sich um den Spott des Fuchsprellens im engsten Zusammenhang mit einer Krönungs- beziehungsweise Schilderhebungszeremonie. Das ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Das Ausrufen eines Festkönigs zusammen mit seiner Erhebung auf einem Stuhl ist brauchmäßig durchaus bezeugt. Ein solches „Lifting“ des Hausherrn oder auch des Gastes durch die Frauen, vor allem durch die weiblichen Dienstboten, war beispielsweise zu Ostern in England üblich⁴⁴⁾. In der Novelle von Pietro Pomo folgt auf die Spott-Erhebung sogleich die bildhafte Strafe, eben das Prellen. Hermann Allmers hat also vor mehr als hundert Jahren gar nicht so ganz falsch gesehen, als er das „Högen“ im Erntebrauch mit der Schilderhebung in einen gewissen Zusammenhang bringen wollte, und Tiemann hat sich die Kritik an Allmers zu leicht gemacht. Wirkliche Königsbräuche und heitere Zeremonien um einen Spott- oder Festkönig stehen immer sehr dicht nebeneinander. So manche wirkliche als Königsberufung gemeinte Schilderhebung ist im Mittelalter nur ganz knapp an einer Spottzeremonie vorübergegangen. Das war beispielsweise 1125 der Fall, als Lothar von Supplinburg zunächst nur von seinen Sachsen zum König ausgerufen und auf den Schild erhoben wurde, und die eigentliche Wahl und Krönung erst später und ohne Anerkennung dieser ersten Erhebung stattfand⁴⁵⁾. Solche Dinge hat die alte Zeit selbstverständlich gewußt, und den Spottbrauch daher mit der Wirklichkeit in lebendige Beziehung zu setzen vermocht.

Damit stehen wir aber auch vor der Feststellung, daß die geprellte, geschnellte Gestalt, ob Mensch oder Puppe, in manchen Zusammenhängen mehr Bedeutung gehabt haben kann, als aus den vielen Zeugnissen des Handwerkerbrauches oder auch des

⁴³⁾ Italienische Novellen. Berlin 1940. Bd. III, S. 499.

⁴⁴⁾ A. R. Wright, British Calendar Customs. England. A. Movable festivals. Hg. T. E. Lones (= Publications of The Folk-Lore Society, Bd. XCVII). London 1936. S. 108 und Abb. Taf. II.

⁴⁵⁾ Franz Lüdtke, Kaiser Lothar der Sachse. Deutschlands Wendung zum Osten. Berlin 1937. S. 111.

Fastnachtspottes hervorzugehen scheint. Eine derartige bedeutende Ausprägung hat sich jedenfalls in den Niederlanden ergeben, wo freilich das festliche Treiben zumal in den alten Städten alle derartigen Bräuche bedeutungsvoller zu stilisieren pflegte als anderswo. In den südlichen, also den habsburgischen Niederlanden hat sich das Fuchsprellen im Zusammenhang mit den ortsbedeutsamen Riesen-Umzügen ganz besonders spezialisiert⁴⁶⁾. Das läßt sich besonders an der Geschichte der Riesenumzüge von Mecheln ablesen. Dort traten bei den Umzügen außer den menschengestaltigen Riesen verschiedene Sagengestalten auf, so das Roß Beyard mit den vier Haymonskindern, dann das Glücksrad, und im Zusammenhang mit der Riesenfamilie eine Gestalt, die man „Vuyle Bruyd“ oder „Vuyle Bras“ nannte⁴⁷⁾. Dieser „Vuyle Bruyd“ war im 17. Jahrhundert jedenfalls schon vorhanden, nach den Stadtrechnungen von 1678/79 wurde er in die Höhe geworfen, was später regelmäßig „tot Recreatie van de Kermisgasten“ zu geschehen pflegte. Das Schnellen einer Puppe verband sich aber in Mecheln mit einer Art von Entstehungssage. Die Figur „Vuyle Bruyd“ soll eine Spottfigur der Antwerpener gegen die Mechelner gewesen sein. Als solche wurde sie von den Mechelnern gestohlen und deshalb seither im Triumph herumgetragen. Die Entstehungssage ist in die Sagensammlungen eingegangen⁴⁸⁾. Die Puppe, eine zwerghafte Gestalt mit geschnitztem Kopf und Gliedmaßen und reicher Bekleidung, hat sich erhalten, doch heißt sie nicht mehr „Vuyle Bruyd“, sondern wird allgemein „Op Signorke“ genannt, also nach dem Ruf beim Prellen bezeichnet. Daran knüpfen sich weitere Brauchgeschichten, von denen noch eigens gesprochen werden muß.

Die Geschichte vom „Vuyle Bruyd“ oder „Op Signorke“ zeigt jedenfalls, daß das Prellen einer Fastnachtspuppe in Zusammenhängen wie jenen der städtischen „Kermis“ eigene Bedeutung gewinnen konnte.

Was sich hier im 17. Jahrhundert so stark entfaltete, hat im darauffolgenden Saeculum noch einen gewissen Nachklang behalten. Erst die Einwirkung der Aufklärung im späteren 18. Jahrhundert hat die barocken Schwellformen beseitigt.

⁴⁶⁾ Vgl. allgemein Klaus Beitzl, Die Umgangsriesen. Volkskundliche Monographie einer europäischen Maskengestalt mit besonderer Berücksichtigung der „Fete de Gayant“ zu Douai in Nordfrankreich. Wien 1961.

⁴⁷⁾ Victor de Meyere, De Reuzenommegangen (in: Paul de Keyser, Ars Folklorica Belgica. Bd. I, Antwerpen 1949. S. 64 ff.).

⁴⁸⁾ Collin de Plancy, Légendes d'Anvers. Bd. I, Antwerpen 1844. S. 202.

Zunächst jedenfalls hat man sich allseits an solchen festlichen Formen des Fuchsprellens ergötzt. Für die Belustigungen der Höfe ist es vielleicht bezeichnend, daß die Hofnarren sich jeweils als Prellfiguren hergaben oder hergeben mußten. Josef Frölich, ein geborener Alt-Ausseer, Hofnarr Augusts des Starken von Sachsen, ließ sich, als Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Fasching 1730 in Dresden weilte, in der Stallbahn auf einer Rinderhaut prellen, wobei die Majestäten vom Schloß aus zusahen und sich den Bauch vor Lachen hielten⁴⁹). Daß man eine Rinderhaut verwendete, weist auf den Brauch der Fleischer- und Gerbergesellen zurück. Zur gleichen Zeit hat man wohl auch in München den „Jaggl“ oder „Liendl“ geschützt. Ein Beleg von 1766 weist darauf hin⁵⁰). Und vermutlich sind schon damals in München und auch sonst in Bayern die Schlosser- und Schmiedegesellen mit ihrem „Jaggl“ im Fasching herumgegangen, der Brauch war nicht auf den Münchener Hof beschränkt. Außer dem Fasching wird als Brauchtermin der Johannistag, also wohl der 24. Juni, angegeben. Der „Jaggl“ war dabei eine als Schmied gekleidete Puppe, die auf einem Leintuch „geschützt“ wurde⁵¹).

Der Johannis-Termin muß weiterhin als Tag des Puppenprellens gegolten haben. So gibt Heinrich Georg Hoff in seiner „Skizze von Linz“ 1787 an: „Am Feste Johannes des Täuflers zogen die Buben der Stadt mit einer eigens gefertigten Bühne, auf welcher ein Knabe, der diesen heiligen Johann vorstellte, mit einem lebendigen Lamm saß, in der Stadt herum, wobei viele Kindereien getrieben und eine ausgestopfte Figur durch vier Knaben öfters in die Luft geschnellt wurde⁵²).“ Es sind also bei diesen Kinderumzügen am Tag Johannes des Täuflers zwei Spielbräuche von recht verschiedener Herkunft und Geltung gewesen, die da in Linz, und wohl auch weiterhin, zusammentraten. Die Terminverkörperung durch einen den Tagesheiligen darstellenden Knaben entspricht im wesentlichen dem nach spanischen und italienischen Vorbildern geformten Barockbrauch. Das „Schnellen“ der Puppe dagegen weist auf den Handwerkerbrauch hinüber, wie er im benachbarten Bayern am gleichen Tag durchgeführt wurde.

Trotz solcher offensichtlich vorhandener Bindungen ist das Brauchelement des Fuchsprellens aber wohl auch im 18. Jahrhun-

⁴⁹) Carl Willnau, Joseph Frölich, Hofnarr Augusts des Starken, der Erbauer des Narrenhäusels in Dresden (Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. XXIX, Dresden 1940, S. 62 f.).

⁵⁰) Adolf Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche (= Volksart und Brauch, o. Nr.). Jena 1936. S. 16.

⁵¹) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I, Sp. 1204.

⁵²) Gustav Gugitz, Zum religiösen Brauchtum in Oberösterreich (Heimatgaue, Bd. 15, Linz 1937, S. 25).

dert vielfach „komplexfrei“ oder, wie Hermann Bausinger dies formuliert hat, „verfügbar“ gewesen⁵³). Wenn man sich in lustiger Gesellschaft erheitern wollte, konnte man doch auch damals gelegentlich einen solchen Popanz von der Decke oder vom Leintuch aus in die Luft schnellen. Diesen Eindruck macht jedenfalls der schöne Teppich-Entwurf, den Francesco da Goya 1791 gemalt hat⁵⁴). Da schnellen vier Mädchen im Freien einen als Mann bekleideten Popanz in die Höhe, ohne daß ein weiterer Anlaß dargestellt wäre. Freilich hat Goya in der Reihe dieser köstlichen Teppich-Entwürfe mehrere Festbräuche malerisch festgehalten, er hat das Erklettern des Maibaumes ebenso wie den Umzug mit einer Faschingsfahne dargestellt. Das Fuchsprellen durch die Mädchen könnte also auch auf ein Jahresfest hinweisen⁵⁵). Etwas jüngere katalonische Holzschnitte kennen auch das Prellen einer Mannspuppe durch Mädchen, und zwar im Fasching, im Bereich der „Carnestoltes“⁵⁶) (Abb. 2). Gebundener und freiere Formen mögen also im 18. Jahrhundert nebeneinander vorgekommen sein. Eine davon hat jedenfalls zum künstlerisch großartigsten Zeugnis dieses Brauchelementes, eben den Karton von Goya geführt.

Es war nicht der einzige Teppich-Entwurf, der dieses Thema aufnahm. Ein köstliches Gegenstück dazu ist ungefähr gleichzeitig in Flandern gewirkt worden. Aber dieser Gobelin des 18. Jahrhunderts, vielleicht aus einer Werkstatt in Brüssel, stellt nicht ein eigenes Volksfest mit dem Höhepunkt des Fuchsprellens dar, sondern illustriert die schon besprochene Szene im „Don Quichote“ des Cervantes. Der Gobelin befindet sich seit langem in der Sammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien, als Stück einer ganzen Serie, die alle wichtigen Don-Quichote-Szenen im Bilde darstellt⁵⁷) (Abb. 1).

VII

Das 19. Jahrhundert hat alle bisher geschilderten Arten des Fuchsprellens auch gekannt, und seit Aufklärung und Romantik sind sie gelegentlich auch literarisch und bildlich dargestellt wor-

⁵³) Hermann Bausinger, *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961. S. 72 ff.

⁵⁴) Richard Oertel, *Goya*. 2. Aufl. (= *Künstler-Monographien* Bd. 89). Bielefeld und Leipzig 1929. Abb. 10, und S. 32.

⁵⁵) Manuel Garcia Matos, Marius Schneider, José Romeu Figueras, *Cancionero popular de la Provincia de Madrid*. Bd. I, Barcelona 1951. S. XVIII ff. Dort ein ausführlicher volkskundlicher Kommentar zur Darstellung von Goya.

⁵⁶) Joan Amades, *Costumari Catalá*. El Curs de l'any. Bd. II, Barcelona 1951. S. 115.

⁵⁷) Kunsthistorisches Museum in Wien. Gobelin-Sammlung der Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe. 2. Teppich der Don-Quichote-Serie.

den. Dennoch ist die Zahl der Bezeugungen nicht sehr groß, man kann auch jetzt nur von Stichproben sprechen. Die einzige mehr oder minder systematische Erhebung ist in den Ernstebrauch-Fragebogen von Wilhelm Mannhardt gegeben.

Zunächst erweisen aber diese Stichproben doch, daß auch jetzt das Brauchelement komplexfrei vorkommen kann, mitunter sogar, daß man in dieses komplexfreie Vorkommen besser als vorher hineinzuschauen vermag. Die Bezeugungen, daß in Kreisen von Soldaten, von Studenten, von Handwerkern und schließlich auch von Häftlingen auch ohne Zusammenhang mit bestimmten Festterminen geprellt werden konnte, mehren sich. Sie zeigen andererseits vielleicht auch, daß als mindestens einer der Anlässe die Einführung eines Neulings gelten kann. Rekruten, die neu zur Truppe kamen, wurden unter Umständen geprellt, im Depositionsbrauch der Studenten fand das „Fuchsprellen“ seinen Platz, für die Handwerksburschen galt wohl seit langem schon das gleiche. Und die Häftlinge, die Asozialen, hatten ihre Gefängnissspiele, unter denen das Prellen, das „Deckenschupfen“ vermutlich sehr weithin üblich war.

Es gibt nicht viele direkte Hinweise auf diese Dinge; ihre Zahl ließe sich vermutlich aus den verschiedensten Quellen sehr vermehren. Der Studentenbrauch des „Fuchsprellens“ dürfte ziemlich allgemein üblich gewesen sein. Friedrich R a u e r s hat ihn bei den Hänselfräuchen eingereicht und gemeint, daß er in Dorpat am längsten üblich geblieben sei⁵⁸⁾. Von den Häftlingen wissen wir gleiches zufällig aus Rom. Albert Z a c h e r s verdienstvolle Beschreibung der in der Ewigen Stadt im 19. Jahrhundert üblichen groben Häftlingsscherze hat auch das „Prellen“ erwähnt⁵⁹⁾. Es ist sicherlich ziemlich international üblich gewesen, wo eben die Gefängnisverhältnisse gleich oder ähnlich waren. Für das Wien noch unseres Jahrhunderts hat Rudolf G e i s t eine erschütternde Zusammenstellung solcher Neulings-Mißhandlungen gegeben⁶⁰⁾. Vom Militär ist das Prellen auch in die verschiedenen Jugendbünde übernommen worden. Waren es in den Kasernen die Decken, auf denen geprellt wurde, so nahm man im Feld oft das Zeltblatt dafür. Auch das haben die wandernden Jugendgruppen übernommen, nach dem ersten Weltkrieg ist das „Zeltblattschupfen“ recht geläufig gewesen.

⁵⁸⁾ Friedrich R a u e r s, Hänselfuch. Schleif-, Vexier-, Deponier-, Tauf- und Zeremonien-Buch. Essen 1936. S. 82.

⁵⁹⁾ Albert Z a c h e r, Römisches Volksleben der Gegenwart. Stuttgart 1910. S. 197.

⁶⁰⁾ Rudolf G e i s t, Der rote Knorr und andere Novellen von kleinen Leuten. Wien 1946. S. 91 ff.

Von diesen hundert- und aberhundertfach vorgekommenen Neulingsbräuchen gibt es selbstverständlich fast keine greifbaren Bezeugungen. Deshalb stehen in der volkskundlichen Darstellung die wenigen jahreszeitlich gebundenen „Fuchsprellen“ im Vordergrund. Da wird immer wieder das „Jacklschutzen“ bei der Werdenfelser Fasenacht geschildert⁶¹⁾, ein Brauch, der sich als Nachfahre der in Bayern schon so lang bezeugten Schnellbräuche herausstellt. Es hat sich in Mittenwald und weiterhin im Werdenfelser Land an der bayerisch-tirolischen Grenze um das „Schutzen“ einer Stroh puppe gehandelt⁶²⁾. Man hat davon anscheinend in Bayern mehrfach gesprochen, weil nur von dort auch beim „Schutzen“ gesungene Vierzeiler bekannt wurden. 1912 ist das Garmischer „Jaggl schutzen“ ausführlicher aufgezeichnet worden, und Georg Queri hat die ihm davon bekannt gewordenen neun Vierzeiler veröffentlicht. Er hielt dazu fest: „Jaggl ist die ausgestopfte Puppe, die man am Faschingdienstag vor verschiedenen Häusern auf einem Bettlaken prellt.“ Die Burschen sangen dabei beispielsweise:

San inser oaner oder zwen
 wöller will gegn Maideln gea?
 I äber nid,
 Du äber wohl,
 Das war' hübsch und das war' doll,
 Das gfiel' den Maideln wohl.⁶³⁾

Es handelt sich also um Rhythmus-Strophen, sie sollen das gleichzeitige Anziehen des Leintuches beim Prellen bewirken. Inhaltlich und formal gleichen sie dementsprechend den beim Pilotenschlagen gesungenen Strophen⁶⁴⁾. Brauchlieder im eigentlichen Sinn, mit direkter Beziehung auf den „Jaggl“ stellen sie nicht dar.

In Mittenwald und in Garmisch scheinen es also die Bauernburschen gewesen zu sein, die vor den einzelnen Häusern ihr „Jaggl schutzen“ aufführten. In Meran waren es immer noch Handwerker, nämlich die Gerber, welche an ihrem „Jahrtag“ das Prellen durchführten. Dieser Jahrtag war aber früher der Johannistag, womit die Meraner Gerber also mit den Münchener Schmieden übereinstimmten⁶⁵⁾. Die „Jungesellen“ wurden an diesem

⁶¹⁾ Oskar Blümel, Von der Fasenacht im Werdenfelser Land (Bayerischer Heimatschutz, Bd. 23, 1927, S. 134).

⁶²⁾ Adolf Spamer, Deutsche Fastnachtsbräuche, S. 16.

⁶³⁾ Georg Queri, Kraftbayrisch. Ein Wörterbuch der erotischen und skatologischen Redensarten der Altbayern. München 1912. S. 47 ff.

⁶⁴⁾ Vgl. Joseph Schopp, Das deutsche Arbeitslied (= Germanische Bibliothek, II. Abt., 38. Bd.). Heidelberg 1935. S. 34 ff.

⁶⁵⁾ Reinsberg-Düringsfeld, wie oben Anm. 35, S. 135.

Tag freigesprochen, anscheinend wurden sie in früherer Zeit auch „getauft“, ein Bild in der Gesellenherberge mit einem nackten Junggesellen mit einem Kranz auf dem Kopfe in einem Kübel mit dampfendem Wasser wies jedenfalls darauf hin. „Vor dem Weggang aus der Herberge war es Sitte, einen Zunftgenossen vom Fenster herab auf eine Ochsenhaut zu werfen, welche vier handfeste Gesellen oder Meister unmittelbar vor dem Wirtshaus ausgespannt an den vier Enden hielten, und ihn dann, je nachdem die vier Halter die Enden der Ochsenhaut anzogen oder nachließen, zum großen Jubel der versammelten Volksmenge auffliegen und niederfallen zu lassen.“

Was also in Tirol noch deutlich als Zunftbrauch gehandhabt wurde, ließ sich ungefähr gleichzeitig in anderen Landschaften meist als Faschingsbrauch festhalten. In Franken prellte man zu Fastnacht mittels eines Leintuches einen Strohmann in die Höhe und fing ihn darin wieder auf⁶⁶⁾, offenbar nicht viel anders als schon zu Sebastian Francks Zeit. Aus dem Rheinland ist der Brauch von Jülich bekannt. Dort wurde am Aschermittwoch eine verkleidete Strohuppe herumgetragen, ab und zu in die Luft geschleudert und schließlich in die Roer geworfen⁶⁷⁾. Das hieß man den „Struhmann pricke“. Die Prellfigur dieses „Prickens“ wurde in Jülich, nach anderen Aufzeichnungen, als „Lazarus“ bezeichnet, was wieder auf andere Brauchzusammenhänge hinweist⁶⁸⁾.

Dem „Schutzen“ im Süden und dem „Pricken“ im Westen, beide vor allem in der Fastnachtszeit üblich, stellt sich das „Högen“ im norddeutschen Erntebrauch an die Seite. Allmers hat es bereits 1857 für die Marschen von Osterstade anschaulich beschrieben: „Nur bei gewissen Feldarbeiten überläßt sich der Osterstader einer echten Lustigkeit, nämlich beim Roggenmähen, Bohnenbinden und Rapssaatdreschen. Letzteres geschieht ebenfalls im Freien und führt ein Hauptfest mit sich. Unter Trinken, Scherzen und ‚Juchen‘ wird gearbeitet und jedem fremden Zuschauer, aber auch dem Hausherrn und seiner Familie die Ehre des ‚Högens‘ erwiesen. Dieses Högen ist in manchen Marschen Sitte und besteht darin, daß man sich mit mehreren die Hände

⁶⁶⁾ A. F a h n e, Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sitten-Geschichte. Köln und Bonn 1854. S. 109.

⁶⁷⁾ Adam W r e d e, Rheinische Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig 1922. 249.

⁶⁸⁾ Gottfried H e n ß e n, Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes. Bonn 1955. S. 18.

Vgl. weiter für den Niederrhein Karl M e i s e n, Namen und Ursprung der Fastnacht (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde Bd. 17/18, Bonn 1967. S. 37 f.).

reicht, den zu Ehrenden nötigt, sich darauf zu setzen und ihn unter lautem Juchen sieben bis acht mal sanft in die Höhe hebt. Ältere Leute und Damen högt man auch wohl auf einem Lehnstuhl und besonders behutsam und respektvoll. Mit jungen Leuten aber oder mit seinesgleichen macht man nicht viel Umstände; man packt sie, ehe sie sich dessen versehen, ohne weiteres beim Kragen, wirft sie, wie man einen Fuchs prellt, mit gellendem ausgelassenem Juchen hoch in die Luft, fängt sie wieder und schleudert sie von neuem in die Höhe, daß ihnen Hören und Sehen vergeht ⁶⁹⁾.“ Das Högen ist also ein gerätloses Prellen, und kann, wie die Schilderung zeigt, mit dem „Liften“ verbunden sein. Was Pietro Pomo im 17. Jahrhundert von der Schein-Erhebung zum König erzählt, das Erheben zunächst auf einem Stuhl und dann erst das Prellen auf einer Decke, was bei den Osterbräuchen in England als „Lifting“ gut bezeugt ist, das gibt es im norddeutschen Erntebrauch. Gerade diese Verbindung von „Liften“ und „Högen“ macht es auch durchaus verständlich, daß Allmers im Anschluß an seine Schilderung auf die germanische Schilderhebung zu sprechen kommt. Die nahe Beziehung ist durchaus vorhanden, auch wenn es sich zumindest hinsichtlich des Prellens nicht um die einzige handelt.

Das „Högen“ nun hat sich in Norddeutschland recht weitgehend feststellen lassen. Die M a n n h a r d t - Umfrage von 1865 hat Belege aus Hannover, aus Ostfriesland und aus Oldenburg ergeben. Es geht dabei um den gleichen Brauchtypus: Die Grundherrschaft, aber auch fremde Besucher werden beim Besuch der Erntearbeiter auf dem Felde „gehögt“ ⁷⁰⁾. Keine Schilderung dieser Belegreihe ist anschaulicher als die von Allmers für Osterstade gebotene.

Von hier aus ließe sich nun das Brauchelement in seiner Verbreitung nach Skandinavien und in das Baltikum hin verfolgen. Das soll aber zu einem umfassenden Verbreitungsnachweis aufgespart bleiben, wie er hier nicht erforderlich erscheint. Es genügt der Hinweis, daß die in Norddeutschland nachgewiesenen Erntebrauche eigentlich in allen Ländern rund um die Ostsee Geltung besessen haben. Einzelbelege bezeugen, daß das Brauchelement des Fuchsprellens jedoch nicht nur bei der Ernte, sondern auch in anderen Zusammenhängen im Norden geläufig waren. Soldaten, Studenten und Handwerker haben es auch hier verbreitet und als Hänselfbrauch im jeweiligen Zusammenhang angewendet. Als der-

⁶⁹⁾ Hermann Allmers, Marschenbuch, S. 257 f.

⁷⁰⁾ Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts, S. 233 f., 270, 345 f., 506.

artiger Ausläufer ist beispielsweise der schwedische Schulbrauch bei Ablegung der Matura anzusprechen. Anlässlich des Abiturs von Prinzessin Christina am Französischen Gymnasium in Stockholm, 1956, ist das Bild eines solchen studentischen Fuchsprellens durch die Zeitungen gegangen: Die Prinzessin wurde von ihren (männlichen) Kollegen regelrecht „gehört“, also ohne Prellbehelf mehrmals in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen ⁷¹⁾. Die schwedische Forschung hat sich gelegentlich mit solchen Schulbräuchen befaßt, ohne das „Högen“ bisher, soviel mir bekannt ist, eigens festgestellt und untersucht zu haben ⁷²⁾.

Versucht man im Zusammenhang mit den erwähnten Erntebräuchen noch einmal einen Umblick über das Verbreitungsgebiet im westlichen Europa zu tun, so ergibt es sich, daß in Spanien und vor allem in Frankreich eher das eigentliche „Fuchsprellen“, das Prellen eines Tieres bei der Ernte üblich gewesen sein dürfte. Vom Prellen einer Frau, nämlich der Bäuerin, hat schon Mannhardt Kenntnis gehabt, und zwar für Saligné im Canton de Poiret, in der Vendée. Dort band man die „Bourgeoise“ nebst der letzten Garbe in ein Bettlaken ein, legte beide auf eine Tragbahre, trug sie zur Dreschmaschine, und schob sie darunter. Dann zog man die Frau heraus, und drosch nun zwar die Garbe allein, prellte aber die Frau, das heißt, warf sie im Bettlaken in die Höhe ⁷³⁾. Mannhardt glaubte darin eine Nachahmung des Worfelns sehen zu sollen. Sein später eingebrachtes Material hätte ihn wohl davon überzeugt, daß es sich um etwas ganz anderes, nämlich eben um eine Art des „Högens“ gehandelt haben muß. — Das Prellen von Tieren bei der Ernte ist in Südfrankreich festgestellt worden. „Le jeu du chat, qui se pratique à Aix lors de la Fête-Dieu consiste à jeter un chat en l'air et à le rattraper lorsqu' il tombe.“ ⁷⁴⁾ Zu den bisher genannten Füchsen, Hasen und Hunden gesellt sich in der Gegend von Aix also die Katze.

Versucht man, die bäuerlichen Arten des Prellens auch nach dem Südosten hin zu verfolgen, so findet man sie dort, soweit unsere Kenntnisse reichen, offenbar vor allem im Bereich der Burschenbräuche. Bei den rumänischen Burschenbünden sind sie in verschiedener Form vorhanden und zu jeweils eigener Geltung gebracht. Bei den „Junii“ in der Umgebung von Kronstadt wird

⁷¹⁾ Süddeutsche Zeitung vom 27. VI. 1956, Sonntagsbeilage.

⁷²⁾ Sofia Danielson, Om abiturientseder (Fataburen. Nordiska Museets och Skansens Arsbok, 1964, S. 192 ff.).

⁷³⁾ Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 2. Aufl. Bd. I, Berlin 1904, S. 612.

⁷⁴⁾ Paul Sebillot, Le Folk-Lore de France. III. Bd., Paris 1905, S. 112.

das Prellen offenbar als typischer Einführungsbrauch durchgeführt⁷⁵⁾. Ob es sich dabei nun um Erbstücke rumänischer oder bulgarischer Siedler handeln mag, im Wesen geht es um den gleichen Initiationsbrauch, wie ihn auch die deutschen Handwerker kannten, die ihn wohl auch in Siebenbürgen ausgeführt haben dürften. Das von den „Calusarii“ durchgeführte Prellen eines von ihnen zu Heilzwecken besuchten Kranken, den man mit dem Teppich, auf dem er liegt, hochwippt, gehört dagegen wohl einer anderen Schicht an⁷⁶⁾. Wenn man hier im rumänischen-bulgarischen Durchdringungsbereich an die thrakischen Bräuche um Zalmoxis zurückdenken würde, wäre es nicht verwunderlich. Mit den in Mittel- und Westeuropa vorgebrachten Sinngebungen des Prellens scheint hier im Südosten jedenfalls kein Zusammenhang mehr zu bestehen. Das komplexfreie Brauchelement dagegen ist gegeben, und spielt eben in ganz anderen Zusammenhängen seine Rolle.

Damit wären wir hier an einer gewissen Grenze angelangt und könnten analytisch einige Erscheinungsgruppen herausarbeiten. Für eine derartige *B r a u c h a n a l y s e* bieten sich vor allem die Termine und die Vollzugsgeräte an.

Außer jenen Prellbräuchen, die an keine *T e r m i n e* gebunden erscheinen, also die Hänselbräuche der Neulinge, die groben Späße der Soldaten, Studenten und Häftlinge usw. spielen sich die meisten derartigen Bräuche doch zu bestimmten Terminen ab. Wenn man dem Jahreslauf folgt, steht Fastnacht mit den meisten Nennungen an der Spitze. Sowohl in Franken und am Rhein, in der Schweiz und in Bayern wie auch in Spanien und Katalonien werden Menschen oder Puppen, aber auch Tiere am meisten zur Fastnacht, am Ende des Faschings, eventuell noch am Aschermittwoch, geprellt. Auf diese Vorfrühlingszeit folgt der Hochsommer, der in Bayern, Österreich und Südtirol mehrmals die Nennung des Johannistages, also der Sommersonnenwendzeit bringt. Die Erntebräuche fallen durchwegs in die gleiche Zeit, doch kann man sie nicht als Terminbräuche an sich bezeichnen. Als Ausklang der schönen Jahreszeit wird man Kirchweih ansprechen dürfen, durch die „Kermis“ von Mecheln prominent vertreten. Der Jahres-schluß wird nur beim Prellen des „Silvester“ in Lausanne genannt⁷⁷⁾.

⁷⁵⁾ Richard Wolfram, Altersklassen und Männerbünde in Rumänien (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXIV, 1934, S. 116).

⁷⁶⁾ Wolfram, ebendort, S. 124.

⁷⁷⁾ Eduard Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizer Volkes. Neubearbeitung durch Paul Geiger. Zürich 1940. S. 122.

Es handelt sich also doch recht deutlich um Jahreseinschnitte, um einen alten Jahresanfang in der Vorfrühlingszeit, um die Jahresmitte zur Erntezeit, zum Sommwendtag, um das Herbstfest und um den Jahreschluß. Wenn man die Puppe, den Menschen, das Tier, wie sie da jeweils an diesen Terminen geprellt wurden, schon unbedingt mit einer Kennzeichnung versehen will, dann darf man also getrost zu den geläufigen Deutungen „Vegetations-tier“ und „Winterdämon“ auch noch „Jahresgestalt“ dazusetzen. Die rituelle Endbehandlung einer solchen Personifikation ist dem Jahresbrauchtum so geläufig, daß man unter Umständen sogar auf die anderen Deutungen verzichten könnte. Aber das muß hier nicht näher ausgeführt werden.

Bei anderen ähnlichen Bräuchen ist in diesem Zusammenhang stets nach dem Namen der Gestalt zu fragen. Hier ergaben sich anscheinend keine besonderen Aufschlüsse daraus. Die Figur hat eigentlich keinen Namen, sie wird nicht mit einem allgemein gültigen Namen versehen. Das in Bayern am meisten verwendete „Jaggl“ scheint nichts besonderes auszusagen. Man würde es für den Namen der Termingestalt halten, wenn der Brauch am Jakobtag stattfinden würde⁷⁸⁾. Er ist aber gerade in Bayern mehrfach für den Johannistag bezeugt, die Gestalt müßte also „Hansl“ heißen. Aber der „Sonnwendhansl“ tritt in anderen Zusammenhängen auf, die Prellfigur hieß offenbar nicht so⁷⁹⁾. Eine Ausnahmestellung in der Namengebung nimmt nur das Mehelner „Op-Signorken“ ein, von dem noch die Rede sein soll. Auch dieses trug aber keinen Termin-Namen.

Die Prellgeräte wurden schon genannt, sie weisen immerhin auf einige charakteristische Verbindungen hin. Im Erntebrauch, aber auch im Schülerbrauch benötigt man gar keine Decken oder Leintücher, da prellt man von den Händen weg. Von Fellen und von Tierhäuten ist mehrfach die Rede, sie dürften eine altertümliche Gruppe darstellen. Die von Schmeller einmal genannte Bärenhaut kommt freilich sonst nie vor; was es mit ihr für eine Bewandnis gehabt haben mag, entzieht sich anscheinend einstweilen unserer Kenntnis. Die Häute der Rinder, es werden sowohl Ochsen- wie Kuhhäute genannt, stehen vor allem den damit befaßten Handwerkern, also den Fleischhauern und den Gerbern zu. Da sie für den Prellbrauch besonders geeignet erscheinen, sind sie aber im Straßbrauch und bei den höfischen Belustigungen

⁷⁸⁾ Zu den Jakobs-Bräuchen vgl. Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Bd. II, Wien 1950. S. 32 ff.

⁷⁹⁾ Viktor von Geramb, Sitte und Brauch in Österreich. Dritte verbesserte Auflage des Buches „Deutsches Brauchtum in Österreich“. Graz 1948. S. 113.

verwendet worden. Die Soldaten, aber auch so manche Handwerker, die Sträflinge usw. bedienten sich meist der Decken oder Kotzen, die ihnen jeweils zur Verfügung standen. Das „sagum“ der römischen Prellfreunde stellt nur eine Seitenform davon dar, die sich freilich beim „mantear“ in Spanien dauernd erhielt⁸⁰⁾. Sonst nahm man am ehesten ein Leintuch, ein Bettlaken, wie es eben zur Verfügung stand.

Die Ochsenhaut, den Soldatenmantel und alle verwandten schweren Prelldecken verwendeten wohl vor allem die Männer. Die Frauen oder Mädchen, die gelegentlich eine Puppe prellten, nahmen eine leichtere Decke oder ein Leintuch. Es ist nicht zu übersehen, daß die Frauen in gewissen Gegenden lieber und öfter geprellt haben müssen als in anderen. Die spanischen und katalonischen Belege zeigen die stärkste Beteiligung der Frauen an dem Brauch. Und der „pelele“, wie die Prellpuppe in der Gegend von Madrid heißt⁸¹⁾, ist wohl immer eine Männergestalt. Da erscheint das ganze Brauchelement des Prellens vielleicht einem anderen Brauchkomplex zugeordnet.

Diese Vielgestaltigkeit der Erscheinungen läßt daran zweifeln, ob sich aus unserem so sporadisch stellig gemachten Material eine Verbreitung nachweisen ließe, etwa in der Art einer Verbreitungskarte. Die starke Verbreitung im Süden und Westen Europas beispielsweise scheint zwar greifbar, aber kaum schon durch gesicherte Ortspunkte nachzuweisen. Daß an die Verbreitung in Spanien, Katalonien und Südfrankreich die weitere in Italien, Südtirol, Österreich und Bayern anschließt, ist aber doch wohl deutlich. Von hier geht eine gewisse zusammenhängende Verbreitung wohl noch nach Franken und an den Rhein, mit der Rückendeckung durch die südlichen Niederlande. Bis hierher könnte man also ein einigermaßen zusammenhängendes Verbreitungsgebiet abstecken, das dem aus vielen anderen großräumigen Übersichten bekannten Gebiet „hinter dem Limes“ entsprechen würde⁸²⁾. Die kleineren Verbreitungen an den Fürstenthöfen in Mitteldeutschland, an den Handwerkerorten in Nord- und Ostdeutschland, an den Universitätsstädten bis ins Baltikum hin ließen sich aus den Gesellen- und Studentenwanderungen heraus einfach erklären und würden der Deutung des geschlossenen südwestlichen Gebietes nicht widersprechen. Das aber doch

⁸⁰⁾ Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I, Sp. 1204.

⁸¹⁾ Marius Schneider, in: Matos-Schneider-Figueras, wie oben Anm. 54, Bd. I, S. XVIII f.

⁸²⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966. S. 240 ff. (Löffelopfer, mit Karte auf S. 243).

auch recht bedeutende „Högens“ im Erntebrauch, das sich von Norddeutschland aus offenbar auch noch weiterhin in den Ostseeraum verfolgen läßt, hängt damit nicht zusammen. Dafür müßte man sich also andere Erklärungen zurechtlegen, was an sich aber auch nicht undenkbar erscheint, da die Verbreitung der Erntebrauche im Bereich der nordwesteuropäischen Großwirtschaften tatsächlich eigenen Gesetzen folgt⁸³⁾. Eine der Grundlagen für eine derartige Unterscheidung wäre wohl dadurch gegeben, daß dieses Gebiet des „Högens“ im Ernte- wie im Schülerbrauch unter anderem dadurch gekennzeichnet erscheint, daß ohne Geräte, also nur von den Händen aus geprellt wird. Überall sonst, selbst bei den „Junii“ und den „Calusarii“ in Rumänien bedient man sich eines Prellgerätes, einer Decke, eines Mantels usw. Umgekehrt kann man eventuell den Termin ins Treffen führen: Das Brauchelement kommt im Gebiet „hinter dem Limes“ an allen möglichen Jahresfestterminen vor, nicht aber bei der Ernte. In Norddeutschland und seinen angrenzenden Gebieten dagegen handelt es sich anscheinend nur um Erntebrauchtum. Freilich fehlen eben im protestantischen Norden auch seit der Reformation die Heiligenfeste, so daß eventuell mit einer Einbuße einer älteren Terminbindung gerechnet werden könnte. Aber für alle derartigen Annahmen fehlen die sonst denkbaren Verbindungsmöglichkeiten. Es bleibt offenbar einstweilen so, daß man sich nicht leicht entschließen könnte, auf einer europäischen Brauchtumskarte das Fuchsprellen bereits einzuzeichnen, obwohl man gewisse Verbreitungstatsachen schon als gegeben annehmen möchte.

VIII

Schließlich erhebt sich vielleicht noch die Frage, inwieweit ein derartiger Brauch eigentlich noch in unsere Zeit hereinreicht, hereinreichen kann, und ob er ab und zu vielleicht eine eigene Geltung anzunehmen imstande sein mag. Ein Versatzstück aus dem großen Bestand des brauchmäßigen Spieles hat, wie sich immer wieder ergibt, doch ein beträchtliches Eigenleben, das über die sozusagen aktenmäßige Bezeugung unter Umständen beträchtlich hinausgehen kann. Derartige Züge haben sich bereits gezeigt, wenn vom Übergang des „Högens“ aus dem Erntebrauch in den Vollzug der Maturafeiern in Schweden die Rede sein konnte. Ähnliches, in womöglich noch stärkerem Ausmaß, hat sich bei der so besonders prägnanten Ausformung des Brauches in den südlichen

⁸³⁾ Derselbe, Die Kurzstielsense. Zur Verbreitung und Geltung einer Gruppe europäischer Ernteschnittgeräte (Archiv für Völkerkunde, Bd. V, Wien 1951, S. 159 ff.).

Niederlanden ergeben. „Op Sinjorke“ ist dort so bekannt geblieben, wie sonst nur seine nächsten Verwandten und Gegenstücke, also beispielsweise das Brüsseler „Manneken-Piss“⁸⁴).

1950 nahm der immer schon schwelende Streit zwischen Antwerpen und Mecheln um die kleine Prell-Puppe wieder aktuelle Formen an. Während man die merkwürdig häßlich bekleidete Puppe in Mecheln als eine Art von „genius loci“ hütet, fanden damals Antwerpener Studenten, daß diese angeblich ursprünglich Antwerpen gehörende Figur wieder in ihre Vaterstadt an der Schelde zurückkehren müsse. Wir geben einen guten Zeitungsbericht über den Vorfall hier gekürzt wieder: „Im Geheimkonzil beschloß eine Gruppe Antwerpener Studenten zur Tat zu schreiten. Vier der Verschworenen eilten gegen Abend im Auto nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Mecheln und drangen verkleidet und verlarvt in das kleine städtische Museum ein, das nächtlich nur von einer ältlichen Portiersfrau behütet wird. Um die Angelegenheit recht dramatisch zu gestalten, wurde die würdige Dame an ihren bequemen Lehnstuhl gefesselt, immerhin aber so, daß die Hände frei blieben. Nachdem die jungen Leute beteuert hatten, daß sie es nicht etwa auf ihr Geld abgesehen hätten, daß sie ruhig weiterstricken, aber nur nicht um Hilfe rufen dürfe, entführte das Komitee den etwas verwahrlost wirkenden ‚Handelsherrn‘, der schon seit langem in einem altertümlichen Kästchen schlummerte, und brachten ihn nach Antwerpen, wo er in ein nur den Studenten bekanntes Versteck geschafft wurde.

Die Mechelner waren nun darüber sehr aufgebracht, und die Antwerpener Polizei mußte einige der Tat verdächtige Studenten verhaften, es waren sogar die richtigen. Der Rektor verlangte die Herausgabe und sofortige Rückstellung des ‚Op Sinjorke‘ an Mecheln. Der Staatsanwalt erzog angeblich sogar Anklageerhebung wegen Diebstahls, ließ sich aber, anscheinend von Mitgliedern der Juristischen Fakultät, davon überzeugen, daß doch kein eigentlicher Diebstahl vorläge. Die Studenten gaben jedenfalls ihre Beute nicht heraus, und ganz Antwerpen lachte über die vergeblichen Anstrengungen der Obrigkeit. Schließlich wurde die Sache Tagesgespräch in ganz Belgien. Die Studenten versuchten sogar zum Bürgermeister vorzudringen, und ihm ans Herz zu legen, den ‚Op Sinjorke‘ in Antwerpen zu behalten, nur unter diesen Umständen würden sie ihn herausgeben. Der Bürgermeister mußte begreiflicherweise ablehnen.

⁸⁴) J. L. De Ceuster, *Op Sinjoorken* (Le Folklore Brabançon, Bd. V, Brüssel 1925, S. 194 ff.).

Nun schlug, und das ist wohl für Belgien sehr bezeichnend, Camille Huysmans, Belgiens großer alter Literat und früherer Unterrichtsminister, vor, man solle ein für beide Parteien annehmbares Kompromiß schließen. Es wäre ja doch nicht mehr festzustellen, welcher der beiden Städte, Mecheln oder Antwerpen, der ‚Op Sinjorke‘ früher wirklich zu Recht gehört habe. Aber dreihundertjähriger Mechelner Besitz sei immerhin beachtlich. Man solle einige Tage lang ‚Op Sinjorke‘ in der Antwerpener Stadthalle den Antwerpenern gegen einen kleinen Obolus zur Schau stellen, und die einlaufenden Gelder einem wohltätigen Zweck zur Verfügung stellen, abzüglich eines bescheidenen Schreckgeldes für die Museums-Portierfrau in Mecheln. Und dann sei ‚Op Sinjorke‘ den Mechelnern wieder zurückzustellen, die sich verpflichten sollten, an jedem 14. Dezember, also am Jahrestag des Raubes, den ‚Handelsherrn‘ als Gast für einen einzigen Tag wieder nach Antwerpen zu verbringen, damit er dort alljährlich denselben Schaustellungszwecken dienen könne.

Tatsächlich wurde in diesem Sinn Frieden geschlossen. Und nicht weniger als 250.000 Antwerpener haben sich den in der Stadthalle ausgestellten ‚Op Sinjorke‘ angeschaut, der mit wirklicher fröhlicher Feierlichkeit ins festlich beleuchtete Rathaus geholt worden war. Nach der Ausstellung kehrte die Prellfigur nach Mecheln zurück, wo man offenbar darüber auch sehr erleichtert und erfreut war⁸⁵⁾.

Das wäre alles in allem ein Studentenstreich gewesen, wie er sich in ähnlichen Formen manchmal ereignen kann. Weit darüber geht es jedoch hinaus, daß diese Geschichte einen neuen Dichter dazu anregte, „Op Sinjorke“ in ein eigenes Werk einzuarbeiten. Der bedeutende französische Flame Michel de Ghelderode, ein wichtiger Dramatiker der Gegenwart, hat, offenbar angeregt von den Ereignissen in Antwerpen und Mecheln, ein eigenes merkwürdiges Drama „Hop, Signor“ geschrieben, das 1950 auch im Théâtre de Poche in Paris zur Uraufführung gebracht wurde.

Es handelt sich bei Ghelderodes Stück um ein Dirnendrama. Der neben der Dirne im Mittelpunkt stehende Mann ist ein aussätziger Bildhauer. Eine kurze Inhaltsangabe ergibt für unser Thema etwa folgendes: Draußen unter den Fenstern geht der farbenfrohe, lustige, laute Umzug vorbei, in den Reihen der Ritter, papageienhaft geputzt, Inreal, der Widerliche. Oben am Fen-

⁸⁵⁾ Ottomar Reichard, Der große Streit um den kleinen Op Sinjorke. Wie belgische Studenten einen neuen Volksbrauch schaffen (Die Zeit. Hamburg, Bd. I. 1950, Nr. 1, Jg. 5, S. 11).

ster steht die Umgirrite, an die Schulter des unnahbaren Mannes gelehnt: des Henkers der Stadt. Er ist der einzige, der Margaretes Lippen verschmählt. Und nun ertönt es von der Straße: „Hop, Signor!“ Die fremden Ritter haben ein Tuch ausgespannt und werfen inmitten des Volkes den Bildhauer hoch in die Luft. So hoch und so oft, bis der häßliche Körper ausgelitten hat, — da bringt man Margarete die Leiche ins Haus und ein Viertelstündchen nach dem ihr erfreulichen Tod des Verhafteten reißt sie die Kleider ab, um endlich mit beiden Rittern Liebe genießen zu können. Der Pater aber führt sie dem Henker zu ⁸⁵).

Die merkwürdig häßliche Puppe von Mecheln hat also Michel de Ghelderode zu einer Art von Entstehungsgeschichte gelangen lassen, eingespannt in einen Rahmen, der für unsere Betrachtung unwesentlich erscheint. Im Sinn des dauernden Weiterlebens unhistorischer Entstehungsgeschichten von Bräuchen und Spielen ist die Rahmenhandlung freilich auch nicht uninteressant. Sie weist hier nur noch einmal darauf hin, daß man sich um solche Gestalten vor allem in den Städten durchaus Entstehungsgeschichten, aitiologische Sagen erzählt hat, und daß solche Motivgeschichten auch immer erneuert werden können.

Dadurch ist das „Op Signorke“ von Antwerpen und von Mecheln also in die Reihe der Städtewahrzeichen gerückt, an denen derartige aitiologische Sagen haften. Es ist dies, soviel wir sehen, im Bereich der Prellfiguren ein Einzelfall. Aber er erweist doch wohl, wie lebensvoll der Zug, das Brauchelement unter bestimmten Umständen sein kann. Es handelt sich dabei um eine Frage der Intensität des Wissens um einen solchen Brauch: Die größere Intensität hat dann wohl auch mit dem Problem der Kontinuität zu tun. Diese selbst scheint freilich bei den Gestalten des Fuchsprellens auch sonst doch recht weitgehend gegeben zu sein.

⁸⁵) Gerty Agoston, Pariser Theaterbrief (Die Wiener Bühne, 1950, H. 2, S. 22).

Toni Scharf — Ein Maskenschnitzer aus Trofaiach, Steiermark

(Mit 4 Abbildungen)

Von Wolfgang Haid

Auch die Bewohner eines Industriegebietes vermögen von Zeit zu Zeit aus ihren Reihen einen Volkskünstler im besten Sinn des Wortes hervorzubringen, der noch, wie es in der hochindustrialisierten Obersteiermark öfters der Fall ist, auf unbekannte und doch bestehende Bindungen, auf seine Voreltern zurückgreifen kann. Bewußte und auch unbewußte Traditionen, ein überkommenes Wissen und eine formal nicht immer einwandfreie Gestaltungskraft, die plötzlich hervorbricht, auch wenn sie den handwerklichen Gesetzen nicht immer entspricht, ergeben in oft ungelenkter Fülle jene Menschen, denen die Kraft zu eigen ist — die sich gerade in einem Generationswechsel auszuwirken vermag — die den Übergang vom Land in die Stadt, im weiteren Sinn den aus der bäuerlichen Umwelt in die einengende Welt der Industriesiedlung unbewußt zu erleben haben und sich mit dieser umwelt- und materiell bedingten neuen Lebensform abfinden müssen.

Ein solcher Mensch war der Trofaiacher Maskenschnitzer Toni Scharf. In ihm lebte der ganze Zwiespalt der Zeit und der Herkunft mit. In der bäuerlichen Umgebung Trofaiachs aufgewachsen, kam er sehr früh in die Schwerindustrie und brachte es bis zum Ofenmaurer. Damit hatte er die höchste Stufe, die ein Maurer erreichen kann, erklommen. Ofenmaurer zu sein ist seit jeher ein Spezialberuf, ihm obliegt die Zustellung des Mauerwerkes der Hochöfen, der Glühschächte, bis zur Mauerung der kleinen Schmelzöfen, die alle Präzisionsarbeit erfordern. Daneben ergab er sich in der Freizeit, inmitten der Eisenerzer Berge, in Edling bei Trofaiach, besaß er ein kleines Haus mit Landwirtschaft, der Schnitzerei. Ohne jede Schulung begann er kleine Engel nach barocken Vorbildern zu schnitzen, die er seinen Freunden für billiges Geld abgab. Scharf hatte aber, obwohl er bis in die Zeit des zweiten Weltkrieges keinerlei Ausbildung als Schnitzer besaß, ein überaus feines Stilgefühl und konnte gut

zwischen echt und unecht unterscheiden. Im Kriege ließ man ihn ein halbes Jahr am Unterricht in der Schnitzerfachschule in Hallstatt teilnehmen, an der er sein handwerkliches Können erweiterte, doch von dort nicht allzu große Eindrücke mitnahm, war er doch schon im besten Mannesalter. Nach dem Kriege bekam er als Schnitzer — er hat sich nie als Künstler ausgegeben und blieb immer der einfache Arbeiter — einen ganz guten Namen, zumal er auf einmal in seiner Umgebung mit Masken auftauchte, denen er selbst Symbolwert, etwa Sommer und Winter, den „Auswärts und den Einwärts“ wie er sagte, beilegte. Blieb er noch in den Anfängen seiner Maskenschnitzerei dem ursprünglich gestellten Thema treu, so geschah in den kommenden Jahren ein Wesenswandel, der sich nicht nur im persönlichen Leben dieses Trofaiacher Schnitzers auswirkte, sondern in der ungeheuren, allerdings thematisch beschränkten Gestaltungskraft, die ihn auf eine gewisse Höhe brachte, dann aber jäh abriß. So schuf er in seiner besten Zeit zwei Kruzifixe für die Seitenaltäre der Trofaiacher Pfarrkirche, die ein sehr starkes — vielleicht landschaftsbedingtes — barockes Erbe in sich tragen, aber in keiner Weise zur Kopie herabsanken.

Das Dämonische aber, das Toni Scharf seinen Arbeiten anhaften ließ, konnte sich nur unter dem Einfluß von Alkohol entwickeln, dem er zumindest bei seiner Maskenschnitzerei zusprach. Dabei ergaben sich jene skurrilen Gedankengänge, die er auf das Schnitzholz übertrug. Es wurden die Erinnerungen wach, die er als Kind und auch als Mann noch alljährlich am Nikoloabend erlebte, inmitten einer Landschaft, die noch lange nicht traditions- und brauchumsleer geworden ist. — Wenn man Toni Scharf fragte, wie lange er an einer Maske schnitze, wußte er keine Zeit anzugeben, doch je nach Stimmung „ein oder zwei Flaschen lang“. Auch im Gasthaus, das zeitweise sein Lieblingsaufenthalt geworden war, brach das Dämonische im Menschen Scharf durch, er versuchte dem Zuhörer das Wesen seiner Masken nahezubringen, meist kam er aber an die unrechten Mitzecher, die ihm für wenig Geld seine Schnitzereien abnahmen. Es ist auch nie bekanntgeworden, wie viele Masken er schnitzte, es werden an die vierzig gewesen sein, die ihm ob ihrer Originalität förmlich aus den Händen gerissen wurden. Sie befinden sich meist in Trofaiacher und Leobener Privatbesitz und haben eine Eigenschaft: sie werden dem Beschauer nie langweilig, sie sind der Ausdruck einer unverbildeten, an sich einfachen Natur, die das Können besaß, Kräfte wachzurufen, die in jeder guten Maske schlummern.

Bildete Scharf vielleicht die erste Hälfte seiner Masken als reine Funktionsmasken aus — „gib acht, wenn meine Teufel einmal daherrennen!“ — und als solche dachte er sie sich auch, da er den papierenen Mummenschanz nicht leiden konnte, so kam er in der letzten Periode seiner Schaffenskraft nicht mehr dazu, sie auszuhöhlen, sie wurden ihm oft fast unfertig abgenommen.

Unser Schnitzer hat keine Vorbilder gehabt, er hat, soviel in Trofaiach zu erfragen war, nie ein Buch über Masken gesehen, geschweige denn gelesen. Immer schwebte ihm, so lange er schnitzte und an seinen Masken arbeitete, der ziegenbockgehörnte Teufel vor, ein Urdämon, der zu ihm sprach. — So blieb er auch im kleinen thematischen Rahmen, in einer dauernden Abwandlung des gleichen Vorwurfes, es hat den Anschein, als ob sich Scharf selbst darstellen wollte. Es war vielleicht ein glücklicher Zufall, einen anonymen Menschen, einen der aus dem Volke selbst kommt und kam und auch tragisch endete — Scharf wurde am Karsamstag 1966, als er von der Auferstehung heimging, von einem Auto totgefahren — bei seiner Arbeit zusehen zu können und die Gedankengänge eines Menschen, der auf seine Art ein Original war, aber auch ein Weiser mit begnadeten Schnitzerhänden, mitzuverfolgen, einem aus dem Tale zu begegnen, in dem sich alte Kultur mit moderner Technik vereinen.

Chronik der Volkskunde

Osterreichisches Freilichtmuseum 1967

Das Osterreichische Freilichtmuseum hat am 20. September 1967 seine Jahreshauptversammlung abgehalten und darüber wieder einen stattlichen vervielfältigten Bericht vorgelegt. Aus den Ausführungen des nunmehr zum Direktor ernannten Geschäftsführers Prof. Dr. Viktor Pö t t l e r geht hervor, daß das Unternehmen nach einem halben Jahrzehnt Laufzeit schon sehr weit gefördert werden konnte. Die Aufstellung einer Reihe weiterer gesicherter Bauernhäuser und die Errichtung eines eigenen Museumsgebäudes lassen hoffen, daß dieses so entschlossen gegründete Museum tatsächlich in einigen Jahren im wesentlichen „fertig“ sein wird. Der Ausgriff der Gründung hat sich inzwischen nicht nur auf sonst unbetreute Bauten erstreckt, sondern auch Gebäude, die bereits als geschützt geführt wurden, erfaßt. Das gilt vor allem für das „Rauchhaus“ aus Siezenheim in Salzburg, das so manchem Teilnehmer am Salzburger Historikerkongreß von 1960 noch in Erinnerung sein dürfte. Damit erscheinen nun Salzburg, Tirol, einschließlich Südtirol, und Vorarlberg auch bereits mit mehreren Bauten im Freilichtmuseum vertreten. Das Burgenland ist nunmehr nicht durch einen Kitting, sondern auch durch einen Hof aus Neustift bei Güssing vertreten. Aus Oberösterreich ist der Vierkanthof aus St. Ulrich bei Steyr übertragen worden. Eine Reihe weiterer Bauten konnte vertraglich gesichert werden. Die Gebäude erscheinen in diesem Jahresbericht wieder durch vorzügliche Zeichnungen von Wilhelm Reisinger dargestellt, die allein schon diese Berichte zu einer erfreulichen Erscheinung werden lassen. Der Vorstand des Vereines, bestehend aus den Herren Min. a. D. Dr. Heinrich Drimmel, Landeshauptmann-Stellvertreter Prof. Dr. Hanns Koren, Kommerzialrat Dr. Sigbert Pauritsch und dem Geschäftsführer Prof. Dr. Viktor Pö t t l e r wurde einstimmig wiedergewählt. Schdt.

„Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte“

Studiensammlung des Museums für Volkskunde
in Berlin

Am 27. Oktober 1967 wurde in Wandlitz, einem dörflichen Ausflugszentrum 15 km nördlich vom Stadtrand Berlins, eine Studiensammlung „Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte“ eröffnet. Sie enthält die bisher magazinierten Bestände des Museums für Volkskunde in Berlin und des Heimatmuseums in Wandlitz, die — auf Anregung der Sektion für Völkerkunde und deutsche Volkskunde der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin — in der größten und solidesten Scheune des Ortes (gegenüber dem Heimatmuseum) vereinigt aufgestellt sind.

Beide Sammlungen ergänzen sich in vortrefflicher Weise, zunächst in Bezug auf die landschaftliche Herkunft der Gegenstände. Während das Volkskundemuseum vorwiegend Geräte aus verschiedenen Bezirken der

DDR besitzt, konnte das Heimatmuseum hauptsächlich solche aus dem brandenburgischen Raum beisteuern. Die Bestände ergänzen sich aber auch in glücklicher Weise innerhalb der einzelnen Sachgebiete, so daß die Entwicklung vom Handgerät zur Maschine gut überschaut werden kann.

Aufgebaut sind zur Zeit insgesamt 550 Gegenstände, davon 250 aus dem Heimatmuseum Wandlitz, rund 300 aus dem Berliner Museum. Von den letzteren stammen 106 Geräte aus älteren Sammlungen vor 1945 (Berlin, Wossido, Hahne), 195 aus Erwerbungen seit 1957; von diesen wurden 80 von Mitarbeitern des Museums gesammelt, 114 verdanken wir freiwilligen Helfern. Für das Museum für Volkskunde in Berlin bedeutet diese räumlich sehr geeignete Unterbringung vor allem von Großgeräten eine Entlastung der restlos überfüllten Magazine. Auch besteht die Möglichkeit, weitere magazinierte Stücke nach ihrer Restaurierung und künftige Aufsammlungen einzuordnen, wobei allerdings damit gerechnet werden muß, daß sich die jetzt mehr oder weniger locker aufgestellte Studiensammlung im Laufe der Jahre mehr und mehr in ein Magazin verwandeln wird. Verschiedene kleine Geräte, wie z. B. Bindestöcke, Dengelhämmer, Sackmodel usw. und besonders wertvolle Objekte blieben zunächst aus Sicherheitsgründen in Berlin.

Im Obergeschoß (360 m²) sind die Arbeitsgeräte der vormaschinellen Zeit in folgende Abteilungen gegliedert:

1. Arbeitsgeräte von Dorfhandwerkern;
2. Bäuerliches Handwerkzeug;
3. Transportkörbe;
4. Anschirrgeräte und Weideviehgeläut;
5. Viehwirtschaftsgeräte;
6. Bodenbearbeitungsgeräte;
7. Häufelpflüge;
8. Mecklenburger Haken;
9. Holzpflüge;
10. Schwing-, Kehr- und Schälplüge;
11. Ernte- und Dreschgeräte;
12. Korntransportgeräte und Kornmaße;
13. Geräte zur Aufbereitung der Nahrung.

Auch aus Österreich sind einige Gegenstände vorhanden: zwei Doppeljoche, das eine von 1771 aus Tirol (Chicago-Sammlung Ulrich Jahns), das andere aus St. Walpurgis/Kärnten; eine Futterschneidelade von 1792 aus dem Innviertel (Sammlung Hugo v. Preen); ein Rechen aus Tirol; ein Dreschstecken aus Eberstein/Kärnten; ein Rückentragekorb für Kinder aus St. Walpurgis/Kärnten.

Der kleinere Zwischenstock ist für Schlitten, Ackerschleifen und Wagen bestimmt. Hier sind auch die Walzen untergebracht. Hervorzuheben ist ein Ackerwagen mit Holzachsen aus Rügen. Er wurde hauptsächlich als Leiterwagen (z. B. für die Ernte) benutzt, zuletzt nur noch als Jauchewagen. Auf der Insel Rügen wurden Holzachsenwagen bis 1930 hergestellt, d. h. bis zum Bau des Rügendamms. Erst dann konnte Eisen in genügender Menge auf die Insel geschafft werden.

Das Erdgeschoß zeigt in systematischer Reihenfolge landwirtschaftliche Maschinen bis zur Gegenwart. Sie sind bis auf zwei Leihgaben ausschließlich Eigentum des Heimatmuseums in Wandlitz.

Diese neueröffnete Studiensammlung in einem gut besuchten Ausflugszentrum vor den Toren Berlins ist zur Zeit die größte und repräsentativste Sammlung an landwirtschaftlichen Arbeitsgeräten in der DDR. Sie wird auf längere Sicht in Wandlitz bleiben. Die Scheune wurde 1966

von den Staatlichen Museen zu Berlin auf zehn Jahre gemietet und im gleichen Jahr für den neuen Zweck hergerichtet. 1967 konnte der Transport der Geräte von Berlin nach Wandlitz durchgeführt und der Aufbau der Sammlung von Mitarbeitern des Museums für Volkskunde vorgenommen werden. Für die wissenschaftliche und restauratorische Betreuung ist das Berliner Museum verantwortlich. Die Führungen übernimmt das Heimatmuseum in Wandlitz.

Ulrich Steinmann, Berlin

Heinrich Winkelmann †

Direktor Dr.-Ing. h. c. Dr.-Ing. Heinrich Winkelmann, der Schöpfer des Bergbau-Museums Bochum, ist am 20. November 1967 im Alter von 69 Jahren plötzlich und unerwartet verstorben.

Winkelmann wurde am 30. August 1898 in Vormholz bei Herbede, Westfalen, geboren. Er studierte nach der Reifeprüfung an den TH Hannover und Berlin; 1925 Ingenieurdiplom, 1927 Doktorat, 1963 Ehrendoktorat von der Techn. Universität Berlin, 1964 Großes Verdienstkreuz des Verdienstordens der BRD. Im 1. Weltkrieg Verwundung und Kriegsauszeichnungen.

Die Bedeutung Heinrich Winkelmanns liegt darin, daß er ohne Vorbild hierfür in dreißigjähriger Arbeit das Bergbau-Museum Bochum geschaffen hat, das heute als eine international anerkannte Sammlungs- und Forschungsstätte gilt auf dem Gebiet des gesamten Berg- und Hüttenwesens.

Am 1. September 1928 war Dr. Winkelmann vom damaligen Geschäftsführer der Westfälischen Berggewerkschaftskasse Prof. Dr.-Ing. h. c. Heise mit der Schaffung und Einrichtung eines solchen Institutes beauftragt worden. In mühevoller Kleinarbeit legte er den Grundstock für die Sammlungen, für deren Unterbringung dann die Westfälische Berggewerkschaftskasse und die Stadt Bochum im Jahr 1931 entsprechende Räume zur Verfügung stellten. Pioniergeist und Tatkraft gehörten gerade in dieser Zeit der schweren Krise des Ruhrbergbaus dazu, ein solches Unternehmen, noch dazu mit wenigen Mitarbeitern, aufzubauen. Ein großzügiger Neubau durch die Berggewerkschaftskasse schuf den Sammlungen Raum und Winkelmann die Möglichkeit, wissenschaftliche Aufgaben durchzuführen. Jene Jahre begründeten den Ruf des Museums, den es heute auch außerhalb Deutschlands und Europas genießt. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1939 wurden bereits über 40.000 Besucher, davon 2500 Ausländer gezählt, und 1966 waren es mit über 11.000 Ausländern 194.000 Besucher. Das Bergbau-Museum verfügt derzeit über eine Ausstellungsfläche von 6500 m², wozu noch ein Anschauungsbergwerk mit einem Streckennetz von 2000 m in natürlicher Größe, bestückt mit den modernsten Bergbaumaschinen, Stahlstempel-ausbau usw., kommt. Im Krieg hatte das Museum zum Teil schwer gelitten, doch nach Beendigung der Kriegshandlungen nahmen Winkelmann und seine Mitarbeiter sofort die Wiederinstandsetzung der geretteten Museumsstücke und Museumsgebäude und deren Sicherung vor weiteren Schäden in Angriff. Es ist ihm zu verdanken, daß das Bergbau-Museum nach dem Zweiten Weltkrieg als eines der ersten großen deutschen Museen seine Sammlungen wieder der Öffentlichkeit zugänglich machen konnte.

Ein besonderes Verdienst kommt Heinrich Winkelmann unmittelbar in dieser schweren Zeit nach dem Kriegsende insofern zu, als er sich auf die Kulturwerte des deutschen Volkes und seiner Bergleute besann und

die Gründung der „Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau“ im Jahre 1947 vornahm. In der Gründungsversammlung, bei der er weitgehende und tatkräftige Unterstützung durch die Bergbauunternehmungen fand, wurde er einstimmig zu deren Vorsitzenden gewählt. Untrennbar mit seinem Namen ist die kulturelle Zeitschrift „Der Anschnitt“ verbunden, die gegenwärtig im 19. Jahrgang erscheint und mehrfach auch weitgehende Beziehungen zur Volkskunde herstellt.

Eine reiche publizistische Tätigkeit kennzeichnet und krönt neben der Schaffung des Bergbau-Museums das Lebenswerk Winkelmanns. Wie kein anderer verstand er es, das Interesse der Ruhrkohlenindustrie und der Bergbaumaschinenfabriken an bergbaugeschichtlichen Fragen zu wecken und dadurch eine entsprechend nachhaltige und großzügige finanzielle Unterstützung zu finden. So gelang es Dr.-Ing. H. Winkelmann, folgende Standardwerke aus der Bergbaukulturgeschichte in den letzten Jahren neu herauszubringen oder erstmalig im Druck erscheinen zu lassen, zum Teil in kostbarer bibliophiler Form:

- a) Die Rost'sche Trachtenmappe über Bergmannstrachten von 1833.
- b) Das Weigel'sche Trachtenbuch 1721 mit Kupferstichen über Trachten der Berg- und Hüttenleute.
- c) Das Schwazer Bergbuch 1556, Innsbrucker Codex 856.
- d) Das Bergbuch des Lebertals (Lothringen, 16. Jahrhundert).
- e) Der sogenannte „Freiberger Fries“, eine handkolorierte Darstellung des Bergaufzuges vom Jahr 1719 im Plauen'schen Grund bei Dresden.
- f) Das Standardwerk „Der Bergbau in der Kunst“, das auf 580 Seiten in Großformat 392 Abbildungen, darunter 62 Farbtafeln, aufweist und als einzigartig und einmalig bezeichnet werden darf.
- g) „Der Bergmannsschmuck Johann Georg II. von Sachsen“ vom Jahr 1678, als Monographie mit zahlreichen Farbaufnahmen.
- h) Eine handkolorierte Reproduktion eines alten japanischen Rollbildes im Deutschen Museum in München, „Altjapanischer Goldbergbau“ auf Sado.
- i) Das Halleiner Salzwesen und seine bildliche Darstellung in den Fürstenzimmern des Pflegamtsgebäudes zu Hallein.

Besonderer Dank und hohe Anerkennung für die Herausgabe dieser Werke gebühren neben Dr. Winkelmann und seiner „Vereinigung“ der in den meisten Fällen als Mäzen auftretenden Maschinenfabrik „Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia“ in Wethmar-Lünen und deren Prokuristen Dipl.-Ing. H. Bathé.

Zu diesen bedeutenden Veröffentlichungen kommt noch die Entdeckung und der Erwerb eines bisher unbekanntes siebenten Exemplares des Schwazer Bergbuches, wahrscheinlich die Urfassung, für das Bergbaumuseum Bochum hinzu, und die weitere Feststellung eines achten Exemplares in einer Pfarrbücherei einer kleinen Mainortschaft, so daß von dieser berühmten österreichischen Bilderhandschrift aus dem Jahr 1556 nunmehr insgesamt acht Ausfertigungen bekannt sind. Eine davon, den Innsbrucker Codex, konnte Winkelmann, wie oben erwähnt, erstmals in Übersetzung und in Faksimile anlässlich der 400-Jahrfeier des Bestehens dieser Handschrift in Druck herausgeben. Zahlreiche Bergmannstrachten des 16. Jahrhunderts sind darin abgebildet.

Besondere Beziehungen zur Volkskunde sind H. Winkelmann stets am Herzen gelegen. Auch dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien war er seit langem hindurch eng verbunden. In seiner Zeitschrift „Der Anschnitt“ waren unter den Mitarbeitern mehrfach Fachkräfte und

Wissenschaftler aus Österreich vertreten. Das Verständnis und die Liebe zur Volkskunde traten bei Winkelmann besonders dadurch in Erscheinung, daß er dem Arbeitskreis für Westfälische Volkskunde angehörte und besonders die Herausgabe trachtenkundlicher Bergbücher förderte, in hohem Maß aber er und sein Freund Bathe nach dem Zweiten Weltkrieg den alljährlich erscheinenden Wandkalender der Westfalia Lünen zu einer wahren Fundgrube machten für das Wissensgebiet der Entwicklung der Trachten der Berg- und Hüttenleute im mitteleuropäischen Raum sowie zur Entwicklung der Barbara-Ikonographie. In einem der früheren Westfalia-Kalender sowie im Dezemberheft der Zeitschrift „Der Anschnitt“ sind die Bergmannstrachten des Kuttenberger Kantionales, einer aus der Zeit um 1490 stammenden und in der Wiener National-Bibliothek befindlichen Handschrift besonders eingehend behandelt worden.

So ist mit Heinrich Winkelmann ein Großer dahingegangen: ein tüchtiger Ingenieur, ein begeisterter Bergmann, der für den Bergbau und die Geschichte und Kultur des Bergmannsstandes Einmaliges geleistet hat.

In seinem Werk und in seiner Familie, in der „Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau“ sowie bei allen, die der Volkskunde, darunter auch in Österreich, nahe stehen, wird sein Andenken in Ehren fortleben.

Franz Kirnbauer

Sigurd Erixon †

Heuer, nämlich am 26. März 1968, wäre Prof. Dr. Sigurd Erixon, der hochverdiente Erforscher der schwedischen Volkskunde, achtzig Jahre alt geworden. Knapp vorher, nämlich am 18. Februar dieses Jahres, ist er leider gestorben. Wir können dem Ehrenmitglied unseres Vereines, der seit vielen Jahrzehnten auch mit der österreichischen Volkskunde verbunden war, nur den tiefgefühlten Dank unseres Faches nachrufen. Er hat der Volkskunde im Norden in vieler Hinsicht neue Züge verliehen, ein großer Teil aller heute wirkenden Forscher in Schweden, Norwegen und Finnland ist in irgendeiner Form Erixons Schüler gewesen. Vom Nordischen Museum aus wie von seinem Institut for folklivsforskning in Stockholm sind wesentliche Anregungen ausgegangen, die vor allem seiner mächtigen Persönlichkeit entsprachen. Die internationale Fachorganisation der CIAP ist nach dem zweiten Weltkrieg im wesentlichen durch ihn wiederbelebt worden. Das dankbare Andenken an den großen alten Mann der Volkskunde im Norden Europas wird auch bei uns lange fortleben.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, **Bauernmöbel ans Süddeutschland, Österreich und der Schweiz**. Wien, Forum Verlag, 1967. 200 Seiten, 136 Bildtafeln, davon 42 farbig, Register. S 348,—.

Der schriftstellerisch ungemein fruchtbare und durch ein ausgebreitetes Wissen auf volkskundlichem Gebiete ausgezeichnete Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, hat seine Fachkollegen und die Freunde der heute wiederum so geschätzten bäuerlichen Möbel mit einer ansehnlichen und sehr hübsch ausgestatteten Veröffentlichung in Buchform über obigen Gegenstand beschenkt. Sie behandelt in 30 Abschnitten die im volklichen Sinne als süddeutsch bezeichneten Möbellandschaften unter Ausklammerung des norddeutschen Raumes, berücksichtigt jedoch auch die ehemaligen deutschen Randgebiete im Süden, Westen und Osten. Der Textteil umfaßt nicht weniger als 190 Seiten (Großquart), wozu noch 17 Seiten Literaturnachweise und Register folgen.

Wenn sich auch der Verfasser auf das seit einigen Jahrzehnten ziemlich angewachsene wissenschaftliche Schrifttum zum Thema stützen konnte, so war ihm, wie aus dem Vorwort zu entnehmen ist, doch sehr daran gelegen, das Material in der Landschaft, an Ort und Stelle soweit als möglich kennen zu lernen. Es waren vor allem die vielen kleineren und größeren musealen Sammlungen, die ihm neben der ansehnlichen Möbelsammlung seines Wiener Volkskundemuseums das zum Teil bereits wissenschaftlich durchforschte, teils noch weniger beachtete Material darboten, auf denen seine Arbeit fußt.

Bei dem räumlichen Umfang des behandelten Gegenstandes war es klar, daß die einzelnen Möbellandschaften nicht von Ort und Ort erwandert werden konnten, wie dies z. B. in manchen Tälern Tirols von Haus zu Haus seitens des Rezensenten vor Jahren geschehen ist. Dieser Vorgang gestattete dann auf Grund eines sehr reichen, topographisch nachweisbaren Materials von Talstilen zu sprechen und deren Entwicklung an Hand von datierten Objekten darzustellen.

Beim Durchblättern und Betrachten der vielen schönen, vorzüglich gedruckten Abbildungen des Schmidtschen Buches legte der Unterzeichnete sich immer wieder die Frage vor, ob das betreffende Möbel als Typus für eine bestimmte Gegend zu betrachten sei oder ob es sich um eine volkstümliche Einzelleistung eines dörflichen Handwerkers handle. Im letzteren Falle schiene es ihm nicht ganz gerechtfertigt, von „Möbellandschaften“ zu sprechen.

Abgesehen von wenigen Beispielen altertümlicher, schwer zu datierender, vielleicht noch aus der Frühzeit und der Mitte des 16. Jahrhunderts stammender Möbel werden uns in dem Buche nur Blankholz- oder bemalte Möbel des 17. bis 19. Jahrhunderts vorgeführt. Sind es nur Bauernmöbel? Gewiß zum Großteil, wengleich nicht aus den Händen des Bauern hervorgegangen, sondern von gelernten dörflichen Handwerkern, Tischlern und Malern. Manchmal wird auch ein geschickter

Bastler darunter gewesen sein, wie es solche überall und zu allen Zeiten gab. In allen größeren Flecken, Dörfern und Märkten saßen aber gelernte Handwerker, deren finanzkräftigste Auftraggeber wir in den begüterten Ständen und Berufen wie Ärzte, Apotheker, Richter, Geistliche, Bürgermeister, Wirte, Bräuer, Handwerksmeister und Bauernkönige zu suchen haben. Für diese Schicht wurden die reichgeschnitzten und bemalten Schränke, Truhen, Betten, Wiegen, die eingelegten Tische und anderes Mobiliar gemacht, wenn wir z. B. ein paar Beispiele aus den Abbildungen herausgreifen, den zweitürigen Pinzgauer Blankholzschränk von 1772 oder den Schränk mit Nachahmung von Marquetterie (Abb. 83 — ein völlig gleiches Stück in Nordtiroler Privatbesitz), das hübsche zierliche Louis Seize-Bett des Johann Scherndanner von 1813 (Abb. 123) oder den 1770 datierten reichbemalten zweitürigen Zillertalerschränk der Maria Ebster von 1770 (Abb. 142 — die Ebster waren ein Kaufmannsgeschlecht), alles Arbeiten handwerklich sehr erfahrener ländlicher Meister, die auch um das Stilmöbel Bescheid wußten und deren beste Arbeiten kaum unter den Begriff „Bauernmöbel“ fallen, auch wenn wir heute diese dafür eingebürgerte Bezeichnung gebrauchen.

Für die Abgrenzung der einzelnen Möbellandschaften mag das zum Typus erhobene Erscheinungsbild des Möbels in erster Linie bestimmend sein. Wohngewohnheiten und Standortfrage spielen nach Meinung des Unterzeichneten heute eine geringere Rolle, die allerdings vom Standpunkt der Volkstumsforschung, insbesondere im Zusammenhang mit der Bauernhausforschung eine starke Aufwertung erfährt. Der Verfasser beklagt selbst, daß „die für die Erkenntnis der Wohntradition so wichtigen Überlieferungen von Standort und Funktion der Möbel an ihren alten Orten nur in sehr geringem Ausmaß mitvermittelt wurden.“ Die Frage nach der Funktion des Möbels bereitet wohl in den meisten Fällen keine Schwierigkeit, das Bett ist in erster Linie eine Schlafgelegenheit, auch das Ehebett — für das Hochzeitsbett mag gelten, was der Autor auf Seite 41 schreibt —, Schränke, Wandkästchen und Truhen sind Behälter, Stühle und Bänke Sitzgelegenheiten und Tische Möbel, an denen man ißt und trinkt, Karten spielt oder verschiedene Arbeiten verrichtet.

Besehen wir uns das Bildmaterial des Buches, so sehen wir, daß die Abbildungen, abgesehen von einer Reihe von Blankholzmöbeln, fast ausnahmslos das durch Schnitzerei und Malerei ausgeschmückte Möbel uns vor Augen führen, und für den, der an diesem Gegenstand ein Interesse hat, ist es sicherlich ein Genuß, in diesem Buche zu blättern. Aber, wie bereits erwähnt, Prof. Schmidt hat seinem Bildwerk einen umfangreichen, mit Wissen schwer befrachteten Text mitgegeben.

Wer sich tiefer in den Gegenstand zu versenken und eine größere Übersicht über dessen vielfältige Erscheinungswelt zu gewinnen wünscht, wird mit großem Nutzen und mit Dankbarkeit die auf einer umfassenden Literaturkenntnis beruhende Einleitung lesen. Schmidt kommt hier, was sehr aufschlußreich ist, auf die Anfänge der Sammeltätigkeit an bäuerlichen Möbeln im 19. Jahrhundert zu sprechen und zeigt auf, wie durch die Sammeltätigkeit die wissenschaftliche Erforschung des Gegenstandes in den einzelnen Gebieten ihren Anfang genommen hat, ein Beginnen, das für immer mit den Namen Johann Deininger, Franz Zell, Karl v. Radinger, Otto Lauffer, Josef Blau, Michael Haberlandt und anderer verknüpft ist. So konnte dann, im Gegensatz zu anderen Gebieten volkskundlicher Forschung erst verhältnismäßig spät, 1924 Rudolf Uebe seine heute noch beachtenswerte, in klarer, allgemein verständlicher Ausdrucksweise verfaßte Überschau über das ganze vielschichtige Gebiet des bäuerlichen Möbels in deutschen Landen vorlegen.

Die hauptamtliche Betreuung der Heimatmuseen durch staatliche Denkmalpfleger in Süddeutschland brachte einen weiteren Gewinn. Männer, wie der mit der Volkskunst innerlich verbundene Josef Maria Ritz in München und dessen Nachfolger im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Torsten Gebhard haben die Forschung weit vorangetrieben und wesentlich bereichert. Der Autor unseres Buches bekennt, daß er namentlich den Forschungen von Ritz, dessen Andenken er sein Buch gewidmet hat, viele Einsichten in die Materie verdanke. Dem Beispiel der eben Genannten folgten jüngere Forscher wie Otto Bramm, Karl Rumpf, Max Kieslinger, Franz Lipp und jüngst Franz Colleselli.

Der nun folgenden Darstellung der einzelnen Möbellandschaften stellt der Verfasser ein 26 Seiten umfassendes Kapitel mit der Überschrift „Häuser und Wohnen“ voran. Er hält es für die Beurteilung und Kunde vom bäuerlichen Möbel für unumgänglich, sich vom oberdeutschen Bauernhaus, von dessen Entwicklung und räumlicher Einteilung eine klare Vorstellung zu machen, und so setzt er sich bei der Erörterung der einzelnen Möbellandschaften eingehend über deren Hausformen auseinander. Im Kapitel Häuser und Wohnen wird nur summarisch der Unterschied zwischen dem oberdeutschen und dem niederdeutschen Haus berührt und dabei auch der Frage nach der Zahl der Feuerstätten große Aufmerksamkeit geschenkt.

Die überlieferten Wohngewohnheiten der behandelten Gebiete werden unter den Gruppenbezeichnungen „Weilen und Rasten“, „Kochen und Essen“, „Liegen und Schlafen“, „Verwahren“ und „Prunken“ zusammengefaßt und erörtert. Den Wohngewohnheiten schließt sich ein Abschnitt über die Möbeltraditionen an, worunter der Autor „jene Komplexe von Stoffwahl, Formgebung und Ausschmückung“ versteht, „die in ganz anderen Verbindungen geschichtlicher und räumlicher Art entstanden sind oder doch gewirkt haben können, als die Einzelzüge der Wohngewohnheiten“. In diesem Satz steckt der Schlüssel zur Betrachtung der formalen und dekorativen Erscheinung der Bauernmöbel. In diesem Zusammenhang kommt dem Werkstoff wesentliche Bedeutung zu.

Im weiteren schenkt der Verfasser der nicht ganz einfachen Frage nach der Abgrenzung von Möbelformen größere Aufmerksamkeit, wobei er weite Räume Europas, beziehungsweise die angrenzenden Randgebiete seiner Darstellung im Süden, Westen und Osten in seine Gedankengänge und Feststellungen miteinbezieht und rückblendend zum Teil bis ins 15. Jahrhundert ausgreift. Schließlich wird der allgemeine einführende Text mit einem Blick auf die Auszier der Möbel beschlossen, wobei die Gruppe der Braut- und Hochzeitsmöbel besonders herausgehoben wird, die in katholischen Gegenden vielfach Gnadenbilder und Volksheilige, manchmal auch Szenen aus dem Alten Testament als Bildschmuck bevorzugen.

Der Hauptteil des Buches ist den Möbellandschaften gewidmet. Dreißig volkskundlich wie stilistisch als Sondergruppen anzusprechende Gebiete werden hier ausführlich behandelt, vom Elsaß bis zum Burgenland und von Oberfranken und der Rhön bis nach Südtirol. Der Erörterung der einzelnen Landschaften werden fallweise historische und kulturgeschichtliche Hinweise vorangestellt, dann die Bauernhausformen kurz charakterisiert, Stuben und Öfen miteinbezogen und dann die Möbel, Stubenkredenzen, Tische und Stühle, die Schränke, Truhen, Wandkästchen, Küchenschränke und Almer, schließlich die verschiedenen Formen von Liegemöbeln eingehend in bezug auf ihre formale und dekorative Gestaltung behandelt. Das Gesagte wird oft noch durch Hin-

weise auf ältere deskriptive Schriftquellen und durch eine Fülle schöner Abbildungen erläutert. Im großen und ganzen handelt es sich in dem Buche, wie schon erwähnt, um Objekte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die im Abbildungsverzeichnis noch katalogmäßig aufgeführt werden.

Der Rezensent gesteht offen, daß er beim Lesen des Textes und Betrachten der Bilder vielfach ein Lernender war, der sich dankbar in die Fülle des dargebotenen Materials vertiefte und mit Genuß die farbenfrohe, frische und oft so treuherzig naive Art der Bemalung betrachtete. Wenn auch manchmal eine ungeübte Hand am Werke war, so kann man dabei vielfach den Impuls und die innere Erregung spüren, die den Pinsel führte. Ein großer Bogen spannt sich von diesen primitiven, oft überraschend der modernen Kunst verwandten Malereien bis zu den kunstgewerblich ausgewogenen, meisterlich ausgeführten Dekorationsweisen.

Das, was der Rezensent, der sich nur mit den Tiroler Bauernmöbeln etwas näher befaßt hat, zu diesem Abschnitt des Buches noch zu sagen hätte, kann bei anderer Gelegenheit nachgeholt werden. Der Autor ist jedenfalls zu dieser schönen und inhaltsreichen Veröffentlichung, die ein sehr großes Wissen ausbreitet und der der Verlag alle Sorge angedeihen ließ, zu beglückwünschen. Wäre das Buch wissenschaftlich etwas weniger stark befrachtet und in seiner Schreibweise stellenweise etwas einfacher, allgemein verständlicher, könnte man es als ein „Volksbuch“ bezeichnen, was im Hinblick auf den Leserkreis nur zu begrüßen wäre und jedenfalls dem Buche wie dem Autor gleichermaßen zur Ehre gereichen würde.

Josef Ringle

Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (= Volksleben Bd. 18), 309 Seiten, mit zahlreichen Abb. Tübingen 1967, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Seit 1955 unser Band „Masken in Mitteleuropa“ erschien, ist eine ganze „neue Welle“ der Faschings- und Maskenforschung in Bewegung geraten. Daran hat die von Hermann Bausinger inaugurierte Vereinigung „Tübinger Arbeitskreis für Fasnachtsforschung“ bedeutenden Anteil. Diese Vereinigung, in ihrer Spitze mit der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, bzw. dem Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde an der Universität Tübingen identisch, hält recht regelmäßig kleine Kongresse ab, und deren Vorträge werden ebenso regelmäßig auch veröffentlicht: 1964 war es der Band „Fasnacht“ (= Volksleben Bd. 6), 1966 der Band „Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee“ (= Volksleben Bd. 12), und nunmehr liegt also bereits der dritte derartige Band vor, in schöner Regelmäßigkeit als Volksleben Bd. 18 schwäbische Konsequenz bekundend. Konsequenz auch darin, daß man bei der für Außenstehende unverständlichen Wortform „Fasnacht“ geblieben ist, ohne Rücksicht etwa darauf, daß Karl Meisen (Namen und Ursprung der Fastnacht, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 17. und 18. Jg., Bonn 1967, S. 7 ff.) sein sehr gewichtiges Veto dagegen eingelegt hat.

Der neue Band zur Faschings-, Fastnacht- und Karnevalsforschung (um einmal die in dem Band mehrmals zitierte Dreieit wörtlich anzuführen) ist umfangreich und inhaltsreich geworden. Bausinger leitet mit „Akzente der Fasnachtsforschung“ kurz ein, mit besonderem Hinweis auf die verschiedene Haltung der christlichen Konfessionen zum Faschingstreiben auch in der Gegenwart. Sinngemäß folgt Dieter Narr mit „Geistlichen Äußerungen zur Fasnacht besonders aus dem 18. Jahr-

hundert“, eine Auswahl aus vielen negativen und nur wenigen positiven Aussagen. Fritz Mack bringt dann „Evangelische Stimmen zur Fasnacht“, eine evangelisch-theologische Aussage, für die wir nicht zuständig sind. — Dann folgen landschaftlich gebundene Darstellungen. Zunächst Manfred Ill mit seiner „Entwicklung der Markdorfer Fasnet“, einem vorzüglichen, anschaulichen, quellengemäßen Bericht. Weit umfangreicher ist die Darstellung von Dieter H. Stolz, „Die Fasnacht in Überlingen“, also in einer traditionsreichen Bodenseestadt, deren zum Teil sehr bekannte Erscheinungen (Fastnacht, Schwerttanz) schon gut bearbeitet sind. Aber Stolz hat die archivalischen Quellen neu aufgearbeitet und dadurch eine noch weit dichtere Bezeugung als bisher erstellen können. Seine Mitteilungen lassen sich an Hand der „Auszüge aus den Quellen“ nachprüfen (von 1474 bis 1851). Über das Faschingsbrauchtum einer noch größeren Stadt berichtet dann Rolf Süß, „Zur Geschichte und Gegenwart der Freiburger Fasnacht“. Auch hier wird für Fastnacht, Kufertanz, Bändeletanz usw. reiches Material aus den archivalischen Quellen beigebracht. Auch die Übergänge zu den neueren städtischen Formen, also zum Karnevalsumzug, zur Faschingszeitung usw. werden dokumentiert. Dabei wird die durch Freiburg gefestigte „alemannische Fasnet“ vom rheinischen „Karneval“ deutlich abgehoben.

In den Beiträgen über Überlingen und Freiburg klingt das Motiv des Fastnachtsbrauches in den Städten schon deutlich an. Sie muten wie eine örtliche Einleitung zu dem großen, stoffreichen Beitrag von Hans Moser „Städtische Fasnacht des Mittelalters“ an (S. 135—202), wohl eine Nebenfrucht des von Moser vorbereiteten Werkes „Münchner Brauch- und Festwesen im Mittelalter“. Es stecken aber Materialien und Gedankengänge aus vielen Jahren Moserscher Vorarbeit und Denkweise darin, man muß sich damit auseinandersetzen. Soweit es sich um die wohlunterbaute Darbietung der Einzelzüge des in den mittelalterlichen Städten üblichen Fastnachtsbrauches handelt, wird dagegen kaum viel einzuwenden sein. Problematisch werden die Dinge erst dort, wo Moser von seiner neuen Warte aus glaubt, alle bisher gewonnenen Interpretationen beiseiteschieben zu können. Diese Versuche gipfeln wohl in dem Versuch, die im alten Faschingsbrauch so vielfach auftretende Bären-gestalt als Nachahmung des Tanzbären fahrender Leute zu erklären (S. 174). Es ist hier nicht der Ort, Mosers positive Leistungen ausführlich zu würdigen, noch seine meiner Meinung nach zu weit gehenden Abwertungen weitverbreiteter alter Brauchelemente kritisch zu behandeln. Es ist aber keine Frage, daß diese Arbeit eine Art von Wende in der ganzen Maskenforschung einleiten wird.

Nach der Arbeit Mosers folgt von Karl S. Bader eine sehr nützliche Übersicht über „Die Fasnacht in der Baar im Spiegel historischer Zeugnisse“. Das Fürstenbergsche Archiv hat dafür doch einige Materialien ergeben.

In einem gewissen Gegensatz zum Vortrag Mosers stehen die Ausführungen des Kunsthistorikers Albert Walzer über „Tierkopfmasken in Bild und Brauch“. Walzer hat hier ähnlich wie in seinem schönen Lebzeltenbuch die in der Volkskunst auftretenden Formen mit ihren ikonographisch verwandt erscheinenden Bezeugungen in den verschiedensten Gebieten der bildenden Kunst zusammengestellt. An sich als Materialdarbietung selbstverständlich sehr nützlich, methodisch für uns aber eher ein Rückschritt, weil wir eben Dinge, die durch Jahrhunderte voneinander getrennt sind, nicht mehr einfach nebeneinanderstellen zu können glauben. Auch rein maskenkundlich ergeben sich da

manche Fragen. Nimmt man etwa die Schnabelmasken, so glaubt Walzer eine solche auch auf einem Fresko in einem Sommerhaus in Isola am Silser See, 1672 erbaut, erkennen zu können. Erwin Poeschel hat, mit Recht, darauf hingewiesen, daß es sich wohl um eine Maske der *commedia dell'arte* handeln dürfte. Man darf weitergehen, und einen „Dottore“ darin sehen, aber nicht den normalen Maskentyp, sondern den des Pestarztes: nur diese trugen bekanntlich gegen die Ansteckungsgefahr solche Schnäbel, den Komödianten und Fasnachtsnarren waren aber selbstverständlich auch diese „Schnabeldoktoren“ (vgl. Johannes Nohl, *Der Schwarze Tod. Eine Chronik der Pest 1348 bis 1720*. Potsdam 1924. Abb. bei S. 114) ein willkommenes Motiv.

Auf die reiche, vielleicht sogar überreiche Bilderzusammenstellung von Walzer folgt schließlich Robert Wildhaber mit seinen „Gesichtsmasken“, leider bildlosen „Bemerkungen zur Typologie und Verbreitung im europäischen Raum“. Wildhaber hat als Museumsmann das Material leidenschaftlos aufgliedert, mit manchem kritischen Seitenblick auf Erscheinungen, die in das gewohnte Verbreitungsbild nicht zu passen scheinen, und die es aber eben doch gegeben hat.

So zeigen sich in dem Band manche Gegensätze; man kann sich denken, daß auf der betreffenden Tagung darüber eifrig diskutiert worden sein mag. Gleiches wird wohl auch in der weiteren Maskenliteratur der Fall sein.

Leopold Schmidt

Deutsche Volkslieder. Balladen. Unter Mithilfe von Erich Seemann gemeinsam mit Rolf Wilh. Brednich und Wolfgang Suppan herausgegeben von Wilhelm Heiske. 5. Teil. 340 Seiten. Freiburg im Breisgau 1967. Verlag des Deutschen Volksliedarchivs, in Kommission bei Ernst Kaufmann, Lahr im Schwarzwald.

Die ganz großen Unternehmungen der deutschen Volkskunde, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts eingeleitet wurden, sind unter keinem guten Stern gestanden. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens ist wenigstens im letzten Krieg noch notdürftig fertiggebracht worden, wenn auch lückenhaft und ergänzungs- wie erneuerungsbedürftig wie kaum ein anderes ähnliches Werk. Das Handwörterbuch des deutschen Märchens ist nach dem zweiten Band entschlafen. Der Atlas der deutschen Volkskunde ist in seiner mühsam hergestellten ersten Folge ohne Kommentar geblieben.

Das Werk „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien“, die Schöpfung John Meiers, die sich hier anreihen läßt, weil sie ebenfalls schon 1935 zu erscheinen begonnen hat, ist nur in großen Abständen weitergefördert worden. Jetzt, nach zweiunddreißig Jahren, hält man beim 5. Band des Balladenteiles, irgendein Ende ist da nicht abzusehen. Nach John Meier ist nun auch Erich Seemann dahingegangen, der einen sehr großen Teil des Werkes persönlich geleistet hat. Freilich ist wohl auch zum Teil wenigstens das überaus langsame Wachstum des Gesamtwerkes ihm zuzuschreiben, weil seine Einarbeitung sämtlicher außerdeutscher Fassungen, Varianten, Parallelen usw. der einzelnen Lieder einfach kein Ende auch nur der jeweiligen kleinen Balladen-Monographie zu erlauben schien. Dennoch wird man Seemann für seine Gewissenhaftigkeit zu Dank verpflichtet bleiben.

Man kann seine Arbeitsweise auch an dem vorliegenden Band noch feststellen, dessen erster Teil von ihm noch wesentlich mitgestaltet wurde, wogegen der soeben erschienene zweite Teil erst nach seinem

Tod von den jüngeren Mitarbeitern bearbeitet wurde. Sie haben die Heranziehung allzufernliegender ausländischer Fassungen vermieden und damit die Balladen-Monographien weitgehend verkürzt. Auf diese Weise haben sie aber Platz für den Abdruck von mehr deutschen Fassungen gewonnen, was sicherlich eine begrüßenswerte Neuerung darstellt. Über die Vorzüge des großen Werkes braucht kaum etwas gesagt zu werden. Der Band enthält die Nummern von 89 (Vorwort) bis 123 (Der undankbare Sohn), mit Einbeziehung der vielen Lieder von der als Mann verkleideten Frau und der Zeitungslieder von Scheintoten, sowie die vielgesungenen Lieder von Waisenkindern, Tränenkrüglein, Stiefmutter usw. Es handelt sich zum Teil um Erzählmotive, über die Brednich unter anderem auf dem Athener Kongreß berichtet hat. Nr. 113, Die scheintote Braut, gehört zu den ganz seltenen Liedern, die nur in Niederösterreich bekannt waren, ein Flugblattlied, das ein angebliches Ereignis in Hollabrunn schildert, und das bereits bei der Sammlung von 1819 aufgezeichnet wurde.

Angesichts der vorzüglichen Bearbeitung auch dieses Teiles des großen Werkes kann man nur wünschen, daß es rasch weitergefördert werden möge.

Leopold Schmidt

Elfriede Grabner (Hg.), Volksmedizin. Probleme und Forschungsgeschichte (= Wege der Forschung, Bd. LXIII), 575 Seiten. Darmstadt 1967, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Die Volksmedizin ist einige Jahrzehnte hindurch verhältnismäßig wenig behandelt worden, nachdem ihre Forschung zu Anfang des 20. Jahrhunderts kräftig eingesetzt hatte. Am Wiederaufstieg dieser Forschung war und ist Elfriede Grabner vom Steirischen Volkskundemuseum kräftig beteiligt. Sie hat, nicht zuletzt in unserer ÖZV, zahlreiche Abhandlungen überschauender und zusammenfassender Art veröffentlicht, durch die der Stand des vor allem in unseren Alpenländern eingebrachten Material wieder überschaubar wurde.

Dies war auch der Grund, weshalb Elfriede Grabner von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt eingeladen wurde, einen jener Querschnittbände herauszugeben, wie sie dort verdienstvoller Weise bereits für so manches Forschungsgebiet ediert wurden und noch geplant werden. Elfriede Grabner hat nunmehr eine von großer Übersicht zeugende Auswahl von wichtigen, zum Teil maßgebenden, beispielhaften Arbeiten zusammengestellt, eingeleitet und mit einem guten Register versehen. Es handelt sich dabei um folgende Artikel (deren Erstveröffentlichungsangaben hier wegbleiben können): Carl Posner, Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin (1913); Pavel Košir und Vinko Möderndorfer, Die Volksmedizin bei den Kärntner Slowenen (1926); Rudolph Zaunick, Vom Sinn und Unsinn volksmedizinischen Glaubens und Brauches (1932); Gustav Jungbauer, Einleitung zu seiner „Deutschen Volksmedizin“ (1934); Heinrich Marzell, Die Volksmedizin (1935); Max Baldinger, Aberglaube und Volksmedizin in der Zahnheilkunde (1936); Paul Diepgen, Volksmedizin und wissenschaftliche Heilkunde (1937); Heinrich Vorwahl, Deutsche Volksmedizin in Vergangenheit und Gegenwart (1939); Edith Heischkel, Medizingeschichtsschreibung und Volksmedizin (1941); Lutz Röhrich, Krankheitsdämonen (1950); Hanns O. Münsterer, Grundlagen, Gültigkeit und Grenzen der volksmedizinischen Heilverfahren (1950); France Kotnik, Aus der Volksmedizin (1952); Augustin Kristič, Fragmente aus der Volksmedizin Bosniens und der Herze-

gowina (1955); J. R. Möse, Volkstümliche Pflanzenheilkunde im Licht moderner Antibiotikaforschung (1958); Erwin Richter, Einwirkung medico-astrologischen Volksdenkens auf Entstehung und Formung des Bärnatterkrötenopfers der Männer im geistlichen Heilbrauch (1958); Franz Grass, Volksmedizin, Sakralkultur und Recht (1960); Herbert Fischer, Heilgebärden (1961); Robin Fahrheus, Grundlegende Fakten über die Pathologie der Körpersäfte und ihre Relikte in Sprache und Volksmedizin (1962); Lily Weiser-Aall, Gelehrte Traditionen über angeborene Fehler in der Volksmedizin (1962); Lauri Honko, Über die tatsächliche Wirkung der Volksmedizin (1963); V. J. Bröndegaard, Wegerich als Wundheilmittel in der Volks- und Schulmedizin (1963); Elfriede Grabner, Verlorenes Maß und heilkräftiges Messen (1964). — Man wird zugeben müssen, daß es sich um einen sehr eindrucksvollen Querschnitt handelt, dessen Einzelteile wirklich die verschiedensten Züge dieser zum Teil doch sehr abseitigen Gebiete erschließen.

Als besonderen Nutzen wird man die Übersetzung der fremdsprachigen Beiträge empfinden, die vermutlich bisher kaum eine weitere volkscundliche Öffentlichkeit erreicht haben dürften. Daß Österreich durch immerhin vier Autoren (Grass, Fischer, Weiser-Aall und die Herausgeberin) vertreten ist, wird man als nur berechtigt ansehen. Alles in allem wohl Beweise dafür, daß für diesen geradezu notwendigen Querschnittband die richtige Herausgeberin gefunden wurde, deren schöne Zusammenstellung vermutlich für einige Zeit geradezu ein Handbuch der Volksmedizin wird ersetzen können.

Leopold Schmidt

Ludwig Pasch, Kulturgeschichtliche und volkhafte Wandlungen im Bezirk Ried im Innkreis (= Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes, Bd. 19). 142 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Diagrammen im Text. Ried im Innkreis 1967, Landesverlag.

Ein Buch wie das vorliegende kann man von verschiedenen Aspekten her beurteilen. Zunächst einmal wird man dankbar dafür sein, daß auf diese Weise einmal eine der bei Josef Walleitner in Salzburg geschriebenen Doktorarbeiten zum Druck gelangt; das Vorbild des Lehrers wird in der Arbeit des Schülers, der übrigens ein reifer Mann, Pädagog und Heimatpfleger ist, deutlich spürbar. Dann kann man das Buch als ein Dokument zum Wandel der Volks-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte in einer österreichischen Landschaft ansehen. Man wird die Einbeziehung, das Hineinwachsen der heimatvertriebenen Sudetendeutschen, Siebenbürger und Donauschwaben in den bodenständigen Bevölkerungsgrundbestand geschildert finden, „soziometrische“ Beobachtungen beispielsweise zur Begabungsermittlung, aber auch das Pendlerwesen, die Zunahme des Autobesitzes nach Berufsgruppen gegliedert und anderes ähnlicher Art. Die Anteilnahme des Volksbildners am öffentlichen Brauchtum wird in dem ausführlichen Abschnitt „Vom Innviertler Zechenwesen zur Arbeitsgemeinschaft für Dorfkultur“ erfaßbar. Die Neuerungen und die Versuche, an Altes anzuknüpfen, erscheinen vielfach durch Bildzeugnisse belegt (Glockenweihe, Fronleichnam, Maibaum, Erntedank, Musikerfest, Advent in der Kaserne Ried, Krippenschnitzen, Dreikönigssingen usw.), freilich nach Zeitungsbildern und mit deren großem Raster abgedruckt (alle Bilder aus dem Archiv der „Rieder Volkszeitung“), daher nur knapp als Dokumentation zu werten.

Von unserem fachlichen Standpunkt aus wäre dies alles keine volkskundliche Arbeit, weil ohne Distanz geschrieben, von einem agierenden, keinem beobachtenden Menschen. Ludwig Pasch ist kein Eduard Strübin des Innviertels. Dennoch wird man es begrüßen, eine solche mit viel Fleiß und Eifer zusammengestellte Veröffentlichung zur Kenntnis nehmen zu können.

Leopold Schmidt

Kulturkarte von Tirol. Historische Stätten und Kulturdenkmale. Hergestellt mit Unterstützung der Tiroler Landesregierung. Österreichischer Bundesverlag, Wien, 1967. Druck Tiroler Graphik, Innsbruck. S 750,—.

Diese große Wandkarte wurde im Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Innsbruck (Vorstand Prof. Dr. Franz Hutter) hergestellt. Herausgegeben ist sie von Dr. Ernest Troger unter Mitarbeit von Prof. Dr. Karl Ilg (Volkskunde), Prof. Dr. Walter Senn (Musik und Theater), Dozent Dr. Osmund Menghin (Vor- und Frühgeschichte), Dir. Dr. Erich Egg (Kunstgeschichte). Die graphischen Arbeiten wurden von Otto Schimpf und Klaus Form besorgt.

Die Karte, vor allem wohl für die Verwendung in Schulen gedacht, umfaßt ganz Tirol, es werden also Süd- und Osttirol ebenso wie Nordtirol behandelt, und alle angrenzenden Landschaften sind zumindest kurzursächlich miterfaßt, was gut und richtig erscheint. Die grünen Zeichen der „Volkskunde“ erfassen: Wallfahrtsort, Passionsspiel, Laienspiel, Rangeln, Schützen, Federkielstickerei, Trachten, Hochzeitsbrauch, Totenbrauch, Totenbrett, Gebäudbrot, Feuerbrauch, Lärmbrauch, Brauchtum um Weihnachten, Krippendorf, Fasnachtbrauch, Osterbrauch, Maibaumsetzen, Berühmte Prozession, Umritt, Bergfeuer, Erntebrauch. Die Bauernhaustypen (21 an der Zahl) sind eigens ausgewiesen. Man weiß, wie schwer die Darstellung volkskultureller Erscheinungen auf Karten ist. Punktuelle Ortszeichen sind dafür besonders wenig geeignet. Sie alternieren hier dementsprechend mit Zeichen, die für eine flächenhafte Verbreitung stehen sollen, nämlich die Zeichen für die Bauernhaustypen und für das Vorkommen von Trachten. In beiden Fällen sind die Zeichen in schwächerem Druck in die Landschaft gesetzt. Das belebt wenigstens die sonst geradezu leer wirkenden großen Hochgebirgsstrecken. Aber von fern, etwa vom Schüler in der Bank aus, lassen sie sich wohl kaum mehr sehen, und von dort aus dürften auch alle übrigen Zeichen zu klein und zu undeutlich erscheinen. Von der Auswahl der Erscheinungen soll nicht die Rede sein: Schließlich müssen die Bearbeiter wissen, was sie darstellen wollen und können, irgendwo muß wohl auch immer eine Grenze sein. Freilich werden so allgemeine Formulierungen wie: Hochzeitsbrauch, Totenbrauch, Osterbrauch, kaum überhaupt die Möglichkeit einer wirklichkeitsnahen Erfassung bieten. Da wären wohl die bäuerlichen Möbeltypen neben den Haustypen dankbarer gewesen. Diese lassen sich doch gerade in Tirol verhältnismäßig gut teilweise erfassen. Auch bäuerliche Behelfsbauten wie die Osttiroler Heuharpfen hätten sich verbreitungsmäßig auf einer solchen Karte gut gemacht. Von Arbeitsgeräten wie dem einbeinigen Melkschemel gar nicht zu reden, den man nur freilich nicht punktweise festhalten könnte.

So ist diese Karte als eine der ersten allgemein-bildenden Kartendarstellungen, auf denen volkskundliche Erscheinungen einbezogen werden, wohl zu begrüßen, doch mag man sich auch vor Augen halten,

daß noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft sein dürften, Wünsche offengeblieben sind, und daher auch eine Weiterarbeit in der Zukunft möglich erscheint¹⁾.
Leopold Schmidt

Karl-Sigismund Kramer, **Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500—1800)**. Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen (= Beiträge zur Volkstumsforschung Bd. XV). 326 Seiten und 7 Tafeln. Würzburg 1967, Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh. DM 35,—.

Als Kramer seine volkskundlichen Archiv-Auswertungen in Franken begann, mochte man sie zunächst vielleicht nur für geordnete Belege aus wenig oder gar nicht bekannten Quellen halten. Heute, da er auf ein stattliches dreibändiges Werk zurückblicken kann, dürfte man ihm den Untertitel „Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen“ wohl schon zubilligen. 1957, also vor zehn Jahren, ist der erste Band dieses Werkes unter dem Titel „Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken“ erschienen, 1961 der zweite, der „Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten“ hieß, und nunmehr erscheint mit diesem Band aus Bamberg und Coburg das Werk abgeschlossen.

Zunächst bleibt sicherlich der beharrliche Fleiß zu bewundern, mit dem Kramer aus den verschiedensten archivalischen Quellen, aus Protokollen wie aus Rechnungen aller Art, die in den verschiedensten Archiven liegen, jene Angaben herausgeschrieben hat, die eben als „volkskundlich“ gelten können. Die genauen Auszüge erliegen in der Münchner Landesstelle, die Exzerpte aber sind nun sinnvoll geordnet zu einer quellenmäßigen Darstellung vereinigt. Wie bei den früheren Bänden ergibt sich der Eindruck, daß das Material verhältnismäßig spröde ist. Erst bei genauer Vorkenntnis dessen, was eventuell in einer Rechnung oder einem Gerichtsprotokoll enthalten sein kann, erschließt sich sein für uns wesentlicher Gehalt. Danach hat Kramer auch die Aufarbeitung anordnen müssen. Zunächst zeigt er den überschaubaren Bestand an „Überlieferter Ordnung“ auf, was die Archivalien vom Gemeinwesen, vom Brauchtum, und zwar von den termin- wie von den anlaßgebundenen Bräuchen aussagen. „Anlaßgebunden“ heißt dabei im wesentlichen das Lebensbrauchtum. Dann folgen die Belege zum Volksglauben, ferner die zur sprachlichen Volksüberlieferung, wofür weitaus mehr Zeugnisse vorliegen als in diesem Zusammenhang vorgelegt werden konnten, und schließlich die nicht sehr zahlreichen, aber doch wichtigen Hinweise auf die „Sachkultur“. Um „Beharren und Wandel“ herausarbeiten zu können, wird weiters eine „zeitliche Schichtung“ vorgenommen, mit besonderer Berücksichtigung der konfessionellen Züge, wie in einem Gebiet, wo Katholiken und Protestanten eng nebeneinandersitzen, von besonderer Bedeutung.

Kramer hat es sich daran nicht genug sein lassen, sondern auch versucht, aus seinem schönen Material weitere Schlüsse, zunächst für diese Landschaften und für ihr Volk zu ziehen. Er versucht dementsprechend den „fränkischen Lebensstil“ aus den Quellen herauszulesen. Die Abschnitte, die einer kritischen Selbstbesinnung des Verfassers nahe-

¹⁾ Der Gedanke drängt sich jedenfalls auf, wenn man jetzt die drei dem Volkslied und der Volksmusik Tirols gewidmeten Karten sieht, die Karl Horak vorgelegt hat: H o r a k, Tirol als Volkslied- und Volksmusiklandschaft (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 16, 1967, S. 8 ff.).

kommen, sind besonders lesenswert. Was dabei über die tatsächliche Ausübung des bäuerlichen Brauchtums ausgesagt wird, gilt aber nicht nur für Franken, sondern auch für andere Landschaften, wie mir nach den vielen Jahren der Arbeit am burgenländischen und am niederösterreichischen Material besonders deutlich geworden ist. Kramer hat also auf seinem Weg vermutlich nicht nur „Grundstrukturen des Volkslebens in den fränkischen Landschaften“ (S. 279) herausgearbeitet, sie dürften für viel weitere Bereiche der alten dörflichen Kultur gelten. Dennoch wird man Kramers „Grundzüge des Lebensstils fränkischer Siedlungsgemeinschaften“ (S. 284 ff.) als äußerst bedachte Folgerung aus seinem ganzen, so gewissenhaft erarbeiteten Material lesen, und auch die abschließende Zusammenfassung zu gruppenweisen Erscheinungen im Sinn eines „Versuches einer räumlichen Gliederung“ dankbar nachprüfen. Gemeindliches Bauwesen, Gemeindezechen und Gemeindefeste, Flurritt und Grenzgang, Dorfbinden, Hellhafen und Ofenhafen, Niedergerichtliche Strafgeräte, Aufrichten — Niederfall lauten die mehr oder minder ergiebigen Themen, die auch auf sieben Kärtchen dargestellt erscheinen.

Kramers Gesamtwerk, diese drei Franken-Bände, gehören zu den wesentlichsten Leistungen der deutschen Volkskunde in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Wir haben sicherlich schon viel daraus gelernt, aber wir werden, wie dies bei einem so bedächtig-genauen Quellenwerk selbstverständlich ist, bei der weiteren Benützung noch mehr daraus lernen.

Leopold Schmid

Martin Scharfe, Rudolf Schenda, Herbert Schwedt, **Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart.** Mit einer Einführung von Hermann Bausinger. Großformat, 132 Seiten mit 155 Abb. Stuttgart 1967, Spectrum-Verlag.

Unsere Zeitschrift hat schon vor einiger Zeit (ÖZV Bd. XIX/68, 1965, S. 266 ff.) auf die volkskundlichen Sonderausstellungen des Ludwig Uhland-Institutes der Universität Tübingen hinweisen können. Der vorliegende Band ist praktisch die buchmäßige Ausführung der dortigen Ausstellung von 1963; der damals aus öffentlichen und privaten Sammlungen zusammengetragene Stoff ist im Bilde festgehalten und kenntnisreich kommentiert worden.

Aus dem Titel würde nicht hervorgehen, daß es sich also um eine landschaftliche Darstellung handelt, man kann wohl sagen, um ein südwestdeutsches, ja ein baden-württembergisches Gegenstück zu den vielen bayerischen und auch österreichischen Vorbildern. Insbesondere wohl ein Gegenstück zu den „Bildern und Zeichen religiösen Volksglaubens“ von Lenz Kriss-Rettenbeck, von dem und von dessen Material die Aussteller und nunmehrigen Darsteller, also Hermann Bausinger und seine drei Hauptmitarbeiter an seinem Tübinger Institut sich haben vor allem anregen lassen. Und als Darbietung des doch in mancher Hinsicht überraschend reichen südwestdeutschen Materiales ist der Band auch besonders zu begrüßen. Nach einem Vorspruch von Bausinger, der die sachlichen wie die geistigen Grundlagen skizziert, versucht Herbert Schwedt den „Religiösen Volksbrauch“ darzustellen, also die Sach- und Bildzeugnisse zum Lebens- und Jahresbrauch usw. in die gegebenen Zusammenhänge einzuordnen, mit Bildern von Turmblasen, von Sternsingern, Scheibenschlagen, vom Palmeselumzug, von der Fronleichnamsprozession usw. bis zum Martinsritt von Ravensburg und zu den weihnachtlichen Lebzeltenmodeln und Krippenfiguren. — Martin Scharfe

hat das nicht eben leichte, aber lohnende Kapitel „Bildzeugnisse evangelischer Frömmigkeit“ übernommen. Die Anregungen von Richard Weiß haben hier Früchte getragen, es haben sich aber zu den bekannteren Zeugnissen der protestantischen „Wortfrömmigkeit“ doch auch nicht wenige einer ausgesprochenen „Bildfrömmigkeit“ gesellt, da läßt sich also auch auf dem Gebiet der volkstümlichen Ikonographie noch zu lernen. Vorarbeiten Adolf Spamers und Christa Pieskes werden hinter so manchen Ausführungen Scharfes spürbar. Zu den protestantischen Predigtkirchen mit ihren oft sehr volkstümlichen Tischlermalereien könnte man manche neuere denkmalpflegerische Arbeiten in Bayern heranziehen. Ein größerer zusammenfassender Ausgriff würde sich hier sehr lohnen. — Rudolf Schenda hat mit seinem Kapitel „Wallfahrten“ wohl das beste Los unter den drei Autoren gezogen. Es ist in Südwestdeutschland mehr an mittelalterlichen, barocken und noch jüngeren Wallfahrten vorhanden, als man gemeinhin meint, und Schenda hat durchaus den Griff dazu, hier in einer sehr lebendigen Skizze alle vorkommenden Züge zu erfassen, alle einschlägigen Motive kurz anklingen zu lassen. Freilich hat er bei weitem mehr naheliegende Vergleichsmöglichkeiten im benachbarten altbayerischen Raum als seine beiden Partner.

Das Buch ist in einem Repro-Druckverfahren hergestellt, das dem Bildmaterial überraschend gut gerecht wird. Selbst die Farbbilder genügen für unsere Zwecke durchaus. Anderthalbhundert Bilder ergeben einen schönen sachlichen Querschnitt. Die herkunfts- und bedeutungsmäßige Analyse der Objekte hätte man sich vielleicht etwas kritischer vorstellen können. Das badisch-württembergische Buch müßte eigentlich nicht mit einem ausgesprochenen Sandl-Hinterglasbild anfangen. Und als eindeutigen Mangel möchte ich es doch ansprechen, daß man die beiden großen leeren Seiten am Schluß nicht für die Angabe der wichtigsten Literatur genützt hat. Von den Normalbenutzern kennt doch kaum einer all die Namen und Titel von Anton Birlinger bis Albert Walzer auswendig, die unsichtbar hinter den drei Beiträgen stehen. Solcher Mängel ungeachtet handelt es sich aber dennoch um ein nützliches Werk, das, wie man wohl in anderen Sparten in solchen Fällen zu sagen pflegt, eine Lücke ausfüllt.

Leopold Schmidt

Festschrift für Walter Wiora zum 30. Dezember 1966. Herausgegeben von Ludwig Finscher und Christoph-Hellmut Mahling. 678 Seiten, mit Abb., Noten und 1 Porträt. Kassel 1967, Bärenreiter Verlag. DM 96,—.

Dem auch als Volksliedforscher hervorgetretenen Musikwissenschaftler Walter Wiora ist eine Festschrift von seltenem Umfang und erstaunlicher Weite gewidmet worden. Nicht weniger als 85 Beiträge folgen auf die Tabula gratulatoria und das Schriftenverzeichnis, das Wioras weit gespanntes veröffentlichtes opus aufweist.

Bei einem derartigen Umfang muß man sich begnügen, hier wenigstens die für Volkslied und Volksmusik besonders wichtigen Arbeiten aufzuzählen, ohne die anderen, oft nicht minder anregenden, an dieser Stelle doch zurückzustellen. Es handelt sich im wesentlichen um folgende für uns wichtige Beiträge: Paul Collaer, *Moyen-âge et traditions populaires*; Higinio Anglés, *Die volkstümlichen Melodien in den mittelalterlichen Sequenzen*; Walther Lipphardt, *Zur geistlichen Kontrafaktur*; Camillo Schoenbaum, *Harmonia pastoralis bohemica*; Dénes Bartha, *Volkstanz-Stilisierung in Joseph Haydns Finale-Themen*;

Lothar Hoffmann-Erbrecht, Die russischen Volkslieder in Musorgskis „Boris Godunov“; Pál Járdányi, Die Volksmusik in Bartóks Kunst; Ernst Klusen, Zur Typologie des gegenwärtigen Jugendliedes; Doris Stockmann, Hörbild und Schallbild als Mittel musikethnologischer Dokumentation; Erich Stockmann, Neue Beiträge zur Erforschung der europäischen Volksmusikinstrumente; Ernst Emsheimer, Ein galjakisches Schallgerät; Franz Zagiba, Von der keltischen Carnyx I zum Alphorn; Walther Wunsch, Zur Geschichte der Streichinstrumente des Südostens; Felix Hoerburger, Auf dem Weg zur Großform. Beobachtungen zur instrumentalen Volksmusik der südlichen Balkanvölker; Lajos Vargyas, Totenklage und Vorgeschichte der Ungarn; Benjamin Rajeczky, Ost und West in den ungarischen Klageliedern; Karel Vetterl, Zur Klassifikation und Systematisierung der Volksweisen im westlichen Karpathenraum; Jan Steszevski, Die Apokope, eine Eigentümlichkeit im Volksliedervortrag; Wolfgang Wittrock, Zum melismatischen Singen der Wolgadeutschen; Wolfgang Suppan, „in der weiß. Wer ich ein edler Falcke“. Die Aufzählung dieser 20 Beiträge soll nicht besagen, daß nicht andere Artikel dieser Festschrift auch noch volksliedkundliche Hinweise enthalten können. Das ist beispielsweise bei der kleinen Studie von Karl Michael Komma, Das „Scherzo“ der 2. Symphonie von Johannes Brahms, der Fall. Aber auch Beiträge, die sich mit außereuropäischer Volksmusik beschäftigen (beispielsweise von Walter Graf oder von Fritz A. Kuttner) wird man mit Gewinn zur Kenntnis nehmen.

Im ganzen also ein sehr gewichtiger Sammelband, den man auch von volkskundlicher Seite her wird wohl beachten müssen.

Leopold Schmidt

Eberhard Dünninger und Dorothee Kiesselbach, **Bayerische Literaturgeschichte** in ausgewählten Beispielen. (II. Band) Neuzeit. 412 Seiten, mit zahlreichen Abb. auf Tafeln. München 1967, Süddeutscher Verlag. DM 44,—.

Wir haben auf dieses bemerkenswerte Werk bereits bei Erscheinen des I. Bandes (ÖZV XX/69, 1966, S. 157 f.) hingewiesen. Der nunmehr vorgelegte II. Band erweist sich wieder als eine reichhaltige Sammlung von kenntnisreichen Beiträgen, von einem der Hauptmitarbeiter, Hans Pörnbacher, knapp eingeleitet. Er hat auch die vierteilige Einführung „Literatur in Bayern von 1550 bis 1950“ geschrieben, mit drei Kapiteln über die jeweils stammesgebundene ältere Literatur der Altbayern, Schwaben und Franken, und mit einer generellen Übersicht über die überstammlich und großstädtisch werdende Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Nun folgen die einerseits Altbayern, andererseits Schwaben und Franken gewidmeten Großabschnitte (jeweils von 1550 bis 1800) reichend. Da begegnen zunächst für die wichtige Literatur der Gegenreformation maßgebende Männer: Agidius Albertinus (von Eberhard Dünninger), Jeremias Drexel (von Karl Pörnbacher), Jacob Bidermann (von Karl Dachsch) und Vertreter der Hochbarockzeit wie Jacob Balde, (von Gerlinde Lamping) und Andreas Brunner (von Eberhard Dünninger). Die Passionsdialoge Brunners führen zu dem Beitrag von Hans Moser „Zur Entwicklung der barocken Passionsspiele in Altbayern“ über, eigentlich dem einzigen ganz volkskundlichen Artikel des Bandes. Als ein gewisses Gegenstück dazu könnte man höchstens den Artikel von Karl-Sigismund Kramer „Komm, ich will Fasnacht mit dir halten!“

(Zu den Fastnachtsspielen des Hans Sachs) im Hauptabschnitt über Schwaben und Franken ansprechen. Ihm geht, chronologisch nicht ganz verständlicherweise, der Beitrag von Hans Pö r n b a c h e r über Sebastian Sailer voraus, ihm folgt der Artikel von Dorothee K i e s s e l b a c h über Jacob Ayrer. Auch diese Beiträge haben ihrem Stoff entsprechend Beziehungen zur volkskundlichen Thematik. Ehrentraud D i m p f l und Franz Joachim B e h n i s c h haben Johann Conrad Grübel, den Nürnberger Mundartdichter des 18. Jahrhunderts behandelt, was auch noch einigermaßen hierhergehört. Die von uns seinerzeit erwünschten Beiträge zum Volksschauspiel wie zum Volkslied haben sich dagegen leider nicht eingestellt.

Im dritten Hauptabschnitt, dessen Teilbeiträge Dichtern des 19. und 20. Jahrhunderts gewidmet sind, gehört fast überhaupt nichts mehr der Berührungszone zwischen Literaturwissenschaft und Volkskunde an. Höchstens in den Artikeln über Franz Graf Pocci und seinen Kreis (von Hans Pö r n b a c h e r) und über die Mundartdichter höfischer Art wie Franz von Kobell und Karl Stieler, von Karl Pö r n b a c h e r, klingen einige der uns interessierenden Themen an.

Für die Kenntnis des bayerischen Elementes in der deutschen Literatur ist das Werk zweifellos wichtig. In manchen Fällen wird man finden, daß die sachliche Beziehung etwas lose geknüpft erscheint; so etwa, wenn der barocken protestantischen Dichterin Catharina Regina von Greiffenberg ein eigener Beitrag gewidmet ist, obwohl es sich bei ihr doch eindeutig um eine oberösterreichische Exulantin gehandelt hat, die also mit viel Recht schon durch Nagl-Zeidler in der österreichischen Literaturgeschichte behandelt wurde. Auch den am äußersten Rande des jungen Staatsgebildes „Königreich Bayern“ geborenen Jean Paul, der literarisch überall andershin als nach Bayern-München tendierte, sucht man hier nicht. In solchen Fällen werden die inneren Mängel einer solchen Vortragsfolge spürbar. Vielleicht auch in manchen anderen: Dichter, die den Herausgebern weniger zu sagen hatten, scheinen nicht auf. Sonst hatte man für das 20. Jahrhundert doch wohl kaum den Altbayern Oskar Maria Graf, für Franken den Würzburger Leonhard Frank übersehen können. Das Bild, das man sich also eventuell auch aus der „schönen Literatur“ von einem Stamm, von einem Schlag machen kann und will, ist hier durchaus nicht mit allen Lichtern oder auch Schatten gezeichnet.

Leopold S c h m i d t

Stille Nacht, Heilige Nacht. Geschichte und Ausbreitung eines Liedes.

Herausgegeben von Alois S c h m a u s und Lenz K r i s s - R e t t e n - b e c k . Geleitwort Abt Augustin Mayer, Vorwort Abt Corbinian Hofmeister. Unter Mitarbeit von Josef G a s s n e r und Erminold F ü s s l . Graphische Gestaltung Claus H a n s m a n n . Querformat, 188 Seiten, davon zahlreiche Tafeln und Faksimiles. Innsbruck-München 1967, Universitätsverlag Wagner Ges. m. b. H. S 189,—.

Der deutsch-ungarische Germanist Elmar S c h w a r t z , der sich gelegentlich auch Komjathi-Schwartz nannte und im Burgenland, nämlich in Rotenturm an der Pinka, geboren wurde (1890), hat viele Jahre an einem Buch „Europa singt: Stille Nacht, Heilige Nacht“ gearbeitet. Es ist nach seinem 1962 erfolgten Tod von Norbert M a n t l bearbeitet 1963 in Innsbruck erschienen und reihte die Übersetzungen des Weihnachtsliedes in den verschiedensten Sprachen aneinander. Das Buch war verhältnismäßig unscheinbar aufgemacht und ist daher wohl einigermaßen über-

sehen worden; K. M. Klier hat es bei uns (ÖZV Bd. XVIII/67, 1964, S. 303 f.) ausführlich besprochen.

Der Name von Elmar Schwartz steht nicht auf dem Titelblatt des vorliegenden, sehr schön ausgestatteten Bandes, der aber, laut Geleitwort S. 11 eigentlich doch als Neuauflage des genannten Buches zu gelten hat. Es haben sich zu dieser Neuauflage Vertreter verschiedener Disziplinen zusammengetan, deren Namen bisher mit der Weihnachtsliedforschung nicht verbunden waren. Eher vielleicht mit der Krippenforschung¹⁾, woraus es sich auch erklärt, daß das Buch nunmehr ein bemerkenswerter Anschauungsband über weihnachtliche Kunst der verschiedensten Art geworden ist. Das Weihnachtslied wird durch die sehr gediegene Einleitung von Josef G a s s n e r über die Autographen des Liedes, verbunden mit einer kurzen, aber guten Geschichte des Mohr-Gruberschen Liedes repräsentiert. Es folgen dann die Übersetzungen des Liedes in 45 Sprachen, in einer ungefähren geographischen Anordnung, welche aber auch die Zusammengehörigkeit der Sprachgruppen zu berücksichtigen versucht. Das Isländische ist dabei wohl nur zufällig zwischen keltisches Manx und Französisch gerutscht.

Zu diesen Übersetzungen nun haben die Herausgeber und hat vor allem der große Bildhauer solcher Bücher Claus H a n s m a n n weihnachtliche Kunstwerke aus den jeweiligen Ländern gestellt. Das ist nicht nur eine gute Idee, sondern besticht auch in der Ausführung. Eine gewisse einheitliche Verbindung schaffen die Strichzeichnungen nach Lebzeltensmodellen im Text. Sonst aber folgt, den Liedtexten entsprechend, eben dem kroatischen Hinterglasbild der polnische Holzschnitt, der griechischen Ikone das rumänische Fresko, dem Prager Jesulein die sorbische Buntpapierarbeit usw. Werke der alten kirchlichen Krippenkunst müssen manchmal weiterhelfen, oder skandinavische Bildteppiche, romanische Madonnen aus Dänemark können von niederländischen Gobelins gefolgt werden: Es ist auf jeden Fall eine sehr geschmackvolle Auswahl und Darbietung, mit zahlreichen Stücken, die kaum jemand kennt oder doch nicht in diesem Zusammenhang gesehen hat. Gewiß stellt sich dabei der eine oder andere Wunsch ein: Zur friesischen Fassung des Liedes hätte wohl ein ostfriesischer Schnitzaltar gehört, nicht ein Brüsseler Bildteppich; die mexikanische Strohkrippe ist für Spanien nicht charakteristisch. Daß für Rußland nur der (optisch sicherlich köstlich anmutende) gläserne Christbaumschmuck blieb, mag begreiflich sein.

Da österreichische Krippenfiguren und Hinterglasbilder vortrefflich reproduziert erscheinen, können wir unsererseits zufrieden sein.

Leopold S c h m i d t

Handbuch für Krippenfreunde. Anlässlich des 50jährigen Bestehens herausgegeben vom Verein Bayerischer Krippenfreunde e. V. mit Hinweisen auf die übrigen Länder. 75 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln. München, Verein Bayerischer Krippenfreunde e. V. DM 3,—.

Im Oktober 1967 hat der Verein Bayerischer Krippenfreunde dieses Handbüchlein verschickt, das sich als ein sehr nützliches, gut gearbeitetes kleines Nachschlagewerk entpuppt. Nach den diversen Einführungen steht zunächst eine Überschau „Werden und Wirken des Vereins Bayerischer Krippenfreunde“ von dem Jahrzehnte hindurch bewährten

¹⁾ Vgl. jetzt die kritisch-satirisch-polemischen „Anmerkungen zur neueren Krippenliteratur“ von Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1966/67, S. 7 ff.).

Schriftleiter der Zeitschrift des Vereins, Rudolf Hertinger. Dann ist von dem verstorbenen bedeutenden Krippenkennner Wilhelm Döderlein ein Beitrag „Aus der Geschichte der Weihnachtskrippe“ abgedruckt. Von den weiteren Artikeln sei nur der eines Spezialsammlers, Werner Engelhardt, über „Papierkrippen“ erwähnt. Nach den Artikeln folgen verschiedene Zusammenstellungen, von verdienten Krippenfreunden, älteren bayerischen Krippenmeistern, den Organisationen der Krippenfreunde, der Museen und Sammlungen mit Krippen in Europa, zusammengestellt von Lenz Kriss-Rettenbeck, ferner eine, freilich etwas lückenhafte Aufzählung von „Sehenswerten Krippen und Krippendörfern“. Sogar die wichtigste Literatur zur Krippenforschung findet sich zusammengestellt, und man wird dabei den nicht unbeträchtlichen Anteil Österreichs mit Vergnügen feststellen dürfen. Das Handbüchlein wird sich also auch bei uns als nützlich erweisen.

Leopold Schmidt

Louis Carlen, **Das Goms** (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 128). 20 Seiten Text, 1 Kartenskizze, 32 Bildtafeln. Bern 1966, Verlag Paul Haupt. sFr. 6,50.

In der schönen, volkskundlich immer wieder bemerkenswerten Reihe ist ein schmaler Band über das oberste Oberwallis erschienen, also jene gletschernahe Landschaft, in der „die Rhône“ noch „der Rotten“ heißt. Diese Berg- und Paßlandschaft, wo Grimsel und Furka die Übergänge darstellen, hat in Louis Carlen, dem auch volkskundlich aufgeschlossenen Historiker der Landschaft, einen kundigen Darsteller gefunden. Carlen gibt eine gute Einführung in Vorgeschichte und Geschichte des Goms, wobei für uns nicht nur die alemannische Besiedlung, sondern auch das Verharren der Landschaft beim katholischen Glauben zu betonen ist. Wenn es für die Barockzeit heißt, daß damals in 150 Jahren nicht weniger als 70 Kirchen und Kapellen dort entstanden seien, dann besagt dies für Wesensart und Volkskunst selbstverständlich sehr viel. Die Bilder zeigen die Häuser und Speicher in hochalpinem Blockbau, rund um die gemauerten Kirchen und kleinen Rathäuser. Die langen Hochgebirgswinter haben alle künstlerische Kultur ins Innere der Gebäude gebannt. In den Kirchen zeigen gotische Flügelaltäre und ihre barocken Nachfolger einen oft prangenden Reichtum; die durch den Paßverkehr offenbar mitunter recht wohlhabend gewordenen Gomser konnten sich bedeutende Meister, beispielsweise Jörg Keller aus Luzern, zur Erstellung ihrer Altäre leisten. Die köstlichen Fresken am sogenannten Tellenhaus zu Ernen, 1578, weisen auf die innerschweizerischen Zusammenhänge hin.

Leopold Schmidt

I l o n a R. T o m b o r, **Alte ungarische Schreiner-Malereien**. 15.—19. Jahrhundert. 65 Seiten mit 14 Abb. im Text und 48 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Budapest 1967, Corvina-Verlag.

In der Reihe der kleinen, nützlichen Monographien des Ungarischen Kunstgewerbemuseums erscheint hier ein schmales Buch, das in äußerst verdienstvoller Weise über ein Zwischengebiet berichtet, das der Volkskunstforschung zwar immer schon aufgefallen ist, von dem aber doch nur gelegentlich die Rede war. Diese „Schreinermalereien“ vor allem an Kirchendecken, an Kirchengestühlen und -Emporen, aber auch an Raumvertäfelungen und Möbeln, hat man wohl immer als eine Art von Seitenzweig der Volkskunst aufgefaßt, ohne sich ihre ganz spezi-

fische, sowohl handwerklich wie geistesgeschichtlich eingengeprägte Stellung klarzumachen. Erst im Verlauf der Denkmalschutzbestrebungen ist auch dafür in Bayern und Österreich etwas geschehen, wir dürfen besonders auf die Arbeit von Torsten Gebhard, Frühe Stufen volkstümlicher Schablonenmalerei und verwandte Werke aus der Zeit zwischen Gotik und Barock (Carinthia I, Bd. 145, 1955. S. 490 ff.) hinweisen.

Die seit damals öfter erörterten handwerklichen, meist ornamentalen Malereien an Kirchendecken usw. sind nunmehr hier für Ungarn genau überblickt, gemustert, geordnet vorgelegt. Es handelt sich offenbar in erster Linie um eine Handwerkerkunst in der Zeit und im Lebensraum der Reformation, wieder einmal eine Kunst des „Interim“, in Landschaften, die aus konfessionellen Gründen das italienische Barock nicht aufnahmen. Daher auch das Verharren bei den pflanzlichen Motiven, die man zu guten Teilen aus der Majolikamalerei übernahm, das Verharren auf der Stufe der bürgerlichen Brief- und Wappenmalerei, die ja ebenfalls wie ein Seitenschiff der Volkskunst anmutet. Das Büchlein von Ilona Tombor ist also für Vergleichszwecke mit allen diesen Gruppen sehr zu begrüßen.
Leopold Schmidt

Märchen der Weltliteratur. Neue Bände der Jahre 1965—1967. Düsseldorf, Eugen Diederichs Verlag.

Die große, von Friedrich von der Leyen gegründete und noch für lange Jahre vorausgeplante Reihe, verlängert sich immer mehr, ein bemerkenswertes Zeichen, daß es genügend Leser der Bände dieser immer unentbehrlicher werdenden Reihe gibt, und daß doch auch ein beträchtlicher Nachwuchs an Märchensammlern und -forschern für den literarischen Nachschub sorgt. Wir greifen hier nur einige der vielen, in den letzten drei Jahren erschienenen Bände heraus, vor allem solche, die für die europäische Volkskunde von Bedeutung sind. Die außer-europäischen Bände, die in der Reihe selbstverständlich ebenfalls ihre volle Berechtigung besitzen, lassen sich von uns aus doch nicht richtig beurteilen.

Elfriede Moser-Rath, Deutsche Volksmärchen. Neue Folge. Düsseldorf 1966. 332 Seiten.

Die Herausgeberin hat vor einiger Zeit den Band „Deutsche Märchen nach Grimm“, den einstmals Paul Zaunert herausgegeben hatte, kundig erneuert. Der vorliegende Band ist gewissermaßen eine selbständige Fortführung des gleichen Unternehmens. Es handelt sich um eine wohlüberlegte Auswahl aus den jüngeren und jüngsten Märchensammlungen, nicht zuletzt aus jenen des Grenz- und Auslandsdeutschums von Ostpreußen bis Siebenbürgen. Auch bisher unveröffentlichte Fassungen aus den Sammlungen von Alfred Cammann wie von Alfred Karasek sind aufgenommen. Da diese Aufzeichnungen sonst ungreifbar, viele der kleineren Sammlungen, Mitteilungen in bereits wieder abgekommenen Zeitschriften usw. aber auch schlecht erreichbar sind, erhält der Band dadurch auch quellenmäßigen Wert. Ein informierendes Nachwort und genaue Anmerkungen vervollständigen ihn in willkommener Weise. Mehr als ein Dutzend von den insgesamt 82 Märchen stammen aus Österreich. Das ist eigentlich zu bedauern, da man sich diese für einen Band „Märchen aus Österreich“ hätte sparen können, der in der Diederichs-Reihe ja fehlt. Der seinerzeit von Paul Zaunert redigierte Band

„Märchen aus dem Donauland“ war doch schon vom Titel her nur eine Verlegenheitslösung. Hoffentlich wird er in der alten Form nicht wieder aufgelegt, sondern durch einen tatsächlich österreichischen Band ersetzt werden.

Hannah Aitken und Ruth Michaelis, Schottische Volksmärchen. Düsseldorf 1965. 383 Seiten.

Eine Sammlung schottischer Märchen hat es bisher in der Diederichs-Reihe nicht gegeben, und sie soll nachdrücklich begrüßt werden. Die Schätze der schottischen Volkserzählung sind seit gut anderthalb Jahrhunderten bekannt, zum Teil in großartigen Kollektionen, wie etwa den vor etwa einem Jahrhundert erschienenen „Popular Tales of the West Highlands“, von J. F. Campbell (1860—1862) gesammelt. Aber an Übersetzungen lag bisher fast nichts vor. Daher war es sehr richtig, sowohl aus den alten Sammlungen wie aus neuen Tonbandaufnahmen (die von der Irish Folklore Commission durchgeführt wurden) die bedeutendsten Geschichten aus dem Gaelischen wie aus dem Englischen auszuwählen und zu übersetzen. Die Notwendigkeit der Auswahl wird klar, wenn es sich um so große Massen an Originalaufzeichnungen handelt, wie sie seit einiger Zeit in Edinburgh vorliegen: Der vor einiger Zeit verstorbene Calum MacLean hat im Auftrag der „School of Scottish Studies“ nicht weniger als 4000 Märchen allein in den gaelisch sprechenden Gebieten auf Tonband aufgenommen. Wenn daraus jemals Textausgaben gestaltet werden sollten, werden sie dem Märchenfreund im deutschen Sprachgebiet kaum sehr zugänglich sein.

Frau Ratcliff, geborene Michaelis aus Jena, hat die Märchen mit einem aufschlußreichen Nachwort und ausführlichen Anmerkungen versehen. Diese Anmerkungen sind umfangreicher, als wir sie in den Bänden der Diederichs-Reihe gewöhnt sind, und das ist gut so. Auf diese Weise wird die Einbettung der Märchen in die angelsächsische und in die keltische Überlieferung deutlich. Wenn sich dabei gelegentlich ergibt, daß es sich eigentlich nicht nur um Märchen, sondern auch um Sagen und Legenden handelt, ist dies sicherlich nicht schlecht. Freilich konnte man bei der Herausgabe des Bandes wohl nicht wissen, daß ein eigener Band „Schottische Sagen“, nämlich in der Sagen-Reihe, die Will-Erich Peuckert herausgibt (Berlin 1967, Erich Schmidt-Verlag) so nahe bevorsteht. Das eine Buch macht das andere nicht entbehrlich.

Felix Karlinger und Bohdan Mykytiuk, Legendenmärchen aus Europa. Düsseldorf 1967. 312 Seiten.

Seit sich Felix Karlinger um die Diederichs-Reihe angenommen hat, lassen sich bei der Erstellung der Bände einige Neuerungen feststellen. Zwar, der erste Band Karlingers in der Reihe, die auch von uns hier angezeigten „Inselmärchen des Mittelmeeres“, wurden von der Fachforschung einigermaßen kritisch beurteilt: Es gäbe eigentlich keine „Inselmärchen“, auf manchen Inseln kämen eben diese oder jene Märchen vor, weiter nichts. Das wird man nun dem neuen Band nicht vorwerfen können: Legendenmärchen gibt es tatsächlich, sie waren nur früher in den verschiedenen Volkserzählensammlungen unsystematisch verstreut und haben in ihrer Eigenart eigentlich erst seit kurzem größere Beachtung gefunden. Dazu hat Leopold Kretzenbacher viel beigetragen, dem der Band von Karlinger auch mit Recht gewidmet wurde.

Es handelt sich also nicht um Legenden, sondern um ihre Weiterungen in der Volkserzählung. Als Gattung läßt sich das Legendenmärchen sicherlich schwer definieren; Karlinger läßt es in seinem Nachwort immerhin versucht. Jedenfalls werden auf diese Weise viele (95) Erzählungen vorgelegt, die bisher im Schatten der Zaubermärchen, der Schwankmärchen usw. eher übersehen wurden. Jede Sammlung, zumal aus Ost- und Südosteuropa, zeigt jedoch, daß gerade diese Geschichten in reicher Fülle erzählt wurden. Nicht zuletzt sicherlich in Kreisen der Kirchen und der Klöster. Karlinger hat selbst, bzw. durch seine Mitarbeiterin, die verstorbene Thordis von Seuss-Wirwitz, in Klöstern des Mittelmeerraumes aufgezeichnet, und zwar, wie die Beispiele zeigen, mit überraschendem Erfolg. Die Dinge mögen dort noch so lebendig sein, daß Karlinger sogar seine Fundorte nicht angeben hat. Die Anmerkungen versuchen die oft motiv- und problemreichen Geschichten aufzuschlüsseln. Man merkt deutlich, daß hier noch sehr viel zu tun sein wird. Aber der mit diesem Band gemachte Anfang gibt doch schon einen sehr guten Eindruck.

Leopold Schmidt

Walter Nigg, Felix und Regula. Aneignung einer Legende. 66 Seiten, 9 Abb. Zürich 1967, Fretz & Wasmuth.

Das Ansteigen der Legendenforschung bringt offensichtlich auch eine gewisse Nebenliteratur sowohl schöngestiger wie auch populärwissenschaftlicher Art mit sich. Vor kurzem ist beispielsweise ein Buch von Hans Peter Richter erschienen: *Jagd auf Gereon. Geschichte und Wanderung einer Legende.* Graz—Wien—Köln 1967, eine recht bemerkenswerte Darstellung, die zeigt, was ein Außenstehender, der sich intensiv mit einem solchen Thema befaßt, alles herausarbeiten und in verständlicher Form auch darstellen kann. Walter Nigg dagegen nähert sich der Legende vom Standpunkt des christlichen Essayisten. Seine Bände „Glanz der Legende“ und „Unvergängliche Legende“ sind bekannt geworden. Hier nähert er sich in der gleichen Weise der Legende der Zürcher Stadtpatrone, deren Gebeine zur Zeit Zwinglis aus dem Großmünster entfernt wurden. Nigg widmet den ersten Teil seines dreiteiligen Essays im wesentlichen Zwingli und seiner Zeit, den zweiten der Legende selbst, den dritten einer gläubigen Interpretation und Nutzanwendung für die Gegenwart. Manches daran scheint uns etwas leicht zu wiegen. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Büchlein hätte, so will es uns jedenfalls vorkommen, einen etwas befrachteteren Inhalt verdient.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Band 3. Für das Staatliche Institut für Musikforschung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients herausgegeben von Fritz Bose. 147 Seiten, mit Bildern und Noten. Berlin 1967, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 38,—.

Das Berliner Jahrbuch ist uns nunmehr seit drei Jahrgängen vertraut, und man merkt, wie es einem klugen Programm treu bleibt. Es ist vor allem der musikalischen Völkerkunde gewidmet, der sich die musikalische Volkskunde oder Volksmusikforschung ja immer nachbarwissenschaftlich mitbedienen wird. Auch wenn, wie im vorliegenden Band, hauptsächlich Arbeiten über außereuropäische Völker geboten werden, so über Volksmusik in Tibet, in Persien, in Südindien und in Arabien, so wird man aus ihnen Anregungen und methodischen Nutzen

ziehen. Interessant ist der Beitrag von Hellmuth Christian Wolff über „Rameaus ‚Les Indes Galantes‘ als musikethnologische Quelle“, einem Hinweis auf das hohe Interesse, das besonders im französischen Rokoko aller Volkstümlichkeit, und damit eben auch aller Volksmusik entgegengebracht wurde. Und der Beitrag von Felix Hoerburger „Orientalische Elemente in Volkstanz und Volkstanzmusik Nordgriechenlands“ gehört dann direkt der europäischen Volksmusikforschung an. Hoerburger hat vor kurzem über den griechischen Volkstanz ausführlicher gehandelt: „Beobachtungen zum Volkstanz in Nordgriechenland“ (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 62, 1966, S. 43 ff.). Hier werden also unsere bisher wohl etwas lückenhaften Kenntnisse nunmehr namhaft vervollständigt.

Auch der Besprechungssteil des Jahrbuches ist erwähnenswert. Ausführliche Rezensionen erschließen Arbeiten, die man wenigstens auf unserer Seite sonst doch kaum zur Hand nehmen dürfte.

Leopold Schmidt

Patrick F. Byrne, *Witchcraft in Ireland* (= A Mercier Original Paperback, o. Nr.). Cork, Irland, 1967, The Mercier Press Ltd. 80 Seiten, engl. S 5,—.

Seit dem Buch von John Seymour, *Irish Witchcraft and Demonology*, 1913, ist die Meinung geläufig, daß die katholischen Iren ihre Märchen, die protestantischen ihre Hexengeschichten hätten. Das katholische Irland, das weder römisch besetzt war, noch anglo-normannisch erobert wurde, ist zwar voll von Volksglaubenszügen und Volkserzählungen aller Art, aber die geläufigen mittel- und nordeuropäischen Hexengeschichten fehlen dort. Patrick F. Byrne, der schon „*Irish Ghost Stories*“ herausgebracht hat, bringt hier die wenigen bekannten irischen Hexenprozesse, bzw. Nachrichten über bedauernswerte Frauen, von denen solche Dinge geglaubt wurden. Die bekannte Geschichte der adeligen Dame Alice Kyteler, um 1324 spielend, ist hier ausführlich dargetan. Sie gehört freilich dem spätmittelalterlichen Sektenwesen und Zauberglauben mehr als dem Hexenbereich an. Die Geschichten aus dem 17. (Florence Newton) und 18. (Island Magee and the Hellfire Club) Jahrhundert sind Ausläufer des Hexenglaubens, und Nachrichten aus dem 19. Jahrhundert zeigen, daß manches davon weitergelebt hat. Die Geschichte einer Butterhexe ist sogar in der Ballade von Mary Butters überliefert geblieben.

Die Serie der Mercier-Taschenbücher zeigt sich auch mit diesem Band bemerkenswert volkskundlich aufgeschlossen, was man von den kontinentalen Taschenbuchreihen wirklich nicht behaupten kann.

Leopold Schmidt

Ivan Ivančan, *Narodni običaji korčulanskih kumpanija* (Die Bräuche der Korčulaner Kumpanijen). Institut za narodnu umjetnost — Volkskunst-Institut Zagreb, posebna izdanja-Sonderausgaben, Bd. 2, Zagreb 1967. Brosch. 210 Seiten. Deutsche Zusammenfassung S. 189 bis 205.

Neben dem Ringreiterspiel der „Alka“ zu Sinj darf das Schwertfichterspiel der „Moreška“ in mehreren Orten der Insel Korčula (Curzola) das größte Brauchtumsfest „weltlicher“ Art im Bereich der östlichen Adriaküste genannt werden. Wie die „Alka“, so war auch die „Moreška“ ehemals viel weiter im nahen Südostraum verbreitet ge-

wesen, jeweils getragen von Jugend- oder Männerbünden besonderen Rituals. Nun geht die vorliegende Monographie, eine Dissertation aus der Schule Milovan Gavazzi-Zagreb, den Ursprüngen und den weitreichenden, zumal gesamtbalcanischen Verbindungen dieses Brauchtums-komplexes mehrfacher Erscheinungsformen der Volkskultur nach. Das Buch ist gegenüber der Dissertation von 1965 um ausführliche Tanzbeschreibungen nach dem System des kroatischen Volksmusikforschers Vinko Žganec und der Laban'schen Bewegungsschrift, die in der Tat eine sehr gut lesbare Kinetographie als Ergänzung zu den vielen, leider drucktechnisch sehr schwachen Dokumentaraufnahmen darstellt, aus-
geweitet. Träger des Brauchtums ist heute in mehreren Ortschaften der Insel Korčula die „kumpanija“ (Kumpanei) mit ihren Funktionen als Schein-Obrigkeit, mit Schwerttanz, Königswahl, Tötung eines geschmückten Ochsens durch Kopfabhacken und unter festen Riten, dazu das besondere Mahl. Der Verfasser nimmt zur Grundlage die derzeitigen Erscheinungsformen des Brauchtums im Dorfe Žrnovo, wie sie bereits 1891 Vid Vuletić-Vukasović in seinem Buche „Narodni običaji na otoku Korčuli“ vorgestellt hatte; der gleiche Autor übrigens, der erstmals in deutscher Sprache über dieses Altbrauchtum aus Dalmatien 1902 in unserer Zeitschrift (ZÖV Bd. VIII, Wien 1902, S. 51 ff.) berichtet hatte. Schon im Vergleich dieser vergangenen und gegenwärtigen Žrnovo-Traditionen zu jenen aus den kumpanija-Orten Popud, Caro, Smokvica, Blato tritt die Selbstdeutung der Kumpaneien als Erinnerung an ehemalige Selbstschutzverbände der Insel gegen die Seeräuberei in Erscheinung. Der „König“, seine beiden „Richter“, die „Verteidiger des Königs“ und sein „Sekretär“, der „Hauptmann“, die „Anführer der Wache“, „Advokaten“, „Ärzte“, „Apotheker“, „Mundschenk“, „Profos“ und „Diener“, dazu Spielerrollen wie Barbier, Dudelsackpfeifer, Trommler, Fähnrich, Korporal, Offizial, Schreiber, Kassier: ein buntes Gewimmel solch einer „kumpanija“, die sich alljährlich vor Neujahr versammelt, zu Dreikönig bestätigt, wobei das älteste Statut bereits aus dem Jahre 1620 vorliegt. Es wird (S. 87—90) in extenso wiedergegeben. Deutlich geht schon hier die Bindung der Königswürde (kralj) an bestimmte alteingesessene Familien hervor. Ansonsten spielt sich das Ritual ziemlich ähnlich jenem eines mittel- oder westeuropäischen Schützenvereins oder einer niederdeutschen „Gilde“ ab, wobei auch bei den Kroaten auf älterer Stufe die stärkere Bindung an Kirchenjahr und Sonntagsgottesdienst gegeben ist. Ausführlich schildert Vf. die Einzelphasen: das Austragen der sirnica, eines auf Königsbefehl gebackenen Riesenkuchens, das Töten des geschmückten Ochsens, der in ein besonderes Gestell gebunden wurde, ehe ihm der vojvoda mit einem einzigen Hieb den Kopf abhacken muß zum festlichen Mahl am Abend des Faschingsonntags bzw. noch des Dienstags darauf. In Nachahmung der Erwachsenen hielten es zeitweise die Kinder ähnlich mit „ritueller“ Tötung eines Hahnes, eines Lammes. Andere Inseldörfer führen ihren Schautanz („moreska“, die heute auch zu nationalen Feiertagen vorgeführt wird) einschließlich der Ochsentötung (es soll nach landläufiger Meinung ein Sinnbild für die Strafe an den Seeräubern sein!) zu anderen Terminen (1. V., 29. VI., 15. VIII., 8. IX.) auf. Heute beschränkt sich das „volle“ Brauchtum im wesentlichen auf das Dorf Blato und sein Kirchweihfest (28. IV., Vinzenz), seit dem II. Weltkrieg auf den 24. IV. als dem Tag der Befreiung des Dorfes. Andere Funktionsbezeichnungen sind üblich; es gibt kein „Königtum“ mehr, wohl aber gehört ein Zweikampf der „Fähnriche“ zur Gruppenbegegnung.

Nach sehr eingehender Materialausbreitung untersucht Vf. die Einzelelemente in der näheren und weiteren Nachbarschaft, auf der Insel, in ganz Dalmatien, im südslawischen Bereich und in ganz Südosteuropa. Verständlicherweise sucht er je nach Quellenlage auch die zeitlichen Tiefen auszuloten. Das gilt zunächst für die Schwerttänze in ihren drei Erscheinungsformen und -räumen (Asien; Mitteleuropa, Mittelmeergebiet). Hiefür findet sich aus balkanischem Bereich ja die älteste Nachricht bei Kaiser Konstantinos Porphyrogenetis im 10. Jh. in seinem vielzitierten (aber m. M. nach noch immer rätselhaft bleibenden) „*to gothikón*“ der maskierten Leibwächter zu Byzanz, dem sich zeitlich erst wieder eine Schriftquelle in einem „*liber questionum*“ 1273 zu Trogir (Mitteldalmatien) und zwei quellenwertige Bilder aus Ragusa-Dubrovnik mit dem Tanz der Schuster mit ihren Bögen 1432, wie ihn ähnlich die Schneider zu ihrem Sonderbrauchtum gemacht hatten, anreihen. Bei den Südslawen, die den (ursprünglich asiatischen) akrobatischen Schwerttanz ebenso kennen wie den Typus der Kettenschwerttänze, verbindet sich diese Form des tanzenden Fechtens mit dem Spiel vom geraubten Mädchen, um das Schwarz und Weiß (oder Rot), Mauren und Christen kämpfen. Hier greift der Vf. weithin auch zu den rumänischen und neugriechischen Parallelen aus, betont aber, daß Einzelfiguren der Korčulaner Moreška deutlich auf Verbindungen zu den österreichisch-deutschen Kettenschwerttänzen weisen.

Schwieriger sind andere Fragen zu lösen, die den Bestand dieser kumpanije betreffen. Immerhin bestanden Dorftrupps des kumpanija-Typus auf Korčula schon vor dem 13. Jh. (Korčulaner Statut!), indes compagnie in Italien unter jeweils einem capitaneus bereits um die Mitte des 11. Jhs. auftauchen. Vf. glaubt in den südslawischen kumpanije Züge sowohl der germanischen Männerbünde wie der romanischen Schutzkonjurationen erkennen zu können. Doch bleibt die Einzelzuordnung recht fraglich. Das betrifft auch die mühevollen und materialreichen Untersuchungen zur „Königswahl“ (*biranje kralja*, wie es ja M. Gavazzi schon in seinem so wichtigen und einer dringenden Neuauflage bedürftigen Brauchtumsbuche „*Godina dana hrvatskih narodnih običaja*“ — Kroatische Jahrlaufbräuche, Band II, Zagreb 1939, S. 60 ff. vorgestellt hatte), wenn Verbindung zu Saturnalien, Sakäen, zu tatsächlichen Riten einer „Fürstenwahl“ erstellt werden, zu denen freilich die auch mit herangezogene Kärntner Herzogseinsetzung kaum etwas als Klärung beitragen kann. Ergiebiger erscheinen mir die immerhin zahlreich vorhandenen Sekundärähnlichkeiten etwa mit den „Narrenkönigen“ usw. bis hin zu Späterscheinungen etwa im Schmuck solch eines „Königs“ zu Sibenik (Sebenico, Dalmatien), der mit Weizenähren bekränzt wurde. Ein Sonderkapitel befaßt sich mit dem so ausgeprägt tradierten Brauchtumselement des Abschlagens eines Ochsenhauptes. Vf. möchte es trotz bestechender Ähnlichkeiten mit istriatischen Parallelen des 19. Jhs. (ausführlicher Bericht von 1848) dennoch nicht mit der venezianischen, schon 1162 bezeugten „*Festa del toro*“ in Zusammenhang bringen. Vielmehr zieht er rezente Beispiele „ritueller Ochsentötung durch Kopfabhauen“ aus der Herzegowina, aus Slawo-Makedonien, aus dem Amselfelde (Kosovo polje) heran, denen sich Legenden und brauchtümliche Tieropferungen aus Bulgarien und zumal bei den griechischen Minderheiten in Thrakien („*kurbane*“ = türkisch „Opfer“ genannt) beigesellen. Hier deutet Vf. die Möglichkeit antik-vorchristlicher Kontinuitäten aus den Dionysoskulten (in Parallele zu der m. M. nach vollkommen unberechtigten Kontinuitätstheorie von G. Megas hinsichtlich der Nestinari-Anastanaria-Feuertänze) mit Verbindungen zu Totenkulten an. Doch

sind Gavazzi und sein Schüler Ivančan hier wohlthuend vorsichtig, so bestechend es auch sein mag, unmittelbare Verbindungen bis zu Dionysos-, Asklepios-, Apollo- oder Totenkulten anzunehmen, wenn man das gemeinsame Verbreitungsterritorium und die Zeitbindungen (Elias-Tag), die Sekundärelemente (Grün- und Kerzenschmuck des Opferstieres, Priestergebet, Blutgum auf die Erde, Pflichtmahl vom geopfertem Tiere usw.) in Betracht zieht.

Im Ganzen eine auf breiter Materialbasis mit kritischem Weitblick und vorsichtigen Schlüssen erstellte Arbeit, eine wirkliche Bereicherung nicht nur für die Volkskundeforschung des Südostraumes.

Leopold Kretzenbacher, München

Salomon Schweigger, „Ein neue Reyssbeschreibung auss Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem“, Einleitung: Rudolf Neck, Wien. (= Frühe Reisen und Seefahrten in Originalberichten, Band 3), Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1964; XXVIII und 420 Seiten, 8 Tafelbilder (mehnteilige Faltblätter) und 83 Textillustrationen nach Holzschnitten. S 220.—.

Reisebeschreibungen vergangener Jahrhunderte sind für den Volkskundler fast immer interessant. Es lassen sich bei genügender Quellenkritik oftmals wichtige Einzelbeobachtungen gut in das noch unfertige Bild fremder Zeiten und Regionen einfügen. Im vorliegenden, wirklich bibliophil ausgestatteten Buche, einem Neudruck der Ausgabe von Nürnberg 1608, handelt es sich um ein wertvolles Dokument für das 16. Jahrhundert und die Lande zwischen Schwaben und Ägypten. Kaiser Rudolf II. hatte den evangelischen Freiherrn Joachim von Sinzendorf, seinen Reichshofrat, zum Gesandten in Konstantinopel bestimmt und der nahm sich den protestantischen Theologen Salomon Schweigger (1551—1622) aus Haigerloch/Hohenzollern, nachmals Tübinger Student und Prediger in Graz, als Gesandtschaftsprediger im Privatfolge auf volle vier Jahre (1577—1580) mit in den Nahen Orient. Hatte Sinzendorf in seinen diplomatischen Relationen die Schwierigkeiten des kaiserlichen Gesandten an der Pforte im immer noch aufstrebenden, das Abendland würgend bedrohenden Osmanenreich zu meistern, so sieht sein Prediger interessiert auf der Reise von Tübingen über Regensburg—Linz—Wien—Graz—Wien—Komorn, wo „wir verlassen die Christenheit“, nach Belgrad und auf dem Landweg über Niš—Sofia—Philippopol—Adrianopel an den Bosphorus und nachmals allein weiter nach dem Heiligen Lande und Ägypten so erstaunlich viel, daß es vergnüglich zu lesen ist, was er von „der inwohnenten Völcker Art/Sitten/Gebreuch/Trachten/Religion vnd Gottesdienst etc“ beobachtet und ausgesprochen lebendig und dabei kritisch beschreibt. Die Stellung des protestantischen Predigers an der Kaiserl.-Habsburgischen Gesandtschaft eröffnete Schweigger Zugang zu den Vertretungen der anderskonfessionellen Diplomaten, dazu der Orientalen, zumal der Perser, die er bis in Einzelheiten des Begrüßungs- und Bewirtungszeremoniell ebenso beschreibt wie die Türken, die Italiener und Griechen. Badesitten und Hochzeitsbräuche in Konstantinopel, Totenklagen, Musikinstrumente und Trachten, Legenden und Wallfahrtsorte, boshafte Bemerkungen über den Lebensstil mancher orthodoxer Patriarchen usw., das mengt sich zu einer höchst eindrucksvollen, erlebten Schau, die der Verfasser auch noch durch eigene Zeichnungen zu illustrieren sich bemühte. Sie sind in vorzüglicher Wiedergabe dieser bibliophilen Volks- und Länderkunde Südosteuropas und des Nahen Orientes im schicksalsschweren 16. Jahrhundert eingefügt.

Leopold Kretzenbacher, München

Paolo Toschi, **Populäre Druckgraphik Europas. Italien.** Vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Großformat 258 Seiten, mit LVI Abb. im Text und 167 zum Teil mehrfarbige Tafeln. München 1967, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 120,—.

Die volkstümliche Graphik nimmt in den verschiedenen europäischen Ländern und dort jeweils in der volkskundlichen Sammlung und Verwertung eine recht verschiedene Stellung ein. In Italien hat man sehr früh die ungemein zahlreichen Bestände zu sammeln begonnen, und glücklicherweise sind wichtige Kollektionen wie beispielsweise die Sammlung D'Ancona auch in das Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni popolari in Rom eingegangen. Dieses römische Museum ist wohl eines der wenigen großen Volkskundemuseen, das solche „stampe“ zur Ausgestaltung seiner Schauräume mitverwendet. Von dort, oder auch aus dem schönen Band „Arte popolare italiana“ von Paolo Toschi, Rom 1960, kennt man also diese Drucke, die für sehr viele Teilgebiete der alten Volkskultur von Wichtigkeit sind.

Der vorliegende, bibliophil schöne Band enthält außer der gehaltvollen Einleitung Toschis in das ihm seit langem sehr geläufige Gebiet und den kurzen Zwischeneinführungen zu den einzelnen Abschnitten: Sakrale Themen, Epik und Geschichte, Der Jahreskreis, Satiren und Sittenbilder, Allegorien und Sprichwörter, Tierthematik, Gesang, Tanz, Musik und Theater, Spiele, Bänkelsänger, Flugschriften und Flugblätter, die vorzüglich wiedergegebenen Abbildungen, die vermutlich hier auf dem guten Papier besser zur Geltung kommen als einstmals auf den Originaldrucken. Es findet sich Stoff zu den verschiedensten Themen darunter: „Prozeß und Geständnis des übermütigen Karneval“ etwa, oder „Geschichte des Räubers Carlo Rainone“, „Venezianische Feste“, „Unfehlbares Geheimrezept gegen den Tod“, „Der Gans den Schnabel ansetzen“, „Gegensatz zwischen Wasser und Wein“, „Kuckucksspiel“, „Streiche des Gonella“, „Triumph des Karneval im Schlaraffenland“, „Lilienfest in Nola“, „Dudelsackbläser aus Kalabrien“, „Die verkehrte Welt oder die modernen Sitten“ usw., — und dazu selbstverständlich die überaus zahlreichen religiösen Bilder, zum Teil Wallfahrtsandenken von Madonna dell'Arco, oder von der hl. Lucia, von der hl. Rosalia, vom Santo Bambino von Ara Celi in Rom usw. Die Fülle überrascht wie immer, macht aber auch nachdenklich: Gehören nun eigentlich alle hier aufgenommenen Bilder zu dem, was man im französischen Sinn als „imagerie populaire“ bezeichnen würde? Oder wird nicht mit manchen Stücken der Rand dieses Gebietes überschritten, in der Richtung auf die Typen- und Trachtengraphik hin etwa, die doch eine andere Funktion als beispielsweise die Holzschnitte nach Gnadenbildern besessen hat? Und haben die Illustrationen der Volksbücher, der Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts nicht auch eine andere Funktion, und demgemäß auch eine ihnen eigene Formgebung, die sie wieder von den Blättern in der Art von „Kredit ist tot“ weitgehend trennt? Die Dinge lassen sich wohl nicht einfach auf einen gemeinsamen Nenner bringen.

Bei der Fülle der aus vielen sehr großen Sammlungen ausgewählten Bilder haben sich selbstverständlich die Fragen der Zuschreibung, der Werkstattzusammenhänge usw. nur kurz erörtern lassen. Das Verhältnis des Gebens und Nehmens beispielsweise zwischen deutschen und italienischen Firmen ist kaum angeschnitten. Es fällt uns nach den letzten Arbeiten von Christa Pieske und Wolfgang Brückner vielleicht besonders auf, weil hier (Abb. 104) die italienisch beschriftete Fassung der „Lebens-

alter“, sonst bei May in Frankfurt erschienen, als italienische Arbeit vorgeführt wird. Ähnliche Feststellungen werden sich mehrfach machen lassen. Dessenungeachtet wird man sich des großen, ganz vorzüglich ausgestatteten Werkes freuen, und Toschi zu der glanzvollen Veröffentlichung beglückwünschen.

Leopold Schmidt

Schallplatten

Vorbemerkung

Die meisten Schallplatten, die auf unserem Gebiet bisher hergestellt und in den Handel gebracht wurden, gehören den Gruppen des Volksliedes oder der Volksmusik an, und konnten daher auch bei uns im wesentlichen dem Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes zur Besprechung überlassen werden. Es kommt aber nunmehr doch schon öfter vor, daß Schallplatten, ja ganze Plattenserien von allgemein-volkskundlichem Interesse erscheinen. Wir fühlen uns daher verpflichtet, wenigstens ab und zu, wie uns solche Erscheinungen eben erreichen, auch hier darauf hinzuweisen. Auf die verschiedenen Schallplatten mit Balladen und Märchen von ehemals im Osten oder Südosten siedelnden Deutschen, die Johannes Künzig aufgenommen hat, war schon mehrfach aufmerksam zu machen. Auch unsere neue Hinweis-Reihe — von Besprechungen im eigentlichen Sinn kann ja schon aus Raumangel kaum die Rede sein — muß mit der Anzeige einer von Künzig bewerkstelligten Plattenreihe eröffnet werden.

Schdt.

Gottscheer Volkslieder. Aus mündlicher Überlieferung. Authentische Tonaufnahmen 1954—1966 von Johannes Künzig und Waltraud Werner (= Quellen zur deutschen Volkskunde, Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg, Bd. I). Drei Langspielplatten mit Textheft. Freiburg im Breisgau 1967, Kommissionsverlag Rombach & Co. DM 25,—.

Das vielschichtige, in mancher Hinsicht sehr altertümlich anmutende Volkslied der seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr bestehenden Sprachinsel Gottschee hat die Volksliedforschung seit einem Jahrhundert bereits stark angezogen. Die bei weitem größte Ernte konnte Adolf Hauffen in seiner Gottschee-Monographie schon 1895 einbringen. Es gehört zu den bedeutenden Leistungen unserer Zeitschrift, schon damals, im I. Band der Ersten Folge, Hauffens Arbeit „Zur Gottscheer Volkskunde“ veröffentlicht zu haben, auf die sich die Volksliedforschung, auch Johannes Künzigs Kommentar zu diesen Schallplatten, noch immer beziehen muß. Künzig hat die lange Reihe der wichtigen Arbeiten zur Gottscheer Volksliedsammlung von Karl J. Schröer über Hauffen, über Tschinkel, Seemann und Wolfram bis zu Hornung und Kundgraber überhaupt genau verwertet, sowohl was die Nachprüfung bei der Tonaufnahme mit seinen Gewährsleuten wie auch was die knappe, aber gute Kommentierung der Lieder im Textheft betrifft.

Die I. Platte bringt auf der 1. Seite Weihnachts-, auf der 2. Dreikönigs-, Passions- und Osterlieder. Bezeichnend das Nebeneinanderstehen eines so altertümlichen und problematischen Liedes, wie es „Die Nacht vor der Kreuzigung“ ist, neben dem eindeutig barocken „Ihr Sünder geht zum Kreuzweg“. Die II. Platte bringt Legenden- und Marienlieder. Auf der 1. Seite das wohl aus dem Slowenischen übernommene Lied „Der junge Krieger und Sankt Barbara“, aber auch die Legendenlieder von Barbara, vom hl. Martin, und von den heiligen Ärzten

Kosmas und Damian, das, soviel ich sehe, in der Monographie über diese Heiligen (Anneliese Wittmann, Kosmas und Damian. Kultausbreitung und Volksdevotion. Berlin 1967) nicht behandelt erscheint. Auf der 2. Seite der II. Platte finden sich die Balladen, vor allem die vielgesungene „Schöne Meererin“ und so merkwürdige Lieder wie die „Ballade von der Kindsmörderin“ und „Die Todesbraut“. Die III. Platte bringt Liebes- und Hochzeitslieder. Ob man das auf der 1. Seite festgehaltene „Diandle, wer wird dich noch trösten?“ mit Kurt Huber als „kärntnerisch“ ansprechen kann, müßte wohl noch untersucht werden. Im allgemeinen machen ja sogar die einigermaßen lustigen Lieder kaum einen alpenländischen Eindruck. Das gilt auch für die Hochzeitslieder, zu denen es offensichtlich auch sehr wenig an Gegenstücken außerhalb der Gottschee gibt. Am ehesten kann man noch Geselligkeitslieder, beispielsweise das Kettenlied vom wunderlichen Kittel auf der 2. Seite der III. Platte weiter verfolgen. Aber auch solche ihrem Thema nach weiterverbreitete Lieder wie „Das böse Weib“, das den Mann nicht auf den Kirchtag gehen lassen will, haben hier einen eigenen Ton.

Die Lieder werden von den Gewährsleuten sehr ansprechend und deutlich gesungen. Dennoch ist man für die hochdeutsche Übersetzung im Textheft ebenso dankbar wie für die dort gebotene Kommentierung. Die Kassette ist zur Ergänzung jeder Volksliedsammlung eigentlich unentbehrlich.

Leopold Schmidt

La Rappresentazione Popolare: I Maggi della Bismantova. Archivi Sonori a cura dell'Instituto Ernesto de Martino. Zwei Platten. Milano, Edizioni del Gallo, 1967. Lire 5940.—.

Das italienische Volksschauspiel ist weithin wenig bekannt. Obwohl es seit langem eine literatur- und theaterhistorische Forschung gibt, die doch so bedeutende Werke wie „Le origini del teatro italiano“ von Paolo Toschi (Mailand 1955) hervorgebracht hat, kann man sich vom lebenden volkstümlichen Theater mit seinem stark musikalischen Einschlag kaum eine Vorstellung machen. Besonders die vielzitierten „maggi“, volkstümliche Singspiele in der Toskana, waren bisher nur durch einige Texte und Photos erfassbar. Daher ist die Ausgabe der „Maggi von Bismantova“ auf diesen beiden Platten sehr begrüßenswert. Es handelt sich um die am 10. Juli 1966 durchgeführten Aufnahmen von Szenen aus „Cilene alla Citta del Sole“ und aus „I fratelli ammutinati“ sowie dem Anfang von „Zanlea delle Stelle“ und verschiedenen Zwischenspielen, Tänzen usw. Die Sprechgesänge sind freilich nur schwer verständlich, zumal ein Textheft dazu fehlt. Aber die sehr lebensvollen Aufnahmen geben doch ein vorzügliches Bild der Aufführungsweise, mit den immer wiederkehrenden Zweikämpfen, deren Schwertergeklirr ganze Szenen durchhallt. Daß neben dem altertümlichen Sprechgesang robuste Orchestermusik zu hören ist, belebt die Wiedergabe ebenso wie die Einbeziehung der verschiedenen Publikumsäußerungen. Man würde sich angesichts dieser geradezu filmischen Dokumentation eine ausführliche deutsche Beschreibung mit entsprechenden Text- und Musikproben wünschen. Aber während im 19. Jahrhundert so viel über Italien in deutscher Sprache geschrieben wurde, gibt es heute eigentlich erstaunlich wenig, die guten Ansätze in den Dreißigerjahren haben sich, vermutlich infolge der politischen Umwälzungen, nicht fortsetzen lassen. Was aber erscheint, hat meist einen bitter sozialkritischen Anstrich, womit uns kaum geholfen ist. Da freut man sich direkt, aus diesen Schallplatten einen ganz anderen, jedenfalls sehr lebensvollen Eindruck zu gewinnen.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1963—1967: Fest- und Gedenkschriften

Namenforschung. Festschrift für Adolf Bach zum 75. Geburtstag am 31. Januar 1965. Hg. Rudolf Schützeichel und Matthias Zender. Heidelberg 1965. 494 Seiten. 18.671

Festschrift Karl Siegfried Bader. Rechtsgeschichte, Rechtssprache, Rechtsarchäologie, rechtliche Volkskunde. Hg. Ferdinand Elsener und W. H. Ruoff. Zürich und Köln-Graz 1965. XIV und 557 Seiten, Bildtafeln. 19.156

Festschrift für Alphons A. Barb (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 35). Eisenstadt 1966. 632 Seiten mit zahlreichen Abb., Karten und Plänen.

Festschrift 75 Jahre Museum für Volkskunde zu Berlin, 1889—1964. Staatliche Museen zu Berlin. Berlin 1964. 240 Seiten, 64 Bildtafeln, Skizzen am Text. 19.180

Festschrift für Luise Berthold (= Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas, Bd. 4). Gießen 1964. XI und 691 Seiten, Skizzen und Karten im Text. 19.261

Festschrift Alfred Bühler, hg. C. A. Schmitz und Robert Wildhaber (= Basler Beiträge zur Geographie und Ethnologie. Ethnologische Reihe Bd. 2). Basel 1965. 466 Seiten, Abb. im Text, 93 Abb. auf Tafeln. 19.207

La Lapa. Numero speciale dedicato al Molise in onore di Eugenio Cirese (= La Lapa, Bd. 3). Molise 1955. 64 Seiten. 17.907

Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag (= Volksleben Bd. 5). Tübingen 1964. 317 Seiten, mehrere Abb. 17.735/5

50 Jahre staatliches Museum für Volkskunde Dresden. Hg. Manfred Bachmann. Dresden 1963. 66 Seiten, zahlr. Abb. 17.975

In memoriam Arthur Haberlandt. 1889—1964. Sonderdruck aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XCV. Bd., Wien 1965. S. 269—338. Bildtafel und Karten im Text. 19.479

Festschrift für Otto Höfler zum 65. Geburtstag. Hg. Helmut Birkhan und Otto Gschwantler unter Mitwirkung von Irmgard Hansberger-Wilflinger. Wien 1968. 2 Bde. XIV und 523 Seiten, mehrere Abb.

Studien zur südwestdeutschen Landeskunde. Festschrift zu Ehren von Friedrich Huttenlocher anlässlich seines 70. Geburtstages. Hg. Karl Heinz Schröder (= Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 31, Heft 1

und 2). Bad Godesberg 1963. XXX und 476 Seiten, mit zahlr. Abb. und Karten. 19.626

Volkskundliche Studien. Aus dem Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck. Zum 50. Geburtstag von Karl II g. Hg. Dietmar Assmann. (= Schlern-Schriften Bd. 237). Innsbruck 1964. VIII und 220 Seiten, Bildtafeln. 18.678

Geographische Studien über Mensch und Siedlung in Südtirol. Hans Kinzl zum 60. Geburtstag von seinen Studenten. Aus dem Geographischen Institut der Universität Innsbruck. (= Schlern-Schriften Bd. 217). Innsbruck 1961. 123 Seiten, XII Tafeln, Karten, Abb. im Text. 17.872

Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs. Hanns Koren zur Vollendung des 60. Lebensjahres dargebracht. Schriftleitung: Oskar Moser, Ferdinand Tremel, Sepp Walter (= Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 11). Graz 1966. 160 Seiten, mehrere Abb.

Beiträge zur oberdeutschen Dialektologie. Festschrift für Eberhard Kranzmayer zum 70. Geburtstag, 15. Mai 1967. Hg. Ludwig Erich Schmitt (= Deutsche Dialektgeographie Bd. 51). Marburg 1967. VII und 323 Seiten, mehrere Karten. 19.633

Bibliographie der volkskundlichen Veröffentlichungen von Johannes Künzig, 1922—1967. Zusammengestellt von Waltraud Werner. Freiburg im Breisgau 1967. 36 Seiten, 1 Abb. 19.833

Bernhard Kummer (26. 6. 1897—1. 12. 1962) zum Gedächtnis. Herausgegeben von Mitarbeitern der Zeitschrift „Forschungsfragen unserer Zeit“. Zeven 1963. 104 Seiten, 9 Abb. auf Tafeln. 18.290

Festschrift für Karl Lugmayer zum 70. Geburtstag (= Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. XI). Wien 1962. 232 Seiten, mit Noten und Abb. auf Tafeln.

Zum 70. Geburtstag von Joseph Müller-Blattau. Im Auftrage des Musikwissenschaftlichen Institutes der Universität des Saarlandes hg. von Christoph-Hellmut Mahling (= Saarbrücker Studien zur Musikwissenschaft, Bd. 1). Kassel-Basel 1966. 340 Seiten, Noten im Text, 31 Abb. auf Tafeln. 19.658

Festgruß Hans-Friedrich Rosenfeld zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern, nebst einer vollständigen Bibliographie seiner Veröffentlichungen. München 1964. X und 20 Seiten, 1 Bildtafel. 18.504

Etnologisk Spegel, med studier i Halländsk bondekultur. Festschrift till Albert Sandklef den 13. maj 1963 (= Varbergs Museum-Arsbok 1963). Varberg, Schweden 1963. 160 Seiten mit zahlr. Abb.

Dona Westfalica. Georg Schreiber zum 80. Geburtstage dargebracht von der Historischen Kommission Westfalens (= Schriften der Historischen Kommission Westfalens Bd. 4). Münster 1963. VIII und 392 Seiten, Abb. auf Tafeln. 18.323

Festschrift zum 75. Geburtstag von Erich Seemann (= Jahrbuch für Volksliedforschung Bd. IX). Berlin 1964. 180 Seiten, mit 1 Portr. und zahlreichen Notenbeispielen.

Festschrift für Friedrich Sieber (= Letopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe C — Volkskunde, Bd. 6/7, 1963/64). Bautzen 1964. 339 Seiten, Skizzen im Text, Bildanhang mit 47 Abb. 19.208

Corolla memoriae Erich Swoboda dedicata (= Römische Forschungen in Niederösterreich Bd. V). Graz-Köln 1966. 239 Seiten, XIV Tafeln. 19.496

Dansk Folkemuseum and Frilandsmuseet. History and Activities. Axel Steensberg in honour of his 60th birthday, 1st June 1966. Kopenhagen 1966. 264 Seiten u. 16 Seiten Beilage, 123 Abb. im Text, 1 Karte. 19.285

Beiträge zur Sprachwissenschaft, Volkskunde und Literaturforschung. Wolfgang Steinitz zum 60. Geburtstag am 28. Februar 1965 dargestellt (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen der sprachwissenschaftlichen Kommission, Bd. 5). Berlin 1965. 455 Seiten, 11 Tafeln, Titelbild, Noten im Text. 18.952

Märchen, Mythos, Dichtung. Festschrift zum 90. Geburtstag Friedrich Von der Leyens am 19. August 1963. Hg. Hugo Kuhn und Kurt Schier. München 1963. XIV und 519 Seiten, 2 Bildtafeln, Noten im Text. 17.893

Festschrift für Hans Georg Wackernagel (= Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 65). Basel 1965. 136 Seiten.

Festschrift für Walter Wiora zum 30. Dezember 1966. Hg. Ludwig Fischer und Christoph-Hellmut Mahling. Kassel-Basel 1967. 678 Seiten, Noten und Bildtafeln. 19.957

Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes. Festgabe für Hans Wohltmann zur Vollendung des 80. Lebensjahres am 8. Dezember 1964. Hg. im Auftrage des Stader Geschichts- und Heimatvereines von Richard Drögereit. Stade 1964. 276 Seiten, XV Bildtafeln. 19.856

zu Schmidt, Jaggschutzen



Abb. 1. Szene aus dem Roman „Don Quijote de la Mancha“ des Cervantes
Kunsthistorisches Museum, Wien

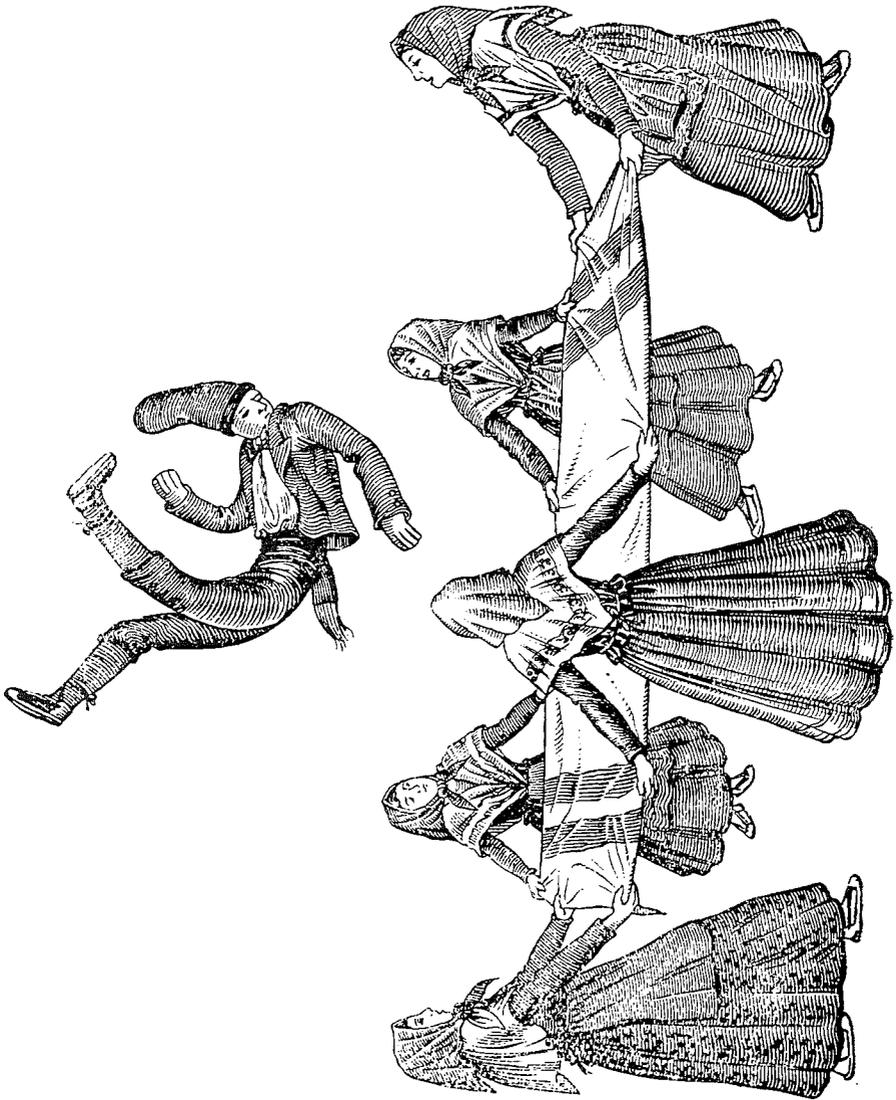


Abb. 2. Prellung des „Pelele“
Katalonischer Holzschnitt, 19. Jahrhundert

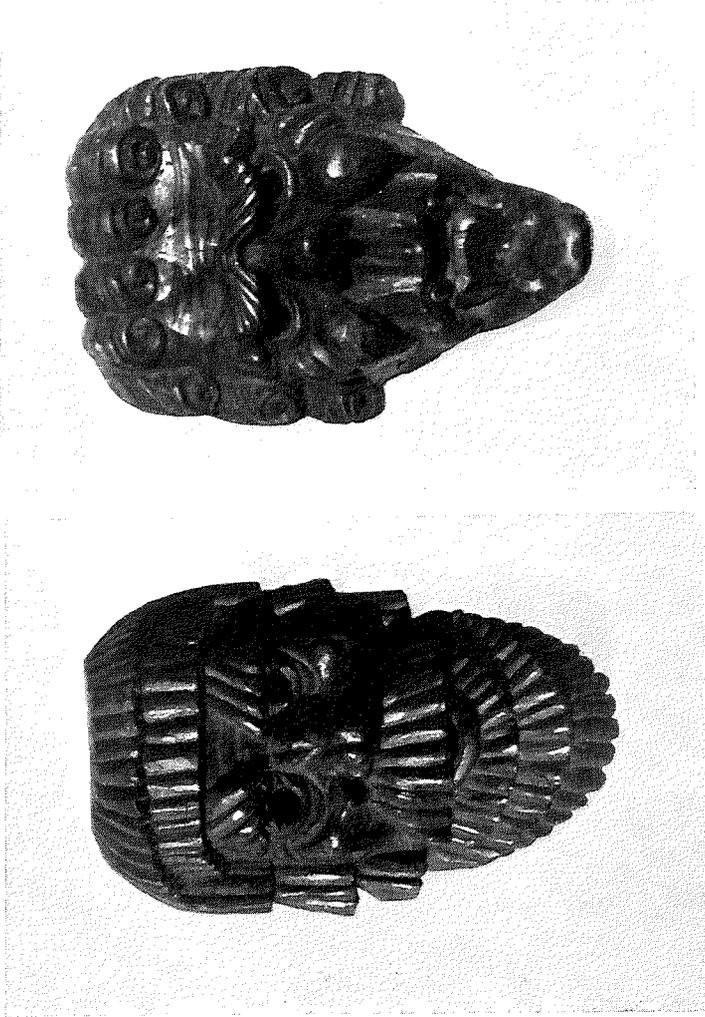


Abb. 1. Maske des Sommers
von Toni Scharf
(Besitzer Dr. Otto Stürzer, Leoben)

Abb. 2. Maske des Winters
von Toni Scharf
(Besitzer KR. Wolfgang Häud, Leoben)

zu H a i d, Masken von Toni Scharf



Abb. 3 und 4. Maske eines dreihörnigen Teufels
von Toni Scharf
(Besitzer Franz Exenberger, Leoben)
Alle Aufnahmen: Wolfgang Haid

Zum Problem der religiösen Magie und ihrer Rolle im volkstümlichen Opferbrauchtum und Sakramentalien-Wesen

Von Rudolf K r i s s

In der volkskundlichen Literatur der letzten zehn Jahre ist es üblich geworden, das volkstümliche Motiv- und Sakramentalien-Wesen nur noch vom hochreligiösen und rein historischen Aspekt aus zu betrachten. Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k hat damit begonnen und die Texte seiner umfangreichen Werke „Das Motivbild“¹⁾, „Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens“²⁾ sowie „Amulett und Talisman“³⁾ und neuestens: „Weihe- und Motivbilder“⁴⁾ sind vorwiegend unter solchen Gesichtspunkten abgefaßt. Mit Recht wurde denn auch diese Auffassung in einer Besprechung von Karl S. Kramer⁵⁾ als prononciert katholisch bezeichnet. Ihr schlossen sich Wolfgang B r ü c k n e r mit den Aufsätzen „Wallfahrtsforschung im deutschen Sprachgebiet seit 1945“⁶⁾ und „Volkstümliche Denkstrukturen und hochschichtliches Weltbild im Motivwesen“⁷⁾ sowie einige andere Autoren, wie z. B. Iso B a u m e r, deren Arbeiten in unserem Zusammenhang von geringerer Bedeutung sind, an. Da die älteren Untersuchungen vom ethnologischen, volkskundlichen oder religionswissenschaftlichen Standpunkt ausgingen, hat diese Neuorientierung bestimmt ihr Verdienst, da sie uns wertvolle Erkenntnisse gebracht hat. Gegen sie ist also grundsätzlich nichts einzuwenden, außer vielleicht, daß ihre Vertreter diesen Standpunkt implicite oder explicite als den einzig möglichen betrachten, so daß bei den weniger unterrichteten Lesern der Eindruck entsteht, alle anderen Betrachtungsweisen seien nunmehr überholt. Wolfgang Brückner behauptet dies sogar expressis verbis und mit einiger polemischer Schärfe. Es erscheint mir deswegen notwendig, für die Berechtigung, an das genannte

1) München 1958.

2) München 1963.

3) München 1966.

4) In: Kunst- und Antiquitätenbuch, Bd. III, München 1967, S. 45 ff.

5) Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1963, S. 225.

6) Zeitschrift für Volkskunde Bd. 53, 1959, S. 115 ff.

7) Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 59, 1963, S. 186 ff.

Thema auch unter religionswissenschaftlichen und psychologischen Blickpunkten heranzutreten, eine Lanze zu brechen. Denn nur so wird die Forschung vor Einseitigkeit bewahrt.

Um von vornherein den Rahmen entsprechend abzustecken und klare Bezüge zu schaffen, stelle ich einige Leitgedanken voraus. Was die Magie betrifft, so ist zwischen religiöser und profaner Magie zu unterscheiden. Nach Gustav M e n s c h i n g ⁸⁾ verstehen wir „unter magischer Religion oder religiöser Magie das aus religiösem Einheitsbewußtsein erwachsene Handeln, das mit der Automatik numinoser Kräfte arbeitet. Auch die Götter sind in dieser magischen Religion Exponenten numinoser Macht . . . Die reine Magie manipuliert mit Kräften, die in bestimmten Zaubermitteln angenommen werden und die per se, wenn sie in richtiger Weise verwendet werden, erstrebte Ziele realisieren. Eine religiöse Haltung seitens des Objektes ist hier nicht erforderlich“. Es ist für unsere Zwecke von Bedeutung, über den Prozeß des Eingehens des Volksglaubens in die universale Religion klare Vorstellungen zu haben. In den prophetischen Religionen, wie dem Christentum, „finden wir eine radikale Ablehnung, ja einen entschiedenen Kampf gegen jede Art von primitivem Volksglauben, wenigstens an den Anfängen der Geschichte dieser Religionen. Wir müssen ja unterscheiden zwischen der Stellungnahme der offiziellen Theologie und der Praxis des Volkes . . . Aber dann beobachten wir dennoch ein Wiederauftauchen des alten Glaubens als Volksglauben. Die primitiven Tendenzen, denen der Volksglaube entspricht, sind unausrottbar, und die Tatsache des Weiterbestehens oder des Wiederneuentstehens des Volksglaubens verlangt eine Stellungnahme der offiziellen Theologie. Diese vollzieht sich durch Umnennung und theologische Uminterpretation“ ⁹⁾.

Betrachten wir zunächst das Opferbrauchtum im weiteren und das Motivwesen im engeren Sinne. Die Geschichte lehrt, daß es nicht an bestimmte Konfessionen gebunden ist, daß es sehr alt ist und überall da verbreitet, wo eine gewisse Stufe erreicht ist, welche die geistigen Voraussetzungen dazu geschaffen hat. In unserem besonderen Falle können wir die Motivgaben in der antiken und der germanischen Religion als die unmittelbaren Vorgänger unserer heutigen betrachten. Das klassische Altertum kannte figürliche Votive aus Terracotta und Bronze, die zu vielen Hunderten in den Tempeln dargebracht wurden. Ein Blick in die archäologischen Museen Italiens und Griechenlands beweist das.

⁸⁾ M e n s c h i n g, Die Religion. Stuttgart 1959. S. 18 ff., S. 137 ff.

⁹⁾ D e r s e l b e, Wesen und Bedeutung des Volksglaubens in den Universalreligionen (Religiöse Volkskunde, München 1964, S. 69 ff.).

Die Germanen und Kelten kannten hölzerne Gliedmaßen, die man als Votivgaben, vielleicht auch als Zaubermittel, gebrauchte. Auf die letzteren weisen bereits der *indiculus superstitionum* und eine Stelle bei Pirminius hin. Demnach warf man hölzerne Arme und Beine ins Wasser, hing sie an Bäume oder brachte sie an Kreuzwege, um Gesundheit zu erlangen. Da es sich bei den genannten Orten jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit um heilige Orte handelte, die man als „Wohnsitz der Götter“ ansah, handelte es sich bei diesen Objekten vielleicht doch schon um echte Votivgaben. Dieselben Gegenstände hing man, wie Gregor von Tours (6. Jh.) berichtet, aber auch in den Heiligtümern auf, wo sie in jedem Falle den Charakter von Votivgaben besaßen, sich von den heutigen also ihrer Natur nach ebensowenig unterschieden, wie ihre antiken Gegenstücke¹⁰⁾. Es würde zu weit führen an dieser Stelle meine Ausführungen über die Identifikations-Opfer zu wiederholen, welche in der abgemilderten Form der Neuauflage meines Werkes vom Jahre 1956 aufzugeben ich keine Ursache habe. Die Kirche hat sie in ihrer Frühzeit nicht geduldet und auch später nur ungerne gesehen. Auf dem Konzil von Elvira im Jahre 320 wurden sie verboten, wie ja auch die drei oben angeführten Stellen zur Verbotsliteratur gehören. Solange sie nichts besseres an ihre Stelle setzen konnte, hatte sie damit wenig Erfolg. Aber die Geistlichkeit empfand gerade diese Gaben immer als verdächtig. Dem praktischen Verstand ihrer Seelsorger war die in der Kultübung sich auswirkende magische Bildverknüpfung doch zu augenfällig. Eine Uminterpretation ihres ursprünglichen Charakters, wie sie die oben genannten Autoren in der Gegenwart versuchen, kam ihnen offenbar nicht in den Sinn. Es blieb der Gegenreformation vorbehalten, ihren Gebrauch dadurch in den Hintergrund zu schieben, daß man in der religions-politischen Förderung des in seinen Ursprüngen oberflächlichen Kultes der Votivtafeln einen ebenso volkstümlichen, aber im theologischen Sinne viel harmloseren Brauch nach Kräften förderte, der noch dazu den Vorteil hatte, propagandistische Möglichkeiten zu bieten. Außer der irdischen Welt des Bittstellers ließen sich auch die jenseitige Welt der himmlischen Mächte und mitunter sogar ihr unmittelbares Eingreifen wirkungsvoll darstellen. Man blieb also nicht bei der theoretischen Uminterpretation stehen, sondern setzte sie in praktische Volkserziehung um. Dieser Aufgabe unterzog sich vor allem die niedere

¹⁰⁾ KRISS, *Volkskunde der altbayerischen Gnadenstätten. Theorie des Wallfahrswesens.* München 1956. S. 136 ff., woselbst die entsprechenden Zitate angeführt sind.

Neuerdings auch bei Lenz KRISS-Rettenbeck, *Weihe- und Votivbilder*, a. a. O., S. 49.

Geistlichkeit, in deren Seelsorgsbereich die volkstümlichen Wallfahrtsorte zum größten Teile gelegen waren. Ihre Priester waren vor allem auf dem Lande noch unmittelbar volksverbunden, selbst mehr volksfromme Menschen als distanzierte Theologen. An einem florierenden Wallfahrtswesen hatten sie nicht nur geistliche, sondern auch höchst wirtschaftliche Interessen.

Daß der neue Brauch vom einfachen Volke oder, wie Max Rumpff sagt, „vom gemeinen Volke“¹¹⁾ gerne aufgenommen wurde, ist nicht weiter verwunderlich. In der geopferten Wachsfigur erkannte der Wallfahrer sein plastisches Bild, auf der Motivtafel sein malerisches. Zur Verdeutlichung wurden zuweilen über die knienden Votanten, wenn es sich um ganze Familien handelte, sogar ihre Namen geschrieben. Zudem bot die malerische Wiedergabe die Möglichkeit, den ganzen Fall dem Heiligen noch viel eingehender vor Augen zu führen. Das Vertrauen in die plastische Form der Motivgabe blieb dabei trotzdem so groß, daß sie der Votant mitunter in den Händen hält, wie auf einer Motivtafel aus Tolentino aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts¹²⁾ oder als hölzerne Plastik dem gemalten Bilde einfügt, wie auf der Motivtafel von Ammersdorf aus der Mitte des 19. Jahrhunderts¹³⁾. Das Schnitzwerk ist in diesem Falle dem oberen Bildrande eingefügt, die Lunge ist als Aufhänger für das Bild gearbeitet.

Der Kirche kam es dagegen bei der Propagierung des neuen Brauches in erster Linie auf das Moment der Promulgation an, wobei sie in erster Linie an das Eintragen-lassen der „Guttat“ in das sogenannte „Mirakelbuch“ zum Zwecke des öffentlichen Verkündens von der Kanzel dachte, das sich aber auch auf den Motivtafeln und den in kirchlichem Auftrag angefertigten Mirakelbildern eindrucksvoll gestalten ließ. Lenz Kriss-Rettenbeck stellt daher mit Recht dieses Motiv besonders heraus. Nur ging es nicht vom Volke, sondern von der Kirche aus. Denn es sollte ja den Ruhm der betreffenden Wallfahrt verbreiten helfen. Die Pflicht zur Promulgation wurde denn auch in Predigt und Unterweisung sehr stark, ja geradezu als heilsnotwendig herausgestellt, so daß sie rasch allgemeine Verbreitung fand. Was gelenkte Propaganda erreichen kann, besonders bei der urteilslosen Masse, das haben wir in der politischen Propaganda der jüngsten Vergangenheit in überdeutlicher Weise erlebt und erleben es noch heute. Auch damals war es nicht viel anders. Es kam schließlich so weit, daß der Wallfahrer allmählich glaubte, eine Unterlassung der Promulgation bzw. des Verkündens könne eine Wiederkehr des

¹¹⁾ Rumpff, Religiöse Volkskunde. Stuttgart 1933.

¹²⁾ Kriss-Rettenbeck, Das Motivbild, Abb. 132, S. 109.

¹³⁾ Kriss-Rettenbeck, ebendort, Abb. 103, S. 82.

Übels, dessentwegen die Wallfahrt unternommen wurde, hervorgerufen; ja noch mehr: in den Mirakelbüchern lesen wir des öfteren, daß der Wallfahrtspatron dem Votanten im Traum erschienen sei und ihn an das „Verkünden-lassen“ mahnte, widrigenfalls er Bestrafung des Säumigen androhte. Einen schöneren Erfolg konnte sich die geistliche Propaganda kaum erwarten. Kriss-Rettenbeck hat die Bedeutung der Promulgation daher richtig erkannt. Einschränkend muß jedoch gesagt werden, daß sie für den Wallfahrer trotz alledem nur eine Teilkomponente bedeutete, die er als ein neues Glied seiner Kulthandlung einbaute, die aber doch in erster Linie ein Wunscherfüllungs-Ritus blieb — ein Teilelement also in einer sehr komplexen Handlung.

Zunächst kommt es dem Wallfahrer doch darauf an, daß seine Bitte erhört wird; sei es der Wunsch nach eigener Gesundheit und derjenigen seines Hausstandes, sei es das Überstehen eines Unglücksfalles, die Anlässe können tausendfacher Art sein. In Übung des alten volkstümlichen Brauches verspricht er, Votive darzubringen oder im Heiligtum schon vorhandene um den Altar zu tragen. Fallweise kann hinzu kommen, die Wallfahrt durch erschwerende Begleitumstände verdienstvoller zu machen, aus einer heiligen Quelle zu trinken, und was derlei volkstümliche Kultformen mehr sind. Da er aber auf alle Fälle sicher gehen will, gebraucht er ebenso gerne die von der Hochreligion dargebotenen Gnadenmittel, deren Verdienstlichkeit ihm ja in der religiösen Unterweisung immer wieder vor Augen geführt wird. Die theologische Interpretation seiner volkstümlichen Bräuche kann ihm dabei nach dem Maß der religiösen Bildung mehr oder weniger bedeuten. Zentralanliegen bleibt aber immer die Wunscherfüllung.

Neben der Promulgation stellt Kriss-Rettenbeck auch die Anheimstellung stark heraus. Meiner Meinung nach jedoch ist die Anheimstellung eine Verhaltensweise, die für die gläubigen Christen ganz im allgemeinen wesenhaft ist und sie das ganze Leben lang begleiten soll. Gerade beim Motivbrauch jedoch scheint sie mir relativ am meisten im Hintergrund zu stehen, da hier der Mensch seinen eigenen Willen durchsetzen will und nirgendwo anders im religiösen Leben eine so heftige eigene Aktivität entfaltet, die unter Umständen das Heil sogar förmlich erzwingen will und in magische Bereiche hinüberwechseln kann.

Leopold Schmidt hat die volkhafte Denk- und Empfindungsweise in diesem Bereich völlig richtig gesehen, wenn er sagt: „Der Sinn des Brauchtums liegt in ihm selbst und Worte ändern daran im Grunde nichts. Dazu ist der Grundgedanke dieser alten Opfersitte viel zu einfach und kraftvoll. Wenn es eine Macht gibt, die helfen kann, dann muß sie erinnert werden, und das geschieht

je sinnfälliger desto besser. Nicht just der Wert, schon gar nicht die persönliche Hingabe können dies bewirken; sie können mitwirken, ja, und je nach den verschiedenen Einflüssen auf dieses Brauchtum werden sie auch mit herangezogen. Aber das Wichtigste ist und bleibt die ganz sinnfällige Beziehung, und diese kann kaum durch irgend etwas so vollkommen ausgedrückt werden als durch das Bild.

Denn Bild und Wirklichkeit stehen sich für jenes Denken, das rings um den Menschen alles irgendwie menschenähnlich sieht und daher auch seine Glaubensgestalten menschlich formt, für jenes Denken, das demgemäß alle Dinge in menschlicher Weise in Beziehung zueinander und zu sich selbst gesetzt glaubt, sehr nahe, ja lassen sich manchmal gar nicht scheiden.“¹⁴⁾

Die Votations-Texte selbst sind von den geistlichen Wallfahrts-Kustoden vorgegeben und besagen daher wenig für die innere Haltung des Verlöbnißnehmers; er folgt einem festen Schema, das ihm nur hinsichtlich der größeren oder geringeren Breite in der Schilderung des Verlöbnißgrundes einige Freiheit läßt. Lohnender ist das Studium der Mirakelbuch-Einträge. Auch sie stammen zwar meist von geistlichen Schreibern, die die Aussagen der Einvernommenen oft formelhaft festlegen. Je nach dem Gewichtsverhältnis, das zwischen unbekümmert volksnahem Empfinden und den Hemmungen infolge von größerer oder geringerer theologischer Bildung besteht, bekommt man aber auch des öfteren Darstellungen zu lesen, in denen der Atem des Volkes unmittelbar spürbar wird. So stößt man denn auch mitunter auf Schilderungen, die von kirchlichen Auffassungen erheblich abweichen, und zwar besonders im Hinblick auf die verschiedenen Formen der Bildverknüpfung. Ich habe solche Fälle in meiner bayerischen Wallfahrtsvolkskunde stets eigens herausgestellt¹⁵⁾; besonders ergiebig waren die Mirakelbuch-Einträge von Grafrath (1. Bd., S. 121 ff.), Tunttenham (1. Bd., S. 206 ff.), Traunwalchen (1. Bd., S. 262 ff.), Halbmeile (2. Bd., S. 124 ff.), Neukirchen-Hl. Blut (2. Bd., S. 194 ff.), Hellring (2. Bd., S. 296 ff.), Aufhausen (2. Bd., S. 299 ff.). Im Kapitel „Heilbräuche“ (3. Bd., Kap. 6, Abschn. 3, S. 249 ff.) ist auch eine teilweise Auswertung erfolgt. Sie betreffen allerdings mehr das Opferobjekt als das Opfersubjekt, besagen aber hinsichtlich des Glaubens an die sympathetische Einheit von Bild und Wirklichkeit das gleiche. Besonders eindrucksvoll sind in diesem Zusammen-

¹⁴⁾ Schmidt, Das deutsche Votivbild (Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. 19, 1941, S. 461).

¹⁵⁾ Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayerischen Gnadenstätten. Drei Bände. München-Pasing 1953—1956.

hang zwei Belege aus dem Mirakelbuch von Maria Eck, in denen einmal ein Mann seine versprochene Kirchfahrt nach Maria Eck nicht ausführt und statt dessen nach Altötting geht. Daraufhin wird er krank und es erscheint ihm die hl. Maria von Eck und befiehlt ihm, er müsse zu ihr pilgern (1634). Ein anderesmal verlobt sich eine Frau wegen lahmer Füße; sie wird gesund, opfert aber die wächsernen Füße wo anders hin, worauf sich die Krankheit wieder einstellt; erst als sie die Füße an dem richtigen Ort opfert, wird sie gesund (1634). Ebenso beweiskräftig sind zwei Belege aus dem Mirakelbuch von Traunwalchen. Als wegen des Beinbruches eine Wallfahrt nach Altötting gelobt wurde, erscheint dem Votanten Maria von Traunwalchen und befiehlt ihm, er solle zu ihr kommen (1514). Einer anderen Frau wird geraten, sich nach Traunwalchen zu verloben, worauf sie erwidert, diese Wallfahrt sei nicht so groß, wie die nach Altötting. Da erscheint ihr Maria von Traunwalchen und sagt ihr, sie tue eine große Sünde, daß sie der Fahrt widerrede. Daraufhin verspricht sie sich mit einem lebendigen Opfer und einer Kerze, um ihren Leib gemessen¹⁶⁾. Die verschiedenen Gnadenbilder werden hier so sehr als selbständige Wirklichkeiten aufgefaßt, daß die Tatsache, daß es sich bei ihnen um Verbildlichungen der nämlichen Gestalt handelt, gar nicht mehr ins Bewußtsein tritt. Um ähnliche Situationen handelt es sich, wenn auf den Motivbildern zwei Gnadenbilder derselben hl. Gestalt angerufen werden. Auf einer Motivtafel in Geiersberg bei Deggendorf aus dem Jahre 1816 findet man die Muttergottes von Geiersberg und jene von Samerei zugleich angerufen. Die Widmung beginnt mit den Worten: „Hilf, Maria Hilf, und steh mir bei von Geiersberg und Samerey ...“¹⁷⁾. Häufiger als in Deutschland begegnet man solchen Abbildungen in Italien. Kriss-Rettenbeck bildet eine Motivtafel aus der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Santa Maria del Monte (Prov. Emilia) ab, auf welcher zwei verschiedene Typen der Muttergottes mit dem Kind dargestellt sind¹⁸⁾. Noch weit öfters begegnet man derartigen Abbildungen im 19. und 20. Jahrhundert, und zwar besonders in Unteritalien. Auf einem Motivbild von Madonna del Carmine in Neapel aus dem Jahre 1928 sieht man drei marianische Gnadenbilder in derselben Wolkengloriole¹⁹⁾. Ein sehr ähnliches stammt aus derselben Kirche und wurde von Kriss-Rettenbeck unter Nr. 37, S. 41, abgebildet. Ein drittes stammt ebenfalls aus Neapel, und zwar aus San Vincenzo della Sanità (ca. 1925) und stellt außer drei männ-

¹⁶⁾ Derselbe, ebendort, Bd. III, S. 262.

¹⁷⁾ Kriss-Rettenbeck, Das Motivbild, Abb. 83, S. 72.

¹⁸⁾ Derselbe, ebendort, Abb. 68, S. 60.

¹⁹⁾ Derselbe, ebendort, Abb. 21, S. 30.

lichen Heiligen eine thronende Muttergottes mit Kind, eine gekrönte Maria ohne Kind und eine Madonna mit den sieben Schwertern nebeneinander dar²⁰). Auf Grund eigener Beobachtungen bei meinen Wallfahrts-Forschungen kann ich feststellen, daß derartige Bilder in Unteritalien in den letzten hundert Jahren stark zugenommen haben²¹).

Gewiß spielen bei der Votivtafel-Spende Promulgation und Anheimstellung eine größere oder geringere Rolle; auch die naive Freude am Erzählen einer Begebenheit und die schöpferische Lust an der Bildgestaltung kommen hinzu. Aber schon bei jenen Votivtafeln, auf welchen beispielsweise der Votant seine ganze Familie samt den verstorbenen Kindern darstellt, ja sogar samt der verstorbenen ersten Ehefrau, die er neben der zweiten lebenden abbilden läßt, kann zumindest von Promulgation nicht mehr die Rede sein, da diese Bilder ihrem Charakter nach ebenso sehr in die Zukunft wirken, sind sie im Hinblick auf die verstorbenen Familienmitglieder keine Dank- sondern Bittvotive, um den verstorbenen Mitgliedern die ewige Seligkeit zu erflehen. Bei der Darbringung figürlicher Votive jedoch oder beim Herumtragen derselben um den Altar kann von Anheimstellung kaum und von Promulgation überhaupt nicht mehr die Rede sein. Daß die figürlichen Votive, besonders solche mit genauen individuellen Krankheitsdarstellungen, jenen wächsernen Zauberpuppen nahe stehen, die man einstens zum Schadenzauber verwendete, insofern als man in ihnen einen Feind darstellen wollte, den man dadurch zu töten versuchte, daß man einen Nagel in die Figur steckte, kann zumindest vom äußeren Brauchvollzuge her nicht gut übersehen werden. Wenn aber, wie mir von einem guten Kenner des Volkslebens einmal erzählt wurde, eine Frau in Altötting eine wächserne Votivfigur gekauft haben soll, ihr dann den Kopf abbrach und die kopflose Figur opferte, mit dem Wunsch, ihr Mann solle bald sterben, so ist hier eine vollkommene Vermischung zwischen Schadenzauber und Votivkult eingetreten. Das mögen in dieser krassen Form Ausnahmen sein. Aber wenn man bedenkt, daß die Wallfahrer in einen vor mehreren Jahrzehnten in der Kolomans-Kapelle von Tengling und heute in meiner Sammlung befindlichen Kolomans-Kopf zahlreiche Löcher bohrten, um in ihn Krankheiten zu verpflocken, indem man genau so wie man das sonst bei altherwürdigen Bäumen tat, nämlich durch das Hineinschieben von Haaren und Fingernägeln von Patienten, so wird man das Ineinandergreifen von Religion und Magie im Wallfahrtsbrauch doch nicht

²⁰) Derselbe, ebendort, Abb. 81, S. 70.

²¹) Rudolf K r i s s, Votive und Weihgaben des italienischen Volkes (Zeitschrift für Volkskunde Bd. II, Berlin 1931, S. 264 f.).

mehr gar so außergewöhnlich empfinden. In einem sehr wesentlichen Punkte unterscheiden sich die Motivgaben jedoch auf alle Fälle von den Zaubermitteln, indem sie nicht mehr autonom wirken, sondern der Gottheit mit der Bitte um Erhörung dargebracht werden, ihrem Kerne nach also religiös sind. Rettenbeck meint hierzu, daß ihre Darbringung als Tathandlung mit autonomer Wirkung empfunden würde, sei nur in besonderen krisenbedingten emotionalen Zuständen möglich. Daß derartige Erscheinungen jedoch abnorm oder pathologisch seien, ist bestimmt unrichtig und nur aus der gefühlsmäßigen Ablehnung jeglicher Magie erklärlich, die allen katholischen Autoren in stärkerem oder schwächerem Ausmaß eigen ist. In einer späteren Publikation²²⁾ rückt er selbst von dieser extremen Haltung ab, indem er zugibt, daß Magie ihre spezifischen Praktikanten und Träger besitzt. „Es gibt Individuen, denen alles zum Amulett werden kann und andere, die des Amuletts und der Magie in keiner Weise bedürftig sind ... Dies scheint aber weniger mit dem Wissen und mit der Bildung der einzelnen Person zusammenzuhängen, sondern ein charakterologisches Problem zu sein ... Psychologische Tests ... bestätigen, was sich in der Volksglaubensforschung zur Genüge erwiesen hat.“²³⁾ Im übrigen sind meine Ausführungen insofern mißverstanden worden, als ich ja den Darbringungs-Akt selbst als religiös bezeichnete und nur die Bildverknüpfung zwischen der Opfergabe und dem intendierten Objekt als seiner Natur nach magisch ansehe, wodurch nicht behauptet wird, daß der magische Charakter den Leuten selbst bewußt wäre, da ja den Volksmenschen derartige theoretische Überlegungen überhaupt ferne liegen und es ihm bei der Votation um einen stark gefühlsbetonten Akt geht, dessen rationale Interpretation seine geringste Sorge bleibt. Ich habe daher²⁴⁾ ausdrücklich betont, daß im einzelnen Fall das Maß der Verselbung nur in größerem oder geringerem Grade eintritt. Im übrigen erscheint es mir grundsätzlich verfehlt, eine volkhafte naive Handlungsweise mit den Fachausdrücken einer hochintellektuellen philosophischen Spekulation begreifen zu wollen, die nicht einmal mehr ein gebildeter Nicht-Fachmann versteht.

Es erscheint mir beinahe als ein Beweis apologetischer Voreingenommenheit, in den figürlichen Motivgaben von vorneherein nur Symbole zu sehen. Max Rumpf sagt: „Symbolisches Denken ist ein schon sehr entfaltetes, verfeinertes Denken und als solches in der ausgesprochenen Art seines Wesens noch unzugänglich oder

²²⁾ Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. München 1966.

²³⁾ Derselbe, ebendort, S. 10.

²⁴⁾ Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayerischen Gnadenstätten. Bd. I, S. 130 ff.

wenigstens nicht dauernd fest erfassbar für ein gemeines Volk von erst halb entfalteter Seele und Geistigkeit.“²⁵⁾ Es handelt sich doch bei der Darbringung figürlicher Opfergaben um eine reine Zweckhandlung im Bereich des Anwendungsstadiums, die sinnlos wäre, wenn man sie nur als Symbole auffaßte und die deshalb ja auch überall dort von selbst außer Gebrauch kommen, wo für das Volk im Zeitalter der rationalen Zivilisation das Ergebnis der Bildverknüpfung bedeutungslos wurde.

Daß man die figürlichen Votive kirchlicherseits aus eben jenen Gründen stets (und nicht nur in der Frühzeit) mit Mißtrauen betrachtete, zeigt die Geschichte der letzten Jahrhunderte.

Zur Zeit der Aufklärung begegneten sich die kirchlichen mit den staatlichen Tendenzen, welche letztere, wenn auch aus anderen Gründen, dasselbe Ziel noch radikaler verfolgten. Mit dem gesamten Opferwesen wurde auch die Votivtafel-Spende scharf bekämpft, durch besondere Verbote in Österreich 1784, in Bayern 1803. Im deutschen Sprachraum ist denn auch als späte Folge solcher geistiger Haltungen trotz mancher restaurativer Bestrebungen im 19. Jahrhundert die Darbringung wächserner und hölzerner Gliedmaßen und Organe seit der Jahrhundertwende fast ausgestorben.

In Norditalien ist es nicht viel anders. Man sieht fast nur noch silberne Herzen, die mit den Initialen Christi und Mariens versehen den Charakter des bildmäßigen Opfers schon weitgehend verloren haben. In Unteritalien, wo nicht nur das Volk primitiver, sondern auch die niedere Geistlichkeit dem alten Kultbrauch noch immer nahe verbunden ist, findet man silberne Votivgaben, Personen, Körperteile, Eingeweide und Haustiere darstellend, noch in großen Mengen. In der *via San Biagio* in Neapel kann man sie bei den Silberarbeitern noch zu Hunderten erblicken und in der volkstümlichen Wallfahrt *Madonna del Arco* werden sie auch noch in Mengen dargebracht. Bis vor dem Krieg gab es auch noch das Wachsopfer in oft sehr realistischen Ausführungen, aber seit der Zerstörung der großen Wachszieherei *Santoro* in Neapel während des Krieges, ist es verschwunden. In Sizilien fiel es erst in den allerletzten Jahren der Aufklärung teilweise zum Opfer. Das Wachsopfer wurde in der Diözese *Syrakus* verboten und mußte aus den Kirchen weggeräumt werden. Im Umkreis von *Palermo* hingegen konnte ich es im Jahre 1954 noch feststellen und auch die mir seit dem Jahre 1930 bekannte Wachszieherei in der Nähe des Hafens von *Palermo* existiert noch heute. In *Palmi* in *Kalabrien* fand ich bei *Saverio Surace* noch im Jahre 1963 eine reiche Auswahl von zum Teil sehr primitiven Wachsopfern mit realistischer, durch

²⁵⁾ Max R u m p f, *Religiöse Volkskunde*. S. 324.

grelle Bemalung in der Wirkung noch erhöhter Wiedergabe einzelner Organe. Am stärksten hat sich die alte Tradition in Sardinien erhalten, dessen Wallfahrtskirchen noch voll sind von wächsernen und hölzernen Opfergaben der verschiedensten Art ²⁶⁾.

Im Bereich der orthodoxen Kirche Griechenlands gibt es mit Ausnahme der jonischen Inseln und Cyperns überhaupt keine Votivtafeln, figürliche Silberopfer — Tamata genannt — aber zu vielen Tausenden. In Cypern ist auch noch das Wachsoffer gebräuchlich ²⁷⁾. Die orthodoxe Geistlichkeit ist ja in diesen Belangen weniger empfindlich als die römisch-katholische, da die gefühlsmäßige Begegnung mit den hl. Mächten in ihrem Lebensbereich eine größere Rolle spielt als der theologisierte Glaube. Die Verknüpfung zwischen Bild und Wirklichkeit wird dabei sehr stark empfunden. Wir haben in Athen eine stadtbürgerliche Familie kennengelernt, wo die Dame des Hauses, die sehr fromm ist, einen kleinen Hausaltar errichtet hatte, auf welchem die Panagia verehrt wurde. Links und rechts von der Muttergottes hingen zwei weibliche Votivfiguren aus Silber und die Dame sagte uns: „Das sind Ismini und Tita“, womit sie ihre Tochter und die bei ihr lebende Nichte im Auge hatte, die sie damit dem Schutze der Panagia empfehlen wollte.

Ähnlich wie mit den Votiven verhält es sich mit den Sakramentalien. Angesichts der Tatsache, daß sie von der Kirche eingeführt wurden, um an Stelle des heidnischen Amulettwesens kirchlich zulässige Schutzmittel zu setzen, war die Gefahr ihres „Mißbrauches“ im Sinne der katholischen Kirche immer sehr groß. Eine Uminterpretation war daher von allem Anfang an nötig und so kam man zu der Formulierung, sie wirkten nur kraft kirchlicher Fürbitte und frommen Gebrauches (ex opere operantis). Nur dann und nur so vermitteln sie nach kirchlicher Ansicht Hilfe für Leib und Seele. In der Praxis des Volkes jedoch werden die Dinge kaum unterschieden. Bis etwa vor zehn Jahren konnte man am Armaturenbrett süditalienischer Chauffeure die magischen Schutzmittel wie Feige und Hörnchen und ähnliche Dinge mit Devotional-Kopien und den Abbildungen von Schutzheiligen stets vereint angebracht sehen. Im islamischen Volksglauben lagen die

²⁶⁾ Rudolf Kriss, *Votive und Weihgaben des italienischen Volkes* (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, Berlin 1931, S. 249 ff.).

Derselbe, *Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien* (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XL/60, 1957, S. 97 ff.).

²⁷⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, *Peregrinatio neohellenika* (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde Bd. VI). Wien 1955.

Dieselben, *Beiträge zum religiösen Volksleben auf der Insel Cypern* (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. XII, Bonn 1962, S. 135 ff.).

Dinge noch im Jahre 1957 nicht anders. Auch hier begegnete man auf Motorhauben und Armaturenbrettern religiösen Schutzmitteln (flachen Scheiben mit eingeschriebenen Koransprüchen) und magischen Zeichen (wie dem Auge und der Hand, sowie den Lochscheiben) in unterschiedsloser Vermischung; das war in Kairo nicht anders als etwa in Beirut und Damaskus²⁸⁾. Inzwischen haben sich die Dinge erstaunlich schnell gewandelt; sowohl in Unteritalien als im Vorderen Orient machte ich vor einem Jahre die Feststellung, daß die größere Zahl der Chauffeure auf den Gebrauch jeglicher Art von Schutzmitteln verzichtet. Bezüglich Italiens decken sich also meine Beobachtungen mit jenen von Rudolf und Susanne Schenda²⁹⁾. Hier wie dort hat sich unter dem Einfluß der internationalen, technisch-rationalen Zivilisation Volksleben in Massenleben verwandelt, welch letzteres in seiner Traditionsfeindlichkeit allen Volksglauben ablehnt und einer billigen Aufklärung das Wort redet; die kommunistische Ideologie wirkt in derselben Richtung, was zumindest für Unteritalien in diesem Falle von Bedeutung sein kann.

Im deutschen Sprachraum kam es zu keinem plötzlichen Traditionsbruch, sondern zu einem langsamen Übergang, der etwa um die Jahrhundertwende beginnt. Während in den sogenannten bäuerlichen Wettersegen, die noch im 19. Jahrhundert angefertigt wurden, kirchliche und profane Schutzmittel vereint waren, geht deren Gebrauch in unserem Jahrhundert langsam zurück, ohne daß jedoch zwischen beiden Arten von Schutzmitteln unterschieden würde; es ist also nicht etwa so, daß die Verwendung kirchlicher Schutzmittel langlebiger wäre als die der rein magischen; hierin läuft die Entwicklung in Mitteleuropa derjenigen in Südeuropa parallel. Nur scheint es mir dort, wo solche Mittel überhaupt noch Anwendung finden, zu einer gewissen Separierung gekommen zu sein, dergestalt, daß die Katholiken lieber zu einer Christophorus-Plakette, einer Wallfahrts-Medaille u. dgl. greifen, während die der Religion entfremdeten Verkehrsteilnehmer sich mit Maskottchen aller Art zufrieden geben. Die ersteren verstehen die kirchlichen Schutzmittel, heute mehr als früher, meistens wirklich als Sakramentalien; die neumodischen profanen Schutzmittel hingegen sind in die Nähe der Reise-Andenken gerückt. Man gebraucht sie u. a. auch aus einer gewissen Verspieltheit, wobei die im modernen Tourismus so stark entwickelte Mode, sich von überall her Andenken mit nach Hause zu nehmen, berücksichtigt wer-

²⁸⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. Zwei Bände. Wiesbaden 1962, an vielen Stellen.

²⁹⁾ Rudolf und Susanne Schenda, Eine sizilianische Straße (= Volksleben Bd. VIII). Tübingen 1965.

den muß, was nicht ausschließt, daß die magische Wirksamkeit der Dinge, zumindest unterschwellig, mit der Grund ist, sie sich ins Auto zu hängen oder als Amulett zu tragen. In allen diesen Fällen ist das Anwendungsstadium und die damit verbundene Sinnentleerung viel weiter vorgeschritten. Wichtig ist jedenfalls die Feststellung, daß unsere Zeit dem Gebrauche beider Arten von Schutzmitteln wenig günstig ist und daß daher ihre Verwendung in gleicher Weise zurückgeht, ohne daß etwa dem einen oder dem anderen von ihnen eine stärkere Lebenskraft anzumerken wäre. Die Bedrohung kommt sozusagen nicht nur von links, sondern auch von rechts, insoferne, als im spürbaren Gegensatz zu den geistigen Strömungen des Mittelalters und der Gegenreformation die spiritualistische Richtung im modernen Katholizismus, die sich in diesem Punkte dem Protestantismus stark annähert, das Sakramentalienwesen zumindest stark in den Hintergrund rückt.

Am konservativsten verhält sich in dieser Hinsicht vielleicht das Kleinbürgertum industrieferner Landstädte, weil in dieser Schicht jene Menschen zu finden sind, die von der katholischen Pädagogik am stärksten beeinflusst werden und die daher die Sakramentalien in der von der Kirche empfohlenen Weise benützen. Sie werden daher von den Auflösungserscheinungen sowohl von rechts als von links verhältnismäßig am wenigsten berührt, was ja auch insoferne natürlich ist, als hier von einer Sinnentleerung nicht die Rede sein kann, auch dann nicht, wenn im fortgeschrittenen Anwendungsstadium sich der Gebrauch dieser Dinge dem Magischen mehr und mehr annähert.

Alle diese Erscheinungen sind letztlich Symptome der progressiven Säkularisierung, die bald rascher, bald langsamer vor sich geht, aber wohl kaum mehr aufzuhalten sein wird. Es müßte denn sein, daß magisches Verhalten an einer Stelle wiederum Aktualität erreicht, wo man es am wenigsten erwartet. Durch die Tagespresse wurde bekannt, daß Chinas rote Garde³⁰⁾ stets kleine Bildchen von Mao bei sich trägt und daß eine Gruppe fanatischer Anhänger des chinesischen Kommunistenführers diesselben fest in der Faust hielten, als sie in Moskau aus dem Flugzeug stiegen und beim Betreten des Erdbodens die Internationale sangen. Gewiß würden diese Leute heute noch entrüstet sein, wollte man ihnen magische Verhaltensweise vorwerfen. Bei einem derartigen affektbetonten Gebrauch können solche Bildchen aber sehr leicht Amulett-Charakter erreichen.

Um noch einmal auf das im Titel genannte Problem zurückzukommen, ist zu sagen, daß die Theologen die Problematik, die

³⁰⁾ Hugo Portisch, So sah ich Sibirien (Wiener Kurier, 1967).

von ihrem Standpunkt aus in der Verwendung handfester kirchlicher Schutzmittel liegt, immer wieder bemerkt haben. Hans Urs von Balthasar spricht davon, daß ihr Gebrauch immer in einer scharfen Krise steht und der Gefahr der Zweideutigkeit unterliegt. Lenz Kriss-Rettenbeck, der von denselben Voraussetzungen ausgeht, kommt zu denselben Ergebnissen und legt sie seinen mehr volkskundlichen Untersuchungen zugrunde. Was diese Theoretiker aus theologischen Gründen verurteilen müssen, möchten sie aus Gründen der Menschlichkeit aber gerne entschuldigen, so daß sie zwischen diesen beiden Extremen stets hin- und hergerissen werden. Im Gegensatz zur Wallfahrts-Literatur des 18. Jahrhunderts, die den handfesten Gebrauch der Sakramentalien, den sachlich als magisch zu bezeichnen man beim besten Willen nicht umhin kann (wofür Lenz Kriss-Rettenbeck³¹⁾ ein ausführliches Zitat bringt), direkt empfehlen, wollen sie diesen, wenn nur irgend möglich, nicht wahr haben; lieber noch bezeichnen sie die magische Auffassung dort, wo man sie nicht mehr leugnen kann, als krankhaft. Dagegen spricht aber schon allein die erdrückende Massenhaftigkeit der gedruckten Zauberblätter und Schutzbriefe, wie ich solche noch in den letzten Jahrzehnten ohne besondere Mühe, nicht zuletzt in den Devotionalienständen großer Wallfahrtsorte Österreichs, erwerben konnte, sozusagen als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches.

Vom christlichen Standpunkt aus hat die evangelische Kirche, die den Gebrauch der Sakramentalien ganz abgeschafft hat, doch wohl konsequenter gehandelt. Sie hat die ihrem Ursprung nach zum nutznießenden Gebrauch bestimmten und herausfordernden geistlichen Schutzmittel gar nicht erst eingeführt und den naiven Gläubigen dadurch eine in der Praxis kaum durchführbare Unterscheidungspflicht erspart.

Niemand jedoch kann daran zweifeln, daß eine objektive Betrachtungsweise, die Religion und Magie als Strukturformen menschlichen Geistes und menschlicher Haltung betrachtet und sie nicht am Faden eines Entwicklungs- oder Degenerationsschemas aufreißt, weil es sich um jederzeit mögliche Verhaltensweisen handelt, dem Problem viel leichter gerecht werden kann. Sie nimmt Begriffe völlig natürlich, ohne das Bedürfnis, sie in eine Wertskala einzureihen und dementsprechend zu loben oder zu verurteilen. Begriffe wie „Aberglaube“ sind ihr daher fremd. Zurückblickend auf die Frühform des „verbundenen Daseins“, in der Magie und Religion noch nicht getrennt waren und die auch heute noch im symbiotischen Grundgefühl nachklingt, besteht vom religions-

³¹⁾ Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, S. 124 ff.

wissenschaftlichen Aspekt kein Grund, magische Verhaltensweisen prinzipiell abzuwerten, auch wenn sie im Anwendungsstadium nicht immer erfreulich sind, weil das schließlich bei dem ins Anwendungsstadium abgesunkenen religiösen Verhalten genau so möglich ist (vgl. Religionskriege und Ketzergerichte). Wolfgang Brückner, der in seinem eingangs zitierten Aufsatz die dieses Problem behandelnde gelehrte Literatur der letzten einhundertfünfzig Jahre trotz erheblicher Unterschiede in einen Topf wirft, die darin vertretenen Ansichten simplifiziert und manchen Autoren Dinge vorwirft, die sie nie behauptet haben, oder die, aus dem Zusammenhang gerissen, ganz anders wirken als sie gemeint sind, macht es sich hier doch etwas zu leicht. Sein Verfahren erinnert stark an die Methoden von P. Wilhelm Schmidt. Die Kulturkreislehre von Wilhelm Schmidt ist heute ad acta gelegt ³²⁾. Das hat an sich mit den von uns behandelten Fragen nur am Rande zu tun, insoferne, als auch Brückner die historische Methode gegen psychologische und ethnologische Betrachtungsweisen ausspielt. Wir haben bestimmt nichts gegen die historische Methode, die viele wertvolle Einzelerkenntnisse bringen kann. Mit seinem Werk „Bildnis und Brauch“ ³³⁾ liefert Brückner selbst den besten positiven Beweis.

Nur beschränken sich seine Untersuchungen auf den Bereich der Hochkultur. Es ist klar, daß es sich für jene Kreise, die die Sepulkralriten mit den Totenbildnissen der Herrscher oder die Hinrichtung in effigie, durchgeführt an menschlichen Puppen, einführten, nicht um magische Bräuche handelte, sondern um reine Demonstrationen der Macht, dazu bestimmt, beim einfachen Volke heilsame Furcht und zitternden Schrecken zu verbreiten. Aber gerade diese Einschüchterung, die sie kaltherzig durchführten, konnte ihnen nur gelingen, wenn sie als gute Massenpsychologen beim Volk das Erlebnis der Bildverknüpfung wachrufen konnten. Ich könnte mir vorstellen, daß das Volk, genau so wie es Kleidungsstücke oder Körperteile von Hingerichteten zu Zauberzwecken zu erwerben suchte, sich auch nach vollendeter Zeremonie um die Überreste solcher Puppen bemühte. Die Hinrichtung in effigie, wie sie im volkstümlichen Frühjahrsbrauchtum als das Verbrennen, Erhängen oder Ertränken von Verbildlichungen des Winters überall vorkommt, steht in einem zu engen Zusammenhang mit dem Jahreslauf-Brauchtum, nicht nur in Europa, sondern auch bei den Primitiven der ganzen Welt (wofür uns die Ethnologie immer

³²⁾ W. E. Mühlmann, Das Problem des Urmonotheismus (Theologische Literatur-Zeitung, Dezember 1953).

³³⁾ Brückner, Bildnis und Brauch. Studien zur Bildfunktion der Effigies. Berlin 1966.

wieder Belege bringt), als daß man sie als „gesunkenes Kulturgut“ überschichtlichen Brauchtums betrachten könnte. Gewiß sind sekundäre Rückwirkungen aus dem mittelalterlichen Rechtsbrauch denkbar, besonders bei den gelegentlichen Verbrennungen unbeliebter Politiker in Gestalt von Puppen in der Neuzeit, aber es scheint mir doch, als wolle man das Pferd am Schwanz aufzäumen, wenn man diese Dinge zur Erklärung des frühjährlichen Jahresbrauchtums heranziehen wollte. Die Beweislast jedenfalls hat derjenige zu tragen, der dies behauptet, und nicht umgekehrt.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, Brückners gründliche rechtshistorische Untersuchungen durch solche unter psychologischem und volkskundlichem Aspekt zu ergänzen. Wir bleiben dabei in den Spuren Adolf S p a m e r s, der einmal die Volkskunde als eine Wissenschaft mit psychologischer Zielsetzung³⁴⁾ bezeichnet hat.

³⁴⁾ S p a m e r, Die Volkskunde als Wissenschaft. Stuttgart 1928.

Die „Leichbretter“

Ein absterbendes Brauchtum im Pinzgau

(Mit 4 Abbildungen)

Von Friederike Wirth

In den abgelegenen Gebirgstälern des Pinzgaues, die sich dem Zustrom der modernen Zivilisation in den letzten Jahrzehnten erst allmählich eröffnet haben, leben manche alte Volksbräuche bis heute unverändert fort. Andere wieder sind wohl schon im Absterben begriffen, ihre Spuren sind aber allenthalben noch greifbar zu sehen, und es bedarf nur der nötigen Geduld und Mühe, sie zu sammeln und daraus ein Bild des Brauchtums zu umreißen, das bis vor kurzem noch allgemein lebendig war. Ein solcher Zeuge alten Totenkultes, der bis in die unmittelbare Gegenwart hereinschneidet, ist die Anbringung von sogenannten „Leichbrettern“ am Rande vielbegangener Wege.

Das Hauptverbreitungsgebiet dieses Brauches auf deutschsprachigem Boden war ehemals der Bayrische Wald. Von dort reichte das Brauchtum auch nach dem Pongau und dem angrenzenden Teil Tirols (bis Kirchberg und St. Johann i. T.), wo es in den verflochtenen Jahrzehnten noch unbekannt war. Heute ist es dort völlig erloschen, während es in einigen stillen Seitentälern des Pinzgaues noch nachzuweisen ist.

Das dieser Arbeit zugrundeliegende Material stammt aus dem Gebiet, das im Süden vom Nordufer des Zeller Sees, im Norden von Unken, im Westen von Hütten (bei Leogang) und im Osten von Hintertal begrenzt wird.

Ein literarischer Beweis für das Alter dieses Brauches ist die Stelle im Nibelungenlied, wo berichtet wird, daß man den ermordeten Siegfried auf den rê legte (Nibelungenlied IX; 907, Ausgabe v. Lachmann):

man zôch ûz den kleidern
und wuoch im sîne wunde
sînen schoenen lip
man leite in ûf den rê.
dô was sînen liuten
von starkem jâmer vil wê.

Das Wort „rê“ ist die mittelalterliche Bezeichnung für das Leich- oder Totenbrett, daher auch der Ausdruck „Rêbretter“ in älteren Abhandlungen über dieses Thema.

Die Aufstellung der Totenbretter geht auf den alten Brauch zurück, die Leiche bis zur Anlieferung des Sarges auf ein Brett zu legen, das dann abgeschnitten und beschriftet wurde. Auf diese Weise war ein Andenken an den Verstorbenen geschaffen, das mit ihm selbst in Berührung gekommen war. Diese Leichladen sind nun teilweise dadurch abgekommen, daß in der heutigen Zeit durch die maschinelle Produktion der Särge immer solche lagernd vorhanden sind, teilweise dadurch, daß man sich — wo der Tote noch auf einem Brett gebettet war — nicht mehr die Mühe nimmt, das Brett zu beschriften, ja man scheut auch die Kosten dafür, die sich sehr hoch stellen. Ein Hauptgrund wird auch darin liegen, daß die alte Generation der Tischler, die solche Laden beschriftete, heute schon ausgestorben ist und dieses alte Volksbrauchtum nicht auf die nachfolgende — realer denkende — Generation vererbt hat. Die Bewohner der Gegend bezeichnen die Totenbretter als „einen alten Brauch, der schon ganz abgekommen ist“. Die wenigen Träger des Brauchtums in unseren Tagen sind bestrebt, die Tradition nicht absterben zu lassen.

Bisweilen waren die Totenbretter nicht nur solche Laden, auf denen der Tote zur Aufbahrung gelegen war, sondern dasjenige Holz, das mit der Leiche zuerst in Berührung kam. So gab es — nach der freundlichen Mitteilung von Ernst Klebel, Regensburg — in Unken im Jahre 1913 ein Totenbrett in Gestalt einer langen Stange, die in zwei Teile geschnitten und in Kreuzform zusammengeagelt war. Sie hatte nämlich einen Ertrunkenen berührt, der mit ihrer Hilfe aus dem Wasser geborgen wurde. Die Stange war beschriftet, wie alle Totenbretter, und stammte ungefähr aus dem Jahre 1900.

In dem gesamten oben erwähnten Verbreitungsgebiet sind es zwei alte Leute in Alm bei Saalfelden, deren Wirken die Anfertigung der letzten Totenbretter (aus dem Jahre 1945 und 1952) und die Auffrischung alter unleserlich gewordener Bretter zu verdanken ist: es ist dies die greise Frau Katharina Mitteregger, die mit eigener Hand die Beschriftung und Auffrischung der Leichbretter ihrer Sippenangehörigen vornahm, und der ebenfalls greise Herr Bacher, der für seine 1945 verstorbene Frau noch einen Leichladen beschriften ließ und sich bemühte, diesen alten Volksbrauch in Alm nicht abkommen zu lassen. Dennoch wurde seit den Jahren 1953 und 1954 kein einziges neues Brett mehr geschrieben.

Die Totenbretter wurden — wie aus Berichten über den Brauch im Bayrischen Wald hervorgeht — in ältester Zeit weit vom Haus entfernt angebracht, mit Vorliebe im Walde oder an Wegrändern außerhalb der Ortschaften; sie waren dort senkrecht aufgestellt. Bedenkt man noch ihre ehemalige Form, die mehr oder minder die Umrisse der menschlichen Gestalt nachahmte, so kann kein Zweifel über den Sinn dieser Anordnung bestehen: das Brett auf dem der Tote lag, galt gleichsam als geheimnisvoller Teil seines Wesens und sollte die Lebenden wohl an den Verstorbenen gemahnen und ihn auffordern, für seine Seele zu beten, dennoch sollte es aber — gleichsam als dem Toten zugehöriger Teil — aus dem Bereich der Lebenden entfernt sein.

Betrachten wir nun in dieser Hinsicht die Anordnung und Aufstellung der Leichladen in unserer Gegend, so können wir feststellen, daß der größte Teil davon an Wegrändern auf Wänden von Scheunen und Schupfen angebracht ist. Die altertümliche Anbringung im Walde, die darauf zurückzuführen ist, daß ehemals der Wald oder der Berg als Sitz der abgeschiedenen Seelen galt, können wir heute noch an spärlichen Resten im Kollingwald bei Saalfelden sehen. Die vorher genannte Frau Kath. Mitteregger gab an, daß auch in Alm noch in früheren Jahrzehnten Totenbretter in der Nähe des Waldhauses an Bäumen angebracht waren. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die Anbringung an dunklen, geheimnisumwitterten Stellen draußen in freier Natur bildet der große Felsen mit Leichbrettern am Maybergweg in der Klamm bei Au (nächst Lofer).

Wo immer aber die Bretter angebracht sind, sind es durchwegs Wege, auf denen die Toten von entlegenen Gehöften oder Ortschaften zum Friedhof geführt werden, die sogenannten Hel- oder Totenwege. Dies sind zugleich auch dieselben Straßen, auf denen die Einwohner meistens vorbeigehen müssen und so zum Gedenken an ihre verstorbenen Sippen- und Hausgenossen gemahnt werden. So sehen wir auch heute noch fast durchwegs die Leichladen aus der unmittelbaren Nähe der Lebenden entfernt; nur in wenigen Ausnahmen (wie z. B. in Alm, Hausnummer 5, an der Straße von Saalfelden nach Lofer, Haus Babing Nr. 8, und in Rain Nr. 6 bei Alm, Mühle, wo die Laden am hölzernen Anbau hängen, bzw. am Hause selbst) sind sie am Wohnhaus selbst oder in unmittelbarer Nähe wie z. B. am Stall (so in Ruhgassing bei Haus Nr. 1 und in Leogang Nr. 11). An einem nahe gelegenen Stadel finden wir sie in Leogang bei Haus Rosental Nr. 8, in Sonnberg gegenüber Haus Nr. 1, an der Loferer Straße gegenüber Haus Babing Nr. 8 u. a. m.

Die in den besprochenen Gebiet heute noch vorhandenen Totenbretter sind ausnahmslos waagrecht angebracht; doch waren noch in den dreißiger Jahren in Lofer an den der Fahrstraße zugekehrten Wänden an Schuppen und Scheunen einzelne senkrecht stehende Laden aus den Jahren 1860—80 zu sehen, die jetzt längst verschwunden sind.

Entsprechend ihrer aufrechten Stellung hatten diese Leichladen auch die leicht geschweifte, nach unten zusammenlaufende Form, die ungefähr den Umriss der menschlichen Gestalt andeutet, wenn man von den Umrissformen des Kopfes absieht. In demselben

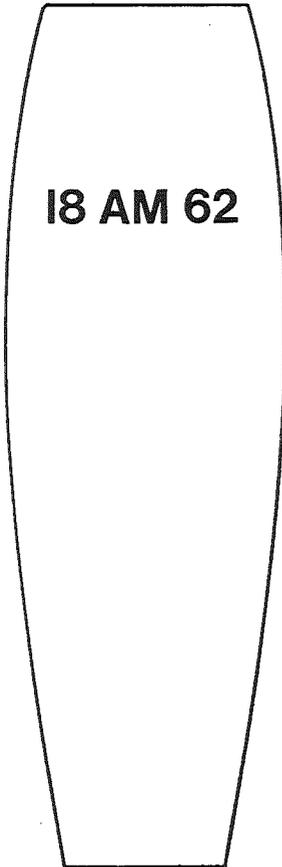


Fig. 1

Sinne war auch die Beschriftung dieser Bretter gehalten, die quer über die breiteste Stelle lief. Sie bestand lediglich aus den beiden Anfangsbuchstaben des Namens, der Angabe des Todesjahres und war allenfalls mit einem oder auch drei Kreuzen versehen. Diese älteste Art der Beschriftung war in das ungestrichene, im Laufe der Jahre verwitterte Holz eingekerbt (Fig. 1). Die Anbringung des Brettes in waagrecht Lage scheint einer geänderten Auffassung zu entspringen: wo früher die Gestalt des Toten angedeutet war, dessen Wesenheit durch die Namensinitialen gleichsam mit dem Brett in Beziehung steht, sehen wir jetzt lediglich ein Erinnerungszeichen nach Art der „Marterln“. Damit verändert sich auch seine Form. Die älteste Entwicklungsphase erkennen wir in dem geschweiften Leichladen, der durchaus die Form des senkrecht angebrachten Brettes beibehält, aber nach links umgelegt erscheint, so daß die breiteste Stelle links zu liegen kommt und die Breite nach rechts abnimmt. Entsprechend dieser Drehung läuft nun auch schon die Schrift waagrecht, also durch die Lage des Brettes, besteht aber nur mehr in vereinzelt Fällen aus den Anfangsbuchstaben, da die Laden aus dieser alten Zeit schon stark vermorscht sind und verfallen.

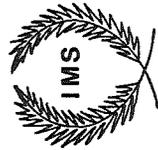
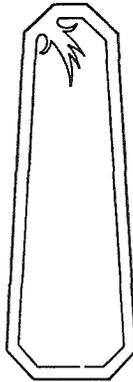
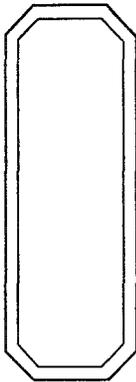
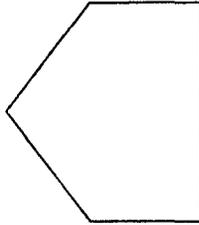
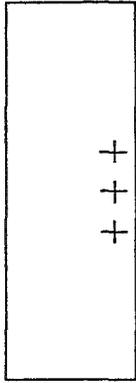
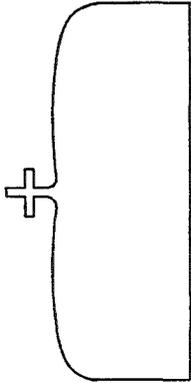


Fig. 2

Geschweifte Form weisen fast alle Leichladen in der Umgebung von Lofer auf, ebenso in Unken. Vereinzelt finden wir sie in Ruhgassing (am Stall des Hauses Nr. 1), in Leogang am Stadel bei Haus Rosental Nr. 1 und in Rain, am Stadel nahe dem Haus Nr. 30. Neben dieser gerundeten Form tritt auch häufig eine geradlinig zusammenlaufende mit abgeschrägten Ecken auf; so an den eben erwähnten Stadeln der Häuser Rosental Nr. 1, Leogang Nr. 11 und Rain Nr. 30. Die gangbarste Form in der Umgebung von Saalfelden und Alm ist der völlig gerade Leichladen, der aber in den verschiedenen Ortschaften — entsprechend dem verschiedenen Geschmack der Hersteller — mitunter charakteristisch gestaltet ist. So hat z. B. Leogang fast durchwegs abgeschrägte Ecken an den Laden. Ramseiden weist Bretter auf, die an der Oberkante eine gerundete Ausbuchtung haben, welche gegen die Mitte zu abnimmt. Aus dieser tiefsten Stelle erhebt sich ein kleines Kreuz, nach Art der Marterl-Bedachung.

Der Marterlform am meisten angenähert sind einige (sehr selten vorkommende) Bretter von höchstens einem halben Meter Länge mit einer dreieckigen, giebelförmigen Abdachung. Ein solches hängt am Stadel gegenüber dem Hause Enterwinkel Nr. 11 (Gem. Alm).

Wie ihre Größe und Form ist auch die Beschriftung und Verzierung der Leichladen nach Tälern oder Ortschaften verschieden.

Wie schon erwähnt, weisen die ältesten Laden (aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) keinerlei Anstrich und Verzierung auf. Sie enthielten lediglich die Anfangsbuchstaben des Namens und die Jahreszahl in Kerbschnitt. Solche Bretter sind aber schon äußerst selten zu finden. Zwei solche hängen an dem Stadel beim Haus Unterdeuting Nr. 1; eines davon zeigt die Buchstaben MH zwischen der Jahreszahl 1861, ein zweites AK zwischen der Jahreszahl 1874 (18 M H 61) mitten unter Brettern jüngeren Datums. In Hof bei Almdorf hängt ein Brett, das im Kerbschnitt die Buchstaben I B zwischen drei Kreuzen zeigt. Darunter steht die Zahl 1872. Der nächste Schritt in der Entwicklung des Textes zeigt außer dem angeführten vollen Namen des Toten die wichtigsten Angaben über Stand und Todestag. Dabei findet sich durchwegs als Überschrift die Bezeichnung „Gedenkbrett“ (Umgebung von Lofer), „Gedenkladen“ (ebenda), „Leichbrett“ (Breitenbergham), oder „Leichladen“ (Au bei Lofer). So liest man z. B. auf einem unverzierten Brett unter dem Dach eines unten offenen Holzlager-raumes in Au bei Lofer:

Gedenkladen
der Jungfrau Maria Weisbacher
Herr gib ihr die ewige Ruhe!

Häufiger enthält der Text die Angabe des Standes der Herkunft und des Alters; fast immer schließt er mit einem Gebet oder mit einem oder drei Kreuzen. Zum Beispiel:

Leichladen †††
des Sebastian Weisbacher Scheiderbauer
gest. den 24. Dezember 1878 Herr gib ihm
die ewige Ruhe (ebenda).

Die meisten Bretter zeigen eine schwarze Randlinie, die das Schriftfeld umschließt und in den Ecken in mehr oder minder reiche Verzierung ausläuft (Blätter, Blüten, Ranken, Spiralen u. dgl.). Das ist das landesläufige Aussehen der meisten Laden von Lofer bis Unken, zahlenmäßig am reichsten in Au und in der Schlucht am Mayrbergweg. Die meisten enthalten auch ausführlichere Angaben:

Leichbrett
des ehrengedachten *) Sebastian Schmiederer
hintergebener **) Dietzbauer in Au
geboren am 1. Jänner 1805
gestorben den 19. Oktober 1885.
Er ruhe in Frieden †††.

Diese altertümlicheren ungestrichenen Bretter — die meisten sind schon stark vermorscht und unlesbar, wo die Schrift nicht eingekerbt ist — findet man im ganzen Verbreitungsgebiet einzeln zwischen jüngeren bemalten. Diese bilden den Hauptanteil an der gesamten Menge der Laden.

Die verschiedene farbliche Behandlung der Laden ist — ebenso wie die Verzierung — nach Ortschaften oder Bezirken verschieden; das heißt wohl, daß jede Werkstatt den Laden ihr bestimmtes eigenes Aussehen gab:

Die häufigsten Farben der Bretter jüngeren Datums sind im ganzen Gebiet schwarz oder naturfarben für Verheiratete und blau für Unvermählte. Die Schrift auf Naturfarbe ist schwarz, auf schwarzem und blauem Grund weiß. In einzelnen Orten sieht man zweifarbige Bretter in passender Abstimmung: so in Leogang, Sonnberg und Rain bis nach Hütten, wo der Brauch schon völlig abgekommen ist.

Diese Bretter sind durchwegs verhältnismäßig klein, geradlinig mit abgeschrägten Ecken; von der Grundfarbe (die meist braun gehalten ist) hebt sich ein helles Schriftfeld ab, fast immer noch durch eine Randlinie (mit gleichfalls abgeschrägten Ecken) vom Grund deutlich abgesetzt. Ebenso deutlich tritt die Schrift hervor, die wieder in einer anderen Farbe gehalten ist. Der Grund ist

*) Im ganzen Verbreitungsgebiet übliche Bezeichnung.

**) Nur in Au bei Lofer gebräuchliche Bezeichnung.

in verschiedenen Farben gehalten: schwarz, braun, ockergelb, blau (auch hellblau) oder grün. Das Schriftfeld ist davon deutlich unterschieden. Es ist z. B. gelb oder blau bei schwarzem oder braunem Grund, gelb oder schwarz auf hellblauem Grund, braun auf grünem Grund usw. Die Schrift ist auf hellem Schriftfeld meist schwarz, auf dunklem gelb oder weiß.

Eine eigenartige Farbbehandlung findet sich auch in Rams-eiden, wo die — abweichend geformten — Bretter helle gelbliche Farbtöne aufweisen und schwarze Randlinien, Verzierungen und Schrift haben. Die unteren Ecken zeigen aus den Randlinien herausgezogene kleine Verzierungen.

Auf den meisten Brettern jüngeren Datums sehen wir zwischen den beiden Schrifthälften in der Mitte entweder einen Trennungsstrich, der bisweilen in eine Verzierung ausläuft (z. B. in Ramseiden), ein Heiligenbild (wie einen Ecce homo in Rams-eiden, einen hl. Josef in Leogang, Rosental Nr. 8), einen Kranz aus palmenartigen Zweigen, der bei Männern das Monogramm Christi, bei Frauen das Monogramm Mariens umrahmt (Fig. 7, 8, 9, 10).

In einem Falle — es handelt sich um den Leichladen eines früh verstorbenen Kindes — schließen zarte Blütenzweiglein den Text ab (Alm, Stadel hinter der Kirche). Sonst bilden drei Kreuze und die Buchstaben R. I. P. den Abschluß.

Die Entwicklung des Textes nahm ihren Anfang bei den gekerbten Anfangsbuchstaben und Jahreszahlen; dazu traten bald die nähere Bezeichnung des Standes, das Sterbedatum, die Angabe des Alters und ein Gebet oder die Buchstaben R. I. P. nebst drei Kreuzen.

Je mehr die Entstehungszeit der Laden sich der Gegenwart nähert, desto umfangreicher wird der Text. Als Einleitung und Überschrift tritt die Bezeichnung „Gedenkladen“, „Gedenkbrett“, „Leich(en)brett“, „Leichladen“ oder „Christliches Andenken“ an die Spitze des Textes. Daran schließt sich der Name, mit der Überschrift verbunden durch die Worte „des (der) ehrengeacht(et)en Herrn (Frau, Jünglings, Jungfrau“ oder „der Unschuld“ für verstorbene Kinder. Es folgen nähere Angaben, wie z. B. die Mitgliedschaft bei verschiedenen Verbänden („10jähriges Mitglied der Jungfrauenkongregation“, Rain Nr. 6 bei Ostertor, Alm), daran reiht sich Stand oder Stellung und Herkunft des Verstorbenen. So heißt es: „Jaglbäuerin“, „Jaglbauerntochter“, „gewesene Bauerntochter von Unterhaus“, „gewesener Knecht in Unterdeuting“, „Ursula Mühlauer, geborene Madreiter, geweste Bäurin von Ihrach“, „Matthias Hortenkirchner, Brining Sohn in Dienthen, Dienstknecht von Hinterrain“. In einem Falle fehlt

sogar die Angabe des Namens: „Leichladen des ehrengachten Ausdrag Bauer von Martlgut in Grifß“ *) (Leogang, Stadel bei Haus Nr. 11). Bemerkenswert ist die sprachliche Ausdrucksweise. So lesen wir „Ehrengacht“ für geachtet, „gewest“ für „gewesen“ und „hintergebener“ für „gewesener“.

Der Text wird sodann weitergeführt durch die Sterbedaten, in unserer Zeit gleichfalls mit der Angabe näherer Umstände versehen, wie z. B. „Leichladen der ehrengachteten Frau Eva Goiger, geb. Gaffner, geb. am 12. November 1873, welche nach kurzer Krankheit und Empfang der hl. Sterbesakramente am 20. Jänner 1944 selig im Herrn verschieden ist. Herr, gib ihr und allen verstorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe!“

Aus diesen Erweiterungen ist die Anlehnung des Textes an den Wortlaut der Partezettel und Sterbebildchen klar zu erkennen. Wo der Text nur aus diesen Angaben in Prosa besteht, ist er fortlaufend geschrieben; meist steht in der ersten Zeile „Christliches Andenken an den (die) ehrengachten (ehrengachte)“, in der zweiten Zeile folgt „Herrn“ (Frau, Jungfrau, Jüngling) mit dem Vor- und Zunamen. Die nächsten Zeilen mit den weiteren Daten sind über die ganze Länge des Brettes fortlaufend geschrieben.

Wo zum Prosatext Verse treten, steht die Prosa links, die Verse rechts, meist in der bereits besprochenen Weise von einander getrennt.

Die Verse selbst kann man in der Hauptsache als Volksdichtung ansprechen, zum kleineren Teil als volkstümliche Dichtung. Die Verfasser sind fast nie zu ermitteln, nur von ganz vereinzelt Sprüchen und Spruchteilen ist der Dichter greifbar.

Fragen wir uns nun, woher die Sprüche zum Beschriften der Bretter genommen wurden. Zunächst kann man feststellen, daß sie aus einer gemeinsamen Quelle stammen müssen, weil gewisse Sprüche — in jeweiliger zweckentsprechender Abwandlung — immer wieder vorkommen. Diese Quelle zu finden, war nicht ohne Schwierigkeiten. Es war viel Wandern, Forschen und Fragen erforderlich, bis endlich eine Person gefunden war, die solche Quellen in Händen hält: es ist die schon erwähnte Frau Katharina Mitteregger, aus deren Hand die letzten Bretter in Alm stammen. Sie hat die Hefte, in denen solche Sprüche verzeichnet sind, von einem verstorbenen Pfarrer geerbt. Es sind insgesamt drei Sammlungen, in denen sich die meisten Sprüche finden. Sie sind ursprünglich nicht für Leichbretter bestimmt, sondern für Sterbebildchen; daher sind sie auch meist länger als die meist

*) Rechtschreibung des Originals beibehalten!

6—8 Zeilen umfassenden Totenbrettersprüche. Die eine Sammlung ist von der Buchdruckerei Hans Burgstaller, Kufstein, Tirol, herausgegeben unter dem Titel „Verse, Gebete und Sprüche für das christliche Sterbe- und Andenkenbild“. Die zweite heißt „Sterbebilderverse, Gebete und Sprüche“, gesammelt von der Buchdruckerei Zaunreith, Salzburg. In diesen beiden Heftchen sind fast alle Sprüche der Gegend enthalten. Nur ganz vereinzelt lesen wir hin und wieder etliche Zeilen aus der dritten Sammlung, deren Verfasser unbekannt ist. Sie heißt „Dechant Josef Kostenzers Volksdichtungen“, gesammelt und herausgegeben von Karl Hechenblaickner (Selbstverlag). Diese Sammlung enthält Gedichte für die verschiedensten Gelegenheiten, darunter auch Grabreden und Sprüche für Sterbebildchen. Aus diesen Gedichten sind nun mitunter einige Zeilen als Leichbrettinschrift verwendet, doch nur im engsten Bereich von Saalfelden. Die einzelnen Sprüche und Gedichte sind in allen drei Sammlungen mit Nummern gekennzeichnet. Die Verse aus ihnen werden hier mit den Bezeichnungen I, II und III und der Nummernangabe in der Sammlung zitiert.

Es ist einleuchtend, daß die Sammlung III einen anderen Charakter aufweist als I und II. Bereits in den dreißiger Jahren fielen sie besonders auf durch ihren predigenden Ton, wie z. B. die Zeilen

Diese Jungfrau hat es euch bewiesen,
drum wird sie glücklich nun gepriesen.
Ihr Jungfrau'n alle zu Saalfelden (auf dem Brett unleserlich)
an diesem Grabe laßt euch melden:
Seid sittsam, einfach stets im Kleid
und schaut auf Gott, nicht auf die Leut!

(Der Spruch ist nur mehr nach einzelnen Worten ergänzbar.)

Der Inhalt der Sprüche gibt durchwegs Zeugnis von dem tief religiösen Empfinden des Volkes: zu der Klage um den bitteren Verlust gesellt sich meist der Trost der Erlösung von allem Leid und der Erlangung ewiger Himmelfreuden. Dazu kommen oft Angaben über das Leben der Verstorbenen, allgemeine Betrachtungen über das Leben, den Tod als unabwendbare Notwendigkeit, die Hinfälligkeit alles Irdischen, aber auch die Bitte um Fürbitte im Gebet und die Mahnung, selbst des Todes eingedenk zu sein und ein frommes, christliches Leben zu führen.

Die Versform der Sprüche ist durchaus volkstümlich: es sind vierhebige Verszeilen mit gekreuzten oder paarweisen Reimen.

Die meisten Sprüche wenden sich direkt an den Leser. Einzelne enthalten allgemeine Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen ohne sich direkt an den Leser zu wenden.

Die Gestaltung des Inhaltes ist verschieden: einmal sind nahezu dramatische Gespräche angedeutet, indem mitunter der Tote den Lebenden anspricht (A), bisweilen wendet sich der Lebende an den Verstorbenen (B). Daraus entwickelt sich in manchen Sprüchen ein Zwiegespräch (C).

Wieder in anderen Sprüchen wird über das Leben und die Todesart des Verstorbenen etwas ausgesagt (D); hie und da finden sich darin Anspielungen auf historische Ereignisse aus der Zeit, da der Verstorbene noch lebte (wie z. B. aus dem Weltkrieg) oder auf persönliche Schicksale.

Lyrischen Charakter tragen die Sprüche, in denen die Hinterbliebenen über das Leben, die treue Pflichterfüllung, die aufopfernde Fürsorge der Verstorbenen in lobendem Tone berichten oder für sie beten (E). Dasselbe gilt für die teils mehr philosophisch gehaltenen Betrachtungen über die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens (F), teils für religiöse Sprüche.

Nach diesen Gesichtspunkten angeordnet, folgt hier eine Aufstellung der gesammelten Sprüche. Die allenfalls beigefügten römischen Zahlen mit der folgenden Ziffer bezeichnet die Zugehörigkeit zu einem der drei Sprüche.

Zu A): Gedenke an den Tod

und bet' für mich zu Gott! (Kollingwald, Baum, 1890).

Sehr häufig kommt der schlichte Spruch vor:

Wer an diesem Leichnbrett
einsam hier vorübergeht,
möge meiner hier gedenken,
mir ein Vaterunser schenken.
Erbarmt euch meiner Seele,
die ich euch hier anempfehle! (III, 40). (Ramseiden).

Die letzten beiden Zeilen sind auf den Brettern selten zu finden.

Abschiedsworte enthalten die folgenden Verse:

Sprecht: es ist vollbracht,
mein Jesus, nimm mich auf!
Fahr hin, du Welt!
Ihr Kinder, gute Nacht!
Es ist vollbracht!

Mich ruft der Herr, nun muß ich scheiden,
zu End schließt sich mein Lebenslauf,
nach kurzem Glück, nach langem Leiden
nimmt mich der Herr in Gnaden auf.
So war's bestimmt in Gottes Plan,
was Gott tut, das ist das ist recht getan. (II, 36).

(Weg Kollingwald—Breitenbergham.)
O du liebes Weib und Kinder mein,
ich kann jetzt nicht mehr bei euch sein.
Dem lieben Gott hat es gefallen,
mich zu trennen von euch allen. (Schluß unleserlich.)
(Hölzerne Wegkapelle an der Straße Alm-Hintertal.)

Die Fortsetzung lautet (nach II, 128):

Ihr standet weinend um mich her,
kein Trost war wohl für euch jetzt mehr,
als nur ein einstiges Wiedersehn,
wenn wir alle aus dem Grabe gehn.

An den Abschied schließt sich die Bitte um ein frommes Gedanken:

Liebe Kinder und auch Freunde, denket alle mein,
Schließt auch ins Gebet mich ein,
auch ich vergeß euch alle nicht
Vor Gottes Angesicht. (Alm, Stadel am Weg hinter dem Friedhof.)

Häufig finden wir Worte des Trostes an die Hinterbliebenen:

Was wollt ihr euch betrüben,
daß ich zur Ruh' gebracht?
Seid still, ihr meine Lieben,
Gott hat es wohl gemacht.
(Straße von Saalfelden nach Lofer, Stadel.)

Gattin (Gatte), Kinder, weinet nicht,
ich habe ja ausgelitten,
Sterben ist ja Menschenpflicht,
ach, da hilft kein Bitten. (Ebenda.)

An die Eltern richten sich ergreifende Abschiedsworte des Kindes:

Ein früher Tod ein frühes Glück.
Liebste Eltern, ruft mich nicht zurück,
ich lebe noch und liebe euch
in Gottes schönem Himmelreich. (Alm, Stadel hinter der Kirche.)

Rührt nicht, ihr meine Eltern,
auf in diesem Erdengrund,
denn euch ruft zur Auferstehung
einst der holde Schöpfermund. (Breitenbergham, Stadel, 1892.)

Vater (Mutter), wenn die Mutter (der Vater) fragt:
„Wo ist unser Liebling hin?“,
wenn sie (er) weinet, wenn sie (er) klagt,
sag, daß ich im Himmel bin!

Dieser Spruch kommt öfters vor auf Leichladen von Kindern, und zwar in Abwandlung, wobei einmal der Vater die Mutter, ein andermal die Mutter den Vater trösten soll. (Alm, Griefsbachwinkl 18, Alm, Stadel hinter dem Friedhof.) II, 148.

Die Lücke, die durch den Tod des Vaters oder der Mutter in der Familie gerissen ist, kann nur Gott wieder schließen:

O Gatte (Gattin), Kinder, weint doch nicht,
Gott selber nun erfüllt die Pflicht,
die ich euch noch erweisen soll.
Drum, teure(r) Gatte (Gattin), lebe wohl!
(Almdorf, Hof, Kollingwald.)

Als Erlösung und Befreiung von allen Sorgen der Welt wird der Tod aufgefaßt in folgenden Sprüchen:

Jetzt hab' ich überwunden,
ich bin nun schmerzsfrei,
die langen Leidensstunden
sind alle jetzt vorbei. (Straße Alm—Hintertal, Stadel, 1890.)

Aus der Welt bin ich gereist,
von den Kindern still beweint,
zu Gott, der uns den Lohn verheißt
und mit den Sel'gen auch vereint.
Der Welt ihr Lohn hat keinen Wert,
der Leib ist in dem Grab versenkt.
Das ist der Schluß, den Gott selbst macht,
o Mensch, die Ewigkeit betracht'!

Daß die Welt ein Kreuzweg ist,
das hab' ich schon erfahren,
weil ich so viel leiden muß
in meinen jungen Jahren. (Stadel gegenüber Babing Nr. 8, 1885.)

In manchen Versen wird der Tod selbst angesprochen:

O Tod, du bist mir nicht zu bitter,
du bist der Weg ins bess're Land.
Du führst durch Stürme und Gewitter
mich hin ins ewige Heimatland.
(Stadel gegenüber Babing Nr. 8; Alm, hinter der Kirche, Stadel, 1908.)

So werd' ich denn zum frühen Raube
in meiner Blüte, dir, o Tod,
doch nein, durch dich führt mich der Glaube
nur hin zu dem ersehnten Gott.
Du raubst mir nichts, du gibst mir viel,
ich suche ja nur Gott, mein Ziel. (Leogang, Rosental Nr. 8.)

Bisweilen freilich erscheint der Tod als Abberufung von einem unvollendeten Werk.

Es naht die Stunde, ach, wie eilig,
noch manches hätt' ich gern vollbracht,
doch ruft mich Gott, der Ruf war heilig,
mein Erdenleben ist vollbracht.
O liebe Gattin, Kinder, Geschwister,
vergeßt im Gebet nicht mein!
Lebt wohl, es muß geschieden sein!

Die Mühsale des Lebens werden oft erwähnt:

Jeder Abend, jeder Morgen
bringt dem Bauer neue Sorgen,
doch Jesus, der einst das Kreuz getragen,
half mir in des Lebens Plagen.
Dieser, Kinder, wird euch nie verlassen,
nicht im Leben, nicht im Tod,
und Maria wird euch umfassen
jetzt und in der letzten Not. (Alm, Weg zum Waldhaus, 1918.)

Schließlich erhebt sich die abgeschiedene Seele zum Gebet:

Ich freue mich, Herr Jesu Christ,
daß du erhöht im Himmel bist,
dort ist auch mir ein Ort bereit,
bei dir zu sein in Ewigkeit. (Alm, ebenda, 1907.)

Die verklärte Seele erkennt die Nichtigkeit des Irdischen:

Fort aus der Welt! Sie gibt nur Schein und falsche Freuden,
Sie ist voll Falschheit, Trug und Leiden.
Die Welt hat nichts, was mir gefällt.
Fort aus der Welt! Dem Himmel zu!
(Alm, Brechelstube bei Krallerwinkl 1.)

Tröstend stellt der Verstorbene den klagenden Angehörigen die Seligkeit des Himmels vor Augen:

Weinet nicht an dieser Stelle
über dieses mein Geschick.
Was hier dunkel, wird dort helle,
Leiden hier wird höchstes Glück. (Alm, Haus Nr. 5.)

Der Tod drückt müde Augen zu,
er führet ein zur ew'gen Ruh'
und zu des Himmels Glanz und Licht.
Drum, meine Teure, weinet nicht! (Ebenda.)

In zahlreichen Sprüchen wendet sich der Überlebende an den Verstorbenen. Aus diesen Versen spricht Schmerz, aber auch Hoffnung auf ein Wiedersehen in der Ewigkeit:

(B) Sanfte Ruhe, heit'rer Frieden
Sei dir, Vater nun beschieden
Für dieses Tränentaales Leiden
Lohne dir Gott mit Himmelsfreuden!

Schlicht und einfach war dein Leben,
treu und redlich all dein Streben,
in Fleiß und Arbeit Tag für Tag
unverdrosen, unverzagt,
Ein schweres Leben war dir beschieden,
nun ruhe aus in Gottesfrieden!

Gute Mutter, ruhe sanft in Himmelsfrieden,
Du hast im Glauben ausgeharrt;
wir seufzen still zu dir hinauf,
Sind wir gleich jahrelang geschieden,
eine Stunde hebt die Trennung wieder auf.

Die Erde deckt nun deine Hülle,
ja, unser Liebstes deckt sie tief,
doch es geschehe des Höchsten Wille,
der diese Jungfrau zu sich rief.

Teurer Mann, geliebter Vater,
schmerzbewegt stehn wir an deinem Grab,
allzu früh hast uns verlassen,
allzufrüh sankst du hinab.

Bitt für uns, daß wir ertragen,
des Lebens Leid und Weh'n,
bis wir am Throne Gottes
vereint uns wiederseh'n.

Früh nahm des ewigen Gärtners Hand
dich, reine Jungfrau in die Ewigkeit,
O möge der Herr zum Auferstehn
dich schmücken mit der Unschuld Kleid!

So still und friedlich war dein Leben,
Gebet und Arbeit deine Freud',
nun möge Gott dafür dir geben
als Lohn des Himmels Seligkeit!
Sanft ertrugst du deine Leiden,
als der Herr so schnell dich nahm,
schmerzvoll, teure Schwester, war dein Scheiden,
als die Todesstunde kam.

Sanft bist du heimgegangen
in Gottes Herrlichkeit,
hast glücklich überwunden
die Leiden dieser Zeit,
daß kein Schmerz dich ferner quäle,
rief dich Gott ins Vaterhaus,
ruhe nun, du gute Seele,
von den schweren Leiden aus! (II, 39.)

Oft tritt dazu das Lob über das ehemalige Wirken des Verstorbenen — eine *laudatio funebris* unserer Tage.

Ein schneller Tod war dir beschieden,
der Hand entfiel der Pilgerstab,
so magst du nun in sel'gem Frieden
ausruhen in dem stillen Grab,
bis wir in jenem Auferstehn
uns alle selig wiedersehn.

Für die Mühen schwer,
die du ertrugst auf Erden,
möge Gott nach diesem Leben
dir die ewige Ruhe geben!

Warst eine Mutter treu und gut,
Tag für Tag voll Arbeitsmut,
(aufwärts) blickte sie in Leiden,
denn zu Gott war ihre Bahn,
(Er rief sie zu des Himmels) Freuden (ergänzt).

O Vater, du hast ausgelitten,
dich drückt kein Kummer mehr, kein Leid,
und siegreich hast du dir erstritten
die Palme ewiger Seligkeit.
Im Grab ist Ruh', im Leben Schmerz,
ruhe sanft, du treues Herz!

Noch danken wollen deine Kinder,
weinend dir hier, Vater mild,
für alle Güte, Sorg' und Liebe;
laß keimen diese edlen Triebe!

O schlummre sanft, du treue Gattin,
hinüber in ein bess'res Land!
Was du getan, was du gelitten,
ist mir am besten wohl bekannt.
Ruhe sanft in Gottes Frieden,
liebste Gattin, ruhe aus,
deine Lieb' und Sorg' hinieden
lohn dir Gott im Vaterhaus!

In den letztgenannten Sprüchen findet sich ganz deutlich ein Niederschlag eines ganz alten Totenkultes: des sogenannten „Pfüatens“, d. h. des Abschiednehmens von dem Toten, ehe er im Sarg aus dem Haus getragen wurde.

Im Zusammenhang damit wird der Tote oft selig gepriesen:
Selig alle, die im Herrn einschliefen,
selig, Vater, selig bist auch du,
Engel schlingen dir den Kranz und riefen
und du gingst in Gottes Ruh'.

Ein schneller Tod war dir beschieden,
der Hand entfiel der Pilgerstab,
so magst du nun in sel'gem Frieden
ausruhen in dem stillen Grab,
bis wir in jenem Auferstehn
uns alle selig wiedersehn.

Was du gewirkt in deinem Leben
war Liebe nur und treues Müh'n,
dein Geist mag froh zur Heimat schweben,
dir soll die Palmenkrone blüh'n,
den Frommen schreckt nicht der Tod,
ihr Tagewerk ist aus,
nun ruft sie der gerechte Gott
zu ihrem Sohn nach Haus.

Du hast nun, Vater, ausgestritten
den harten Kampf im Pilgerkleid.
Für alles, was du hast gelitten,
wird dir der Lohn der Ewigkeit.

Sanfte Ruhe, heil'ger Frieden
sei dir, Vater, nun beschieden.
Für dieses Tränentales Leiden
lohne dich Gott mit Himmelsfreuden!

Der Gedanke, daß der Tote nun alles Leid überstanden hat, klingt meist aus in Bitte oder Wunsch nach der Vereinigung im Jenseits.

Sanft bist du heimgegangen
in Gottes Herrlichkeit,
hast glücklich überwunden
die Leiden dieser Zeit.

Bist du nun erhoben
zu großem Himmelsglück,
so zieh auch uns nach oben,
denk von dort an uns zurück!

Damit verbindet sich auch der Wunsch, alle Wohltaten mögen dort vergolten werden, oft auch die Versicherung ewigen Gedenkens.

Wir können nimmer euch vergelten,
wie ihr uns herzlich habt geliebt,
euch lohne in den bess'ren Welten
des Vaters Hand, die ewig gibt.

Ruhe sanft in Gottes Frieden,
liebster Gatte, ruhe nun aus!
Deine Lieb' und Sorg' hienieden
Lohn' dir Gott im Vaterhaus!

Wer kann den Augenblick des Scheidens messen,
wer gibt uns Trost in unser wundes Herz?
Die Liebe ist's, du bleibst uns unvergessen,
denn wir, die Deinen, fühlen tief den Schmerz.

Früh Verstorbene lassen den Schmerz meist desto tiefer empfinden.

Früh nahm des ewigen Gärtners Hand
dich, reine Jungfrau, in die Ewigkeit,
O möge der Herr zum Auferstehen
dich schmücken mit der Unschuld Kleid!

Aber auch der verstorbenen Mutter und Frau wird ein besonderer Nachruf gehalten.

Einfach freudiges Gemüte,
unentwegter Schaffendmut,
unter deiner Kraft und Güte
stand dein Haus in treuer Hut.
Dank und Kindesliebe halten
dir ein warm Gedenken wach.
Deinem mütterlichen Walten
gehn Gebet und Tränen nach.

Nur in ganz seltenen Fällen entspinnt sich aus der Rede des Lebenden und der Antwort des Verstorbenen ein Zwiegespräch.

Vater, du bist heimgegangen,
schlumm're sanft in Himmelsruh'!
Vom Lande, wo kein Bangen,
ruft ermunternd sie uns zu:
Liebe Gattin, Kinder, laßt das Weinen!
Ich ging ja nur voraus.
Alle werden wir uns einen
in dem großen Heimathaus!

In vielen Sprüchen erzählen die Lebenden über das Leben des Verstorbenen oder sie beten für ihn.

Großer Gott, du wirst uns geben
dort mit ihm ein Weiterleben,
daß wir all uns wiederseh'n
und selig zu dir, Jesus, geh'n.

Nach schweren Leidens Kampf hienieden,
den du, o Herr, ihr hast beschieden,
schenk ihr von deinem Gnadenthron
die heißersehnte Siegeskrone!

Schmerzhaft war die Lebenszeit,
sanft jedoch sein Ende.
Getrost gab er den Geist bereit
in seines Schöpfers Hände.
Ruhe sanft, wenn auch in herbem Kummer
wir dein Leichenbrett umstehen,
denn nach der Verwesung Schlummer
hoffen wir ein frohes Wiedersehen.

Besonders innige Töne werden angeschlagen, wenn ein Kind
beklagt wird. Dabei schlägt der Gedanke durch, daß es dem Kind
als Engel im Himmel wohl ergehe.

O seht das Kind,
so lieb und lind
von Engels Arm getragen!
Aus Nacht und Not
hinauf zu Gott,
o Glück, das nicht zu sagen!

Ein Blümlein schön und wunderbar,
das hienieden uns're Freude war,
es flog ein Bot' von Gott gesandt,
trug 's Blümlein in ein bess'res Land.

Verhaltener Schmerz spricht aus der Betrachtung des Lebens
einer verstorbenen Mutter und Gattin.

In Gottes Willen fromm ergeben,
vertrauensvoll auf seine Huld,
beschloß sie christlich schön ihr Leben,
ein Bild des Glaubens, der Geduld.
O laßt uns ihren Weg auch gehen,
bis wir dereinst sie wiedersehen!

Nichts kann dir so zu Herzen gehen
als eine Mutter sterben sehn,
denn ihre Sorge für und für,
und ihre Lieb', sie gilt nur dir.

Ein letztes Lächeln noch im Blick,
sie geht in Gottes Hand zurück,
und gäb' es nicht ein Wiedersehn,
man müßt' vor Gram und Schmerz vergehn.

Was Gattin und Mutter uns gewesen,
steht sonst nicht zu lesen.
Eingeschrieben wie in Erz
ist es in des Gatten und der Kinder Herz.

In ähnlicher Weise klingt die Klage um den toten Vater:

Wie ist das Scheiden — ach — so schwer,
wie wird das Haus so öd und leer,
wie weint sich Aug' und Herz so wund
bei eines Vaters Sterbestund'.
Sanft ruht der gute Mann,
als Bauer, Vater und Christ,
hat er getreu getan,
was recht und edel ist.

Wer's nie empfand, kann nicht verstehen
den Schmerz, die Mutter sterben sehn,
und jenes Herz ein schlechtes ist,
das Mutterlehre je vergift.
Vom Muttergrab zum Himmel auf
heb' tränenfeucht den Blick hinauf,
falt' still die Händ' und bet' für sie,
vergelt ihr Gott die Treu' und Müh'!

Mitunter enthalten die Sprüche auch nur allgemeine Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und den Trost der Vergeltung aller guten Taten in der Ewigkeit. Bisweilen finden sich auch eingestreute Mitteilungen über besondere Einzelschicksale.

Er war ein schlichter Bauersmann,
hat redlich seine Pflicht getan,
bei seiner Arbeit früh und spät,
und nicht vergessen aufs Gebet.
Eines war für dich so schwer:
dein Leiden von dem Kriege her.
Nun klopft der Heiland an die Tür:
„Josef, komm und folge mir!“
(1952), die letzten 4 Zeilen dazugedichtet von Katharina Mitteregger.

Scheiden — ach — zerreißt das Herz,
bitter ist der Trennung Schmerz,
aber wonnereich und schön
ist ein frohes Wiedersehn.

Auf Erden ist kein bleibend Glück,
wir blüh'n nur einen Augenblick
und fallen gleich der Rose ab,
sie blüht und welkt und sinkt ins Grab.

Glück und Unglück, Leben und Tod,
Leid und Freud kommen von Gott.

Heil dem Weibe, das mit Treue
seinen Mann von Herzen liebet
und mit jedem Tag aufs neue
all die harten Pflichten übet.
Himmelsfreude, Himmelsfrieden
hat Gott solchem Weib beschieden.

O Wiederseh'n, Wiederseh'n,
du himmlisches Wort!
O, wir werden uns einst wiederseh'n,
dort, wo Gott über den Sternen thron't,
wo Gerechtigkeit und Liebe wohnt.

Diese Betrachtungen klingen bisweilen aus in eine Mahnung
an die Lebenden, nur auf die ewigen Güter bedacht zu sein:

O nimm zu Herzen, du Jugend,
schnell geht das Leben dahin.
Strebe nach Weisheit und Tugend,
dies ist dein wahrer Gewinn!

Literatur zu den Totenbrettern im Lande Salzburg

Zusammenfassend:

Wilhelm Hein, Die geographische Verbreitung der Totenbretter
(Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIV,
1894, S. 56—71, mit 2 Taf.).

Einzelmitteilungen, nach den Erscheinungsjahren angeordnet:

R., Leichbretter. Eine Volkssitte aus dem Salzburgerischen (Heimgarten,
Bd. III, 1879, S. 716)¹⁾.

Wilhelm Hein, Totenbretter aus Maurach bei Zell am See (ZÖV
Bd. I, 1895, S. 64).

Marie Eysn, Totenbretter aus Salzburg (Zeitschrift des Vereins für
Volkskunde, Bd. VIII, Berlin 1898, S. 205—209, 2 Abb., 2 Tafeln).

Friedrich Stolz, Über die Leichenbretter im Mittel-Pinzgau (ZÖV
Bd. IX, 1903, S. 237—239).

Karl A. Romstorfer, Leichenbretter in Saalfelden (ZÖV Bd. XI,
1905, S. 116—118).

Derselbe, Leichenbretter aus Reichenhall und Seekirchen (ZÖV Bd. XI,
1905, S. 194—195).

Ernst Hamza, Totenbretter im Salzburger Tennengau (Deutsches
Vaterland, Bd. III, Wien 1921, S. 88—92, mit 6 Abb.).

¹⁾ Die mit „R“ gezeichneten kleinen Beiträge im „Heimgarten“ stam-
men vom Herausgeber der Zeitschrift, Peter Rosegger selbst.

Das Spielberger Kreuz nächst Melk

(Mit 2 Abbildungen)

Von Franz H u t t e r

An der Bundesstraße 1, ehemem Reichs- oder Poststraße genannt, steht bei der Abzweigung der nach Spielberg führenden Bezirksstraße (Kote 250) ein sehr beachtlicher Tabernakelpfeiler. In Band III der Österr. Kunst-Topographie wird diese prachtvolle Steinmetzarbeit wie folgt beschrieben (S. 169):

„Grauer Sandstein, über Stufen vierseitiges Postament, zwischen zwei Gesimsen, darüber Säule, deren unteres Drittel mit Cherubsköpfen verziert ist, während die oberen zwei mit gedrehten Kannelüren versehen sind. Kelchkapital mit seitlichen Voluten, darüber über klassizierendem Gebälke und ausladender Deckplatte vierseitiges Tabernakel mit Relief an jeder Seite: Christus am Ölberg, die Geißelung, die Kreuztragung, die Kreuzigung. Darüber über ausladender Deckplatte, spitzes Steindach mit Madonna und Kind als bekrönender Figur.“

Als Errichtungszeit gibt die genannte Kunsttopographie die Mitte des XVII. Jahrhunderts an. Dem Beschreiber des Spielberger Kreuzes ist es wohl entgangen, daß auf der würfelförmigen Standfläche der Marien-Statue auf je einer Seitenfläche eine Zahl eingehauen ist! Gegen Westen 1, Süden 6, Osten 2 und gegen Norden 5, welche aneinandergereiht das Errichtungsjahr 1625 ergeben. Die auf der Säule befindlichen verbleibenden Löcher lassen den Schluß zu, daß ehemem Laternen das Denkmal verzierten.

Die Errichtung des Kreuzes fällt in die Regierungszeit des Melker Abtes Reiner von Landau und mag wohl als Dankeszeichen für die verhältnismäßig gut überstandene Belagerung des Stiftes und Marktes Melk 1619 und der darauf folgenden Notzeit und Plünderungen durch die oberennsischen Stände und die wälonischen Söldner gehen.

Der Standpunkt dieser Passionssäule ist nicht von ungefähr, denn sie steht auf einem alten Grenzpunkt der Gemeindefreiheiten von Krems und Spielberg. Im Banntaiding von Spielberg um 1550 heißt es wörtlich: „es haben auch die (von) Melckh

mit kainer gewalt für das kreuz in der spilberg freuheit zu greifen“, während in der Beschreibung des Burgfriedens Melk's „alsdan hereinwärts bis zum ‚Steinernen kreuz‘“ zu lesen ist, was besagt, daß schon um 1550 ein steinernes Kreuz als Grenzpunkt der beiden Gemeinden gestanden hat. Allerdings ging die Bedeutung des Grenzkreuzes im Jahre 1955 insofern verloren, als durch eine einvernehmliche Verschiebung der Gemeindegrenzen nunmehr das Bildstöckel von der Grenze weitab steht. Es ist nicht uninteressant zu wissen, daß in den Urbaren der Melker Herrschaft über Melk und Spielberg das Kreuz vielfach bei Lagebestimmungen von Grundstücken angeführt wird z. B. „bei dem Spielberger Kreuz am breiten Stein“. In den ältesten Aufzeichnungen wird oftmals der „breite Stein“ als Grenzpunkt genannt! Es mag wohl hier, wie heute noch auf dem oberen Feldweg von Gossam nach Grimsing, eine breite Steinplatte, auf der ein einfaches Kreuz eingemeißelt war, gestanden haben, die durch das Setzen der Passionssäule einen Ersatz gefunden haben mag. Denn, im ältesten Maissauischen Lehenbuch um 1400 heißt es: Hanns Mullner von Spielberg, von einem Acker der „Ger“ genannt 3 Joch groß zu Melk beim Kreuz; ferner; Eberhard Muelbanger hat 2 Joch Acker beim Kreuz; weiters Conrad Schmid von Pielach hat einen Acker beim Kreuz „Ger“ genannt und endlich legt folgende Eintragung die Lage des „Kreuz“ und „breiten Stein“ klar dar: — Hanns von Ranna, 2 Lehen in Spielberg beim Kreuz, so man nach Loosdorf geht, in der Melker Pfarre. —

Noch vor 1948 stand die Passionssäule genau in der Straßengabelung der Bundesstraße 1 und der Spielberger Straße. Im Zuge des Baues der Umfahrungsstraße Melk und des Autobahnzubringers, wurde die Abzweigung nach Spielberg in der Weise saniert, indem man die Zufahrtsstraße nach Spielberg unmittelbar südlich, am Kreuzstöckel vorbei legte, wodurch eine weitaus bessere und sichere Verkehrslage geschaffen und das Denkmal außerhalb der Gefahrenzone gebracht wurde. Der Tabernakelpfeiler wurde auf seinem alten Standplatz (Grundbuch Melk Parz. 453/2) belassen. Bezüglich des Riednamen „Der Ger“, verweise ich auf die Erklärung Heinrich Weigl's, der sagt, „Ger“ bedeute ein keilförmiges Grundstück, eine Deutung, die hier voll und ganz zutrifft; stand doch das Kreuz vor der Straßenverlegung in der Tat an der Spitze eines keilförmigen Grundstückes. Dieser Deutung kann man aber folgende Überlegung zugesellen: handelt es sich vielleicht um eine Verstümmelung des Riednamen — der Gerber — das würde heißen, daß der Grundstückbesitzer eben ein Gerber war! Im Grundbuch des Stiftes Melk aus dem Jahr 1340 ist folgende Eintragung zu finden: — item idem de agro dicto pellifex XV denarios

— dicto pellifex — genannt der Gerber! pellifex albus = Weißgerber, pellifex niger = Lohgerber.

Von der Bevölkerung wird diese Passionssäule vielfach als eine Pestsäule bezeichnet, doch dies zu unrecht, denn in der Zeit von 1540 bis 1679 war keine Pest. Doch ich erinnere mich noch, wie uns Kindern erzählt wurde, daß in Spielberg die Pest wütete und war es verboten, daß die Spielberger nach Melk einkaufen gehen durften; daher stellte man beim Kreuz Tontöpfe mit Essig auf, in welche die Spielberger Münzen hinterlegten und den Melkern ihre Warenwünsche zuriefen. Die durch den Essig desinfizierten Münzen wurden entnommen, die Waren gekauft und bei den Töpfen wieder hinterlegt. Dies dürfte wohl die Ursache der Bezeichnung Pestkreuz gewesen sein. In der Tat wurden in den letzten Jahren in der nächsten Nähe des Spielberger Kreuzes an die 35 cm hohe Tontöpfe gefunden, ohne daß man einen Grund der an und für sich seichten Vergrabung bzw. Überackerung ersehen konnte! Nachweislich ist 1713 eine schwere Pestepidemie in Spielberg gewesen. Beim Straßenbau im Jahre 1893/95 Richtung Melk wurde bei der Einmündung des sogenannten Mühlweges am westlichen Dorfende, wo heute ein Betstöckel steht, im Muldenhang menschliche Skelette, Metallschnallen, Knöpfe usw. gefunden.

Bedauerlicherweise ist die nähere Umgebung des schönen Bildstöckels wie die Bildbeilage zeigt, völlig verwahrlost und bietet kein schönes Entree nach Melk. Mehrfaches Bitten um Sanierung der unmittelbaren Umgebung des Stöckels unter Hinweis der Denkmalerhaltung und des Fremdenverkehrs stießen bisher auf taube Ohren.

Zum Trofaiacher Maskenschnitzer Toni Scharf

Von Ernst Brogyanyi

Zu dem Beitrag von Wolfgang Haid über den Maskenschnitzer Toni Scharf möchte ich einiges aus eigener Erfahrung mitteilen¹⁾. Ich habe bei diesem Schnitzer sehr lange gearbeitet und auch den Prototyp, der nicht identisch ist mit der dargestellten Maske in Bild 1, selbst miterlebt, und zwar, wie diese Maske geschnitzt wurde. So weiß ich auch mit Sicherheit, daß die Maske auf der Abbildung links (Abb. 1) nicht der „Sommer“, sondern der „Winter“ ist, und umgekehrt²⁾.

Zu diesen Masken möchte ich nun noch bemerken: Die nahezu parallelen Schnitte für Haar und Bart stellen nach Scharfs Vorstellung die Eisnadeln dar. Er hat diese sogar an einer Maske einmal blau und in die Spitzen weiß verlaufend bemalt. Den Prototyp dieser Maske hat er kupfrig braun gebeizt und gewachst. Die Urform dieser Maske aufzusuchen wäre der Mühe wert, denn sie übertraf alle anderen haushoch.

Scharf selbst hat dazu keinen Vormittag gebraucht, um sie zu schnitzen. Ich weiß es heute noch sehr genau, daß er einmal um halb sechs Uhr eine Maske zu schnitzen begonnen hat, um sie ja noch bis acht Uhr fertig zu bringen, denn um diese Stunde war der Beginn des bekannten Trofaiacher Jägerballes angesetzt.

Die wenigsten seiner Masken wurden tatsächlich um den wirklichen, selbst nur um den handwerklichen Wert verkauft. Man nützte sein „Rauschigsein“ skrupellos aus, davor machte kein Stand halt. Am nächsten Tag wußte er so gut wie nie mehr, wer seine Maske nun besaß und ob er überhaupt etwas dafür bekommen hatte. Meistens werden es höchstens ein paar Viertel Wein gewesen sein.

Ich glaube aber dennoch nicht, daß sich Scharf etwa erst unter Alkohol-Einfluß so „dämonisch“ entwickeln konnte. Meiner Erinnerung nach konnte Scharf, wenn er getrunken hatte, kaum arbeiten, er war seiner Schnitzmesser kaum mächtig. Da war dann höchstens der Zufall am Werk. Das Wesen des Schnitzers Toni Scharf läßt sich meiner Meinung nach auf diese Weise nicht ganz erfassen.

¹⁾ Wolfgang Haid, Toni Scharf. Ein Maskenschnitzer aus Trofaiach (ÖZV Bd. XXII/71, 1968, S. 32 ff.).

²⁾ Die beiden Abbildungen sind erst im Druck verkehrt angeordnet worden. Abbildung 1 (links) stellt den Winter, Abbildung 2 (rechts) den Sommer dar.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum 1967/68

a) Verein

Der Verein für Volkskunde in Wien hielt am 22. März 1968 seine Generalversammlung 1968 ab, bei der über das vergangene Vereinsjahr folgender Tätigkeitsbericht vorgelegt werden konnte.

1. Mitgliederbewegung

Der Verein wies am 31. Dezember 1967 einen Mitgliederstand von 474 Personen und Institutionen auf. Das bedeutet gegenüber dem Vorjahr wiederum einen erfreulichen Zuwachs von 53 Mitgliedern. Unter seinen Mitgliedern zählt der Verein 3 Ehrenmitglieder und 27 Korrespondierende Mitglieder im In- und Ausland.

Der Verein hatte drei verstorbener Mitglieder zu gedenken: Dr. Franz Haller aus Wien, Dr. Cassio Castelpietra aus Mitterberghütten im Pongau und Professor Anton Scheiblin aus Wien. Der Verein wird das Andenken dieser langjährigen und treuen Mitglieder in Ehren halten.

Aus dem Verein ausgetreten sind zwei Mitglieder: HS-Direktor Josef Andessner, St. Martin im Innkreis, und Josef Harter, Radkersburg. Demgegenüber waren 1967 insgesamt 58 Neueintritte zu verzeichnen.

2. Vereinsveranstaltungen

Die Vereinsveranstaltungen fanden wieder regelmäßig jeden Monat statt. Versuche, die Folge von Vortragsabenden im Winterhalbjahr durch andersartige Darbietungen volkskundlicher Dokumentationen aufzulockern, erwiesen sich als erfolgreich, neben einem Filmabend fand ein erstes Photographen-Forum günstige Aufnahme. Darüber hinaus hat der Verein seine Mitglieder zur Teilnahme an volkskundlichen Tagungen eingeladen. In den Sommermonaten wurde das nun schon bewährte Exkursionsprogramm fortgeführt, durch das den Teilnehmern das weitere Umland von Wien in zunehmendem Maß volkskundlich erschlossen wird; besonderes Augenmerk wird auf diesen Fahrten immer wieder den recht wenig bekannten heimat- und volkskundlichen Museen und Sammlungen **geschenkt**.

Im einzelnen fanden folgende Veranstaltungen statt:

10. März 1967: Vortrag von Univ.-Assistent Dr. Dietmar Assmann, Innsbruck: „Maria im Baum. Ein Kapitel Tiroler Wallfahrtskunde.“

22. April 1967: 16. Studienfahrt zur Hainburger Pforte und ins Marchfeld (Marchfeldmuseum in Weikendorf).

25. bis 28. Mai 1967: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1967 in Langenlois. Thema: „Volkskunde der Gotik.“

17. Juni 1967: 17. Studienfahrt in das mittlere Burgenland (Hafnerei in Stoob und Burgenländisches Freilichtmuseum im Aufbau in Bad Tatzmannsdorf).

6. September 1967: 9. Österreichischer Historikertag in Linz, Sektion für historische Volks- und Völkerkunde. Thema: „Most- und Weinbauvolkskunde.“

21. Oktober 1967: 18. Studienfahrt in das Weinviertel (Schloßmuseum Riegersburg und Heimatmuseum der Stadt Mistelbach).

17. November 1967: Vortrag Ing. Franz Maresch, Wien: „Das Strohdachdecken im Oberen Pielachtal (Niederösterreich)“, mit Dokumentarfilm.

15. Dezember 1967: 1. Fotografen-Forum mit Beiträgen von HObl. Hans Frühwald, Graz, Dipl.-Ing. Franz Maresch, Wien, Hans Peter Zelfel, Mödling, Kustos Dr. Maria Kundegraber, Wien, und HObl. Franz Schunko, Wien.

26. Jänner 1968: Vortrag Kustos Dr. Maria Kundegraber, Wien: „Die Hausindustrie in Gottschee und Unterkrain.“

1. März 1968: Landeskonservator Dr. Alfred Schmeller, Wien: „Das burgenländische Freilichtmuseum Bad Tatzmannsdorf.“

Der Verein darf an dieser Stelle wiederum dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs dafür danken, daß er durch Unkostenbeiträge die Einladung von auswärtigen Vortragenden nach Wien ermöglicht hat.

3. Vereinspublikationen

Das 4. Heft des Jahrganges XXI/70, 1967, der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ konnte noch im Dezember 1967 erscheinen, womit der Jahrgang termingerecht vor Jahresende abgeschlossen war.

Die dauernden Anstrengungen der Vereinsleitung, die Zeitschrift in regelmäßiger vierteljährlicher Erscheinungsweise und im gleichbleibenden Umfang von zusammen etwa 320 Seiten mit mehreren Bildtafeln zu dem seit 1956 unveränderten Preis von öS 72,— an seine Mitglieder (öS 96,— für die übrigen Bezieher) abzugeben, haben auch 1967 zu einer neuerdings kräftig angewachsenen Abonnentenzahl geführt. Gegenüber dem Vorjahr erhöhte sich der Stand um 49 Exemplare auf insgesamt 651 Abonnements (327 Mitglieder- und Direktabonnements, 120 Buchhandelsabonnements, 184 Tauschexemplare und 20 Pflicht- und Bibliotheksstücke). Um auch den ständig laufenden Einzelbestellungen gerecht werden zu können, mußte für das Jahr 1967 neuerdings eine Auflagen-erhöhung der Zeitschrift auf 800 Exemplare vorgenommen werden.

Als wissenschaftliche Publikation kann die Zeitschrift jedoch nur mit Hilfe von öffentlichen Druckkostenbeiträgen herausgebracht werden. Für die Gewährung der erforderlichen Beiträge im Jahre 1967 hat der Verein den Landesregierungen des Burgenlandes, von Niederösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien sowie dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs zu danken.

Das Nachrichtenblatt des Vereines „Volkskunde in Österreich“ erschien 1967 im zweiten Jahrgang und wurde abermals seiner Aufgabe als Verbindungsorgan der Vereinsmitglieder in Wien, in den Bundesländern und im Ausland gerecht.

4. Förderung von volkskundlichen Veröffentlichungen

Auf Antrag des Vereines für Volkskunde erschien 1967 im Verlag des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs die Dissertation von Christine Lauter, „Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen“. Bereits im Druck befindet sich die Arbeit von Peter Simhandl über „Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeispiele in den Volksschauspiellandschaften Österreichs und Süddeutsch-

lands“; mit dem Erscheinen dieses Buches ist 1968 zu rechnen. Ebenso konnte eine Subvention für das Buch von Norbert Wallner, „Deutsches Marienliedgut um 1800 in der ladinischen Talschaft Enneberg“, an den Verleger weitergegeben werden.

Regen Zuspruch fanden jedesmal die Sonderangebote älterer volkskundlicher Publikationen auf dem „Kleinen Büchermarkt“ des Nachrichtenblattes. Diese Aktionen bringen einen spürbaren Mehraufwand an Verwaltungsarbeit mit sich, doch erweisen sie sich angesichts eines offensichtlich vorhandenen literarischen Nachholbedarfes als nützlich, weshalb fallweise damit fortgefahren werden soll. Beispielsweise konnten von den direkt vom Verleger übernommenen Büchern von Viktor von Geramb, „Die Rauchstuben im Lande Salzburg“, und Hans Koren, „Pflug und Arl“, innerhalb von einem Jahr je 100 Exemplare zum Selbstkostenpreis an interessierte Mitglieder weitergegeben werden. Die Verbreitung und Förderung wissenschaftlicher volkskundlicher Literatur ist eine der Aufgaben unseres Vereins.

*

Der Kassier legte Rechenschaft über die Vereinsgebarung im Jahre 1967. Auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer erteilte ihm die Generalversammlung die Entlastung; zugleich wurde dem Kassier für die neuerlich geleistete Arbeit der Dank ausgesprochen.

Nach vorausgegangener Feststellung der Beschlussfähigkeit der Generalversammlung durch den Präsidenten konnte die im Jahre 1968 fällig gewordene Neuwahl des Vereinsausschusses sowie des Vereinsvorstandes durchgeführt werden. Der alte Vereinsausschuß wurde einstimmig wiedergewählt, der vom Vereinsausschuß vorgeschlagene Vorstand bestätigt. Auch die von der Generalversammlung vorgeschlagenen Rechnungsprüfer wurden einstimmig bestellt. Daraus ergibt sich für den Vereinsvorstand und den Vereinsausschuß für die nächsten drei Jahre folgende Zusammensetzung:

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt

1. Vizepräsident: Staatssekretär a. D. Prof. Dr. Karl Lugmayer

2. Vizepräsident: LH-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren

Generalsekretär: Kustos Dr. Klaus Beitzl

Ausschußmitglieder:

· Kustos Dr. Hans Aurenhammer

Oberrat Univ.-Doz. Dr. Ernst Burgstaller

Dr. Helene Grönn

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg

Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer

Kustos Dr. Maria Kundgraber

Sektionsrat Prof. Dr. Hermann Lein

Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl

Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni

HObl. Franz Schunko

Prof. Dr. Richard Szerelmes

Kassier: Ing. Franz Maresch

Rechnungsprüfer: Prof. Dr. Stephan Löscher

Dr. Martha Sammer

In Würdigung ihrer Verdienste um die wissenschaftliche Volkskunde wählte die Generalversammlung die Professoren Dr. Christo V a k a r e l s k i, Sofia, Dr. Joseph L e f f t z, Straßburg, und Dr. Kurt R a n k e, Göttingen, zu Korrespondierenden Mitgliedern des Vereines für Volkskunde in Wien.

*

Anschließend an die Generalversammlung sprach Museumsdirektor Dr. Franz C o l l e s e l l i, Innsbruck, über „Die Neugestaltung des Tiroler Volkskunstmuseums und der Aufbau seiner Studiensammlung“. Der Vortrag, der von instruktiven Lichtbildern begleitet war, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Klaus B e i t l

b) Museum

Die Hauptarbeiten für alle drei Gebäude des Museums wurden wie immer im Hauptgebäude in der Laudongasse durchgeführt. Dort wurden verschiedene Erneuerungs- und Sicherungsarbeiten in den Schauräumen (Hänger, Vitrinen, Verglasungen) wie in den Kanzlei- und Bibliotheksräumen geschaffen (Gasheizung). Die dort untergebrachte Hauptsammlung wurde im Berichtsjahr um 185 Nummern erweitert, so daß der gegenwärtige Bestand 63.805 Nummern beträgt. Der Großteil des Zuwachses entstammt Widmungen, Bilder, Graphiken und Stücke der Vergleichssammlung wurden mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht angekauft. Die ungefähr 20.000 Nummern umfassende Graphiksammlung konnte bis zur Nr. 11.826 weiterinventarisiert werden. Die Photothek des Museums hatte einen Zuwachs von 1260 Positiven, so daß deren Stand derzeit 38.540 Nummern beträgt, die Diapositive wuchsen um 179 auf 5788 Nummern an. Die Bibliothek konnte im Berichtsjahr schließlich den Stand von 20.000 Nummern erreichen. Für die dringend notwendige Sachkartei der Bibliothek wurden eigene Karteikasten angeschafft.

Während die Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster unverändert stehengelassen werden konnte, wurde das Schloßmuseum Gobelsburg um einen Raum erweitert, eine Sammlung Waldviertler Volkskunst, insbesondere altes Hafnergeschirr und dazupassende Möbel darin vorläufig aufgestellt.

Das Hauptgebäude wurde im Berichtsjahr von 3381 Besuchern, die Sammlung Religiöse Volkskunst von 714, das Schloßmuseum Gobelsburg von 2675 besichtigt. Das ergibt zusammen 6770 Besucher.

An eigenen Ausstellungen leistete das Museum im Berichtsjahr die Sonderausstellung „Arts populaires en Autriche“ im Österreichischen Kulturinstitut in Paris, die kleine Sonderschau „Altes Hausgerät“ in der Volkshochschule Favoriten und die große „Krippenausstellung“ im Kaufhaus Gerngroß in Wien. Die Ausstellung in Paris haben schätzungsweise 1500 Besucher gesehen, die Krippenausstellung (nach Aussage Dr. Mais) vielleicht 200.000. Das Museum beteiligte sich mit Leihgaben an folgenden Ausstellungen: Ikonen (Graz), Wein im Kuenringerland (Dürnstein), Essen und Trinken (Innsbruck), Niederösterreichisches Heimatwerk (Wolkersdorf), Schlesische Heimat (Wien), 700 Jahre Inzersdorf (Wien XXIII.), Niederösterreichische Volksmajolika (Wien I).

Alle laufenden Kataloge und Inventare wurden weitergeführt, der Graphikkatalog soweit ohne entsprechende eigene Kraft eben möglich. Aus der Inventarisierungsarbeit sind die beiden veröffentlichten Kataloge erwachsen: „Arts populaires en Autriche“ für die Pariser Ausstellung und „Sammlung Religiöse Volkskunst“ (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde Bd. XII) für die Sammlung im Ursulinenkloster. Mit dem letztgenannten Katalog konnte auch der Schriftentauschverkehr der Bibliothek in wünschenswerter Weise weitergeführt werden, da dieser (mit über 200 laufenden Zeitschriften usw.) weitgehend eben auf Tausch beruht. Wesentliche Teile dieses Tauschverkehrs werden durch die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde abgewickelt, deren Tausch- und Besprechungsexemplare zur Gänze der Museumsbibliothek anfallen.

Das Archiv des Museums ist im Berichtsjahr in stärkerem Ausmaß als bisher im Sinn einer volkswissenschaftlichen Dokumentation ausgebaut worden. Das Museum wird dadurch eher in die Lage versetzt, die sehr zahlreich anfallenden mündlichen und schriftlichen Anfragen sowohl von wissenschaftlicher als auch von allgemeiner Publikumsseite rasch zu beantworten. Soweit wie möglich wird dabei danach getrachtet, diese Dokumentation mit dem Zettelinventar abzustimmen, das weiterhin im Verweiskatalogsystem geführt wird.

Leopold Schmidt

In memoriam Karl Polheim (1883—1967)

Am 15. Dezember 1967 ist zu Graz Prof. Dr. Karl Polheim, weiland Ordinarius (seit 1929) für Neuere Deutsche Sprache und Literatur und Altrektor der Universität Graz still im 85. Lebensjahre entschlafen. Der Hauptteil seines wissenschaftlichen Werkes hat nach der Promotion von 1907 in jenen philologisch-literarhistorischen Untersuchungen seinen Niederschlag gefunden, zu denen Polheim in Berlin von seinen so bedeutenden Lehrern Andreas Heusler und Erich Schmidt angeregt worden war: „Neue Bruchstücke altdeutscher Texte aus österreichischen Bibliotheken“, die er kommentierte und gemeinsam mit Konrad Zwierzina 1919 herausgab; „Die lateinische Reimprosa“ 1925 und nochmals 1963; die anregende Untersuchung „Der Mantel“ mit der Widerspiegelung der Mantelgaben zumal in der mittelalterlichen Dichtung (Corona Quernea = FS f. K. Strecker, Leipzig 1941); usw. Ähnliche Text- und Motivanalysen, sozusagen als Blick in die Werkstatt des Dichters, hatte K. Polheim schon 1912 am „Armen Heinrich“ versucht und sie dann an Paul Ernst, dem norddeutschen Wahlsteierer, in diesen beiden Schriften angewendet: „Der denkende Dichter“ (St. Georgen an der Stiefing 1948) und „Paul Ernsts Straßenraub-Novelle als Kunstwerk und in ihrer Entwicklung betrachtet“ (Graz 1962).

All diese philologisch-kritische Arbeitsweise hat K. Polheim auch aus einem ganz persönlichen Verhältnis zu dem, was man gemeinhin „Text“ nennt und was für ihn trotz mancherlei anderer Interpretationsmöglichkeiten, die er wohl kannte und nicht ablehnte, dennoch immer das Wesen des Tradierbaren blieb, auch in weiten Bereichen jener „Volksdichtung“ angewendet, mit der ihn ständiges Interesse, ja eine tiefe Liebe verband, auch wenn seine jahrelangen Bemühungen darum Torso geblieben sind. Neben der nach Temperament und Darstellungsweise völlig anders gearteten, mehr emotionell bedingten Arbeitsweise seines Kollegen

Viktor v. Geramb hat K. Polheim in den Grazer Vorlesungen alternierend mit Geramb auch das gesamte Fach der „literarischen Volkskunde“ behandelt. Als nimmermüder Anreger hat er eine Anzahl von Schülern zu Arbeiten aus dem Zwischenbereich zwischen Germanistik und Volkskunde herangezogen, zur Promotion z. B. mit Volksschauspielthemen geführt. Freilich hat bisher keine dieser Dissertationen, durch mancherlei zeitbedingte Schwierigkeiten der Dreißigerjahre verursacht, im Druck erscheinen können. Schon aus der Zeit vor dem 1. Weltkriege stammen K. Polheims Vorarbeiten zu einer umfassend geplanten Textausgabe steirischer Volksschauspiele im Rahmen der Akademie der Wissenschaften in Wien. Dafür wurde zunächst eine seither großartig reich angewachsene Sammlung von Spieltexten, Handschriften, Rollenfragmenten, Blättern mit Liedweisen zum Volksschauspiel und laufend nachgetragenen Aufzeichnungen über die ständigen Textveränderungen dieses gerade in der Steiermark so lebenskräftigen Zweiges der Volksdichtung zusammengetragen und in der besagten historisch-philologisch-kritischen Weise nach Heimatumkreisen, Filiationen und Textvariationen untersucht. Nur zwei Vorberichte darüber sind im „Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kais. Akademie d. Wissenschaften in Wien“ erschienen (1916, Nr. XVI; 1918, Nr. XVI). Die reichen Handschriftbestände gaben für die unten genannten Dissertationen die Grundlagen. Zu ihnen sollten und konnten die von K. Polheim erwarteten Feldforschungen der Doktoranden Neues bringen. Es sind die (z. T. nach der Kriegsverlagerung aus der UB Graz verschollenen) Dissertationen: 1. Hermann Stanek, Das Schäferspiel, um 1935; 2. Hanns Koren, Die steirischen Josephsspiele, 1931; (vgl. H. Koren, Fahrt in die Heimat, Graz 1946, S. 5 ff.: „Auf den Spuren eines alten Volksschauspiels“); 3. Leopold Kretzenbacher, Die Dramen vom Reichen Mann und vom Armen Lazarus und die Prasser- oder Hauptsündenspiele, 1936; (vgl. ÖZV NS I, 1947, S. 67 ff.); Ruthild Ottitsch, Christi-Leiden-Spiel in Kärnten, 1938, 2 Teile. — Zu diesen Volksschauspiel-dissertationen traten solche aus dem Gebiete des Brauchtumsliedes, von denen manche durch Kriegs- oder Nachkriegsverhältnisse nicht oder nicht mehr unter K. Polheims Anleitung fertig wurden, wiewohl der nunmehr Heimgegangene sein Leben lang gerade auch dem Volksliede und seiner Pflege, nicht zuletzt als Obmann des Steirischen Sängerbundes, hingebungsvoll gedient hatte. „Zum Problem des Zersingens“ nahm K. Polheim noch 1956 in der Festgabe für Anton Anderluh („Lied und Brauch“, Kärntner Museumsschriften VIII, S. 54 ff.) Stellung.

Was Karl Polheim als akademischer Lehrer seinen Schülern gewesen ist, vermögen nur die zu beurteilen, die ihm in seinen guten, aber auch in seinen sehr vielen schweren Tagen nahe sein durften. Was er an Materialgrundlagen für die Erkenntnis der deutschen Volksdichtung in den Südostalpen zusammengetragen und mit der ihm eigenen Art minutiöser Textkritik vorbereitet und dennoch unvollendet hinterlassen hat, liegt nun im Erbe seines ältesten Sohnes Karl Konrad Polheim, der seit 1967 als Ordinarius für Neue deutsche Literaturgeschichte an der Universität Bonn wirkt und sicherlich Wege finden wird, das für die Südostländer Österreichs übernommene reiche Sammelgut mit eigener Kraft und vielleicht mit Hilfe seiner und des Vaters Schüler der Wissenschaft als Vermächtnis vorzulegen. So wird auch die Erinnerung der Volkskundler an Karl Polheim unvergessen in Dankbarkeit bestehen bleiben.

München

Leopold Kretzenbacher

Anton Dörrer †

Am 27. März 1968 ist in Innsbruck Univ.-Prof. Dr. Dr. Anton Dörrer, Oberstaatsbibliothekar i. R., im 82. Lebensjahr gestorben. Dörrer war zweifellos einer der bedeutendsten Vertreter der Volkskunde in Österreich, vor allem in Tirol, in unseren Jahrzehnten. Seit 1955 war er Korrespondierendes Mitglied unseres Vereines, nachdem er von 1947 bis 1954 an der Schriftleitung der Österreichischen Zeitschrift Anteil gehabt hatte.

Ein großer Teil seines vielseitigen Wirkens als Schriftsteller, als Theaterpraktiker der Erler Passionsspiele, als wissenschaftlicher Beamter der Innsbrucker Universitätsbibliothek sowie schließlich als akademischer Vertreter der Volkskunde an der Universität Innsbruck läßt sich anhand seiner kurzen Selbstbiographie überblicken, der auch ein ausführliches Schriftenverzeichnis beigelegt ist. Freilich reichen Biographie wie Bibliographie nur bis 1951, so daß man sich den Überblick über sein auch weiterhin noch sehr reiches Schaffen eigens beschaffen muß. Es wäre zu wünschen, wenn nunmehr eine geschlossene Bibliographie seiner oft sehr verstreut erschienenen Veröffentlichungen gemacht würde. Nur eine solche könnte die volle Bedeutung Dörrers, wie sie in seinen Publikationen bezeugt erscheint, bekunden. Wenn man sich nämlich nacharbeitend damit beschäftigen muß, kann man sich leicht in der Fülle der eigentlich bedeutenden wie der weniger wichtigen, sekundären, Veröffentlichungen verirren, ja den Geschmack daran verlieren. Dörrer hat von Jugend an die meisten seiner Arbeiten doppelt, ja dreifach, nach Inhalt und Form verschieden, veröffentlicht, viel in Buchbesprechungen und lange Anmerkungen hineinverwoben, was man aber doch, wenn man sich damit beschäftigen mußte, gelesen haben sollte. Besonders die kleinen Veröffentlichungen, bis zu seinen zahlreichen Zeitungsartikeln hinunter, sind nicht selten polemisch gewesen, und haben den Umgang mit Dörrer, ein geregelt wissenschaftliches Zusammenarbeiten, erschwert. Als ausgesprochener Individualist konnte er, der im Gespräch durchaus lebenswürdig zu wirken vermochte, im Briefwechsel und beim literarischen Klingenkreuzen sehr schwierig werden. Sein Fachgebiet, das man doch im wesentlichen als die Erforschung des Tiroler Volksschauspiels und aller benachbarten Randgebiete bezeichnen kann, betrachtete er so sehr als eigenste Domäne, daß er das Auftreten anderer, auch jüngerer, Mitarbeiter nicht unbedingt zu fördern vermochte. Da die Bedeutung seiner Arbeiten, vor allem seiner Hauptwerke, der „Tiroler Fasnacht“ von 1949 und der „Bozner Fronleichnamsspiele“ von 1942/1960 feststeht, darf man wohl sagen, daß es kaum rätlich war, diese seine Hauptgebiete auch nur von fern irgendwie zu betreten oder zu seinen diesbezüglichen Arbeiten kritische Bemerkungen zu machen, die sich aber doch durchaus ergaben. Dazu kam, daß er seine Veröffentlichungen, die er die längste Zeit im ursprünglichen Konzept sehr frisch und gut stilisiert verfaßte, durch ungezählte Einschübe, Korrekturen, umfangreiche Anmerkungen usw. so lange und so dicht überarbeitete, daß allmählich ein nur schwer lesbarer Text zustandekam. Die von einer gewaltigen Belesenheit zeugenden Anmerkungen bargen für den weniger Eingeweihten so viele Fußangeln, daß man sie sich jedesmal geradezu entschlüsseln mußte; es staken Rede und Gegenrede, Erwiderungen auf wirkliche oder auch nur erahnte Einwendungen drin, kurzum, sie waren Zeugnisse von Selbstgesprächen eines letztenendes einsamen Forschers.

Dörrer war, wie schon diese Hinweise auf seine eminente Literaturkenntnis zeigen, nicht nur Volkskundler, er ist im Gegenteil zum Fach

erst relativ spät gestoßen, nachdem er sich schon einen respektablen Namen als Literarhistoriker gemacht hatte. Seine sehr bedeutende Mitarbeit am „Verfasserlexikon des deutschen Mittelalters“ hat vielleicht den meisten Gewinn aus dieser doppelten Verankerung gebracht. Seine randvoll mit Literaturhinweisen ausgestatteten Artikel in dieser großartigen Encyclopädie behalten auch dann ihren Wert, wenn man gegen ihre Tendenzen im einzelnen oft genug Einwände erheben kann.

Man wird bei seinem Tod noch einmal sagen müssen, was man zeit seines Lebens schon oft zum Ausdruck bringen mußte: Dörrer war eine überaus bedeutende Gestalt innerhalb der alpenländischen Volkskunde, aber er machte es niemand leicht, dies anzuerkennen. In mancher Hinsicht wird ihm wohl erst jetzt Gerechtigkeit zuteilwerden.

Leopold Schmidt

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Habilitation. Erteilung der Lehrbefugnis für Volkskunde an Univ.-Dozent Dr. Franz Lipp. Auf Grund des Beschlusses der Philosophischen Fakultät der Universität Wien vom 11. XII. 1967 wurde Dr. Franz Lipp, Vizedirektor des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz, die Lehrbefugnis mit der Bezeichnung „Volkskunde von Mitteleuropa“ erteilt.

Universität Graz

Titelverleihung. Der Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 18. April 1968 dem Universitätsdozenten Dr. Oskar Moser den Titel außerordentlicher Universitätsprofessor verliehen.

Literatur der Volkskunde

Leopold Kretzenbacher, *Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande* (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XXIII). Großformat, 188 Seiten, mit 21 Zeichnungen im Text und 11 Abb. auf Kunstdrucktafeln. Klagenfurt 1968, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten. S 285,—.

Kretzenbacher, der unermüdliche Wanderer auf so vielen Strecken in Landschaften und Literaturen, hat wieder einen stattlichen Band vorgelegt. Nach Format und Ausstattung entspricht er seinen gleichfalls in der Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten herausgegebenen Bänden „Heimat im Volksbarock“, 1961, und „Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstehen“, 1966. Dem Thema nach freilich zeigt sich Kretzenbacher diesmal einem anderen Bereich zugewandt, einem der geistigen Volksüberlieferung, das in Sage und Legende, Lied, Volksschauspiel und gelegentlichen Bezeugungen in der Bildkunst beheimatet ist, und durch den Haupthelden, den Doktor Faust, vor allem die germanistische und theatergeschichtliche Forschung schon früh angezogen hat.

Kretzenbacher versucht gewissermaßen in einer Reihe von Essays diejenigen Teile der Teufelsbündler- und Faust-Überlieferungen durchzudenken und durchzusprechen, die aufeinander eingewirkt haben, und vor allem in Österreich und in seinem engeren und weiteren Umkreis Bedeutung besessen haben. Eine gewisse Grundlage dafür bedeuten jene altchristlichen Legenden, zumal die von dem Zauberer Cyprian und vom Sklaven des Proterius, die Ludwig R a d e r m a c h e r einstmals, 1927, als „Griechische Quellen zur Faustsage“ vorgestellt hat. Die Arten der Verbindung der betreffenden antiken Menschen mit Dämonen und Teufeln sind sehr verschieden, hier ist nur wichtig, daß manche Züge daraus später, beispielsweise im Jesuitendrama, wieder aufgenommen wurden, was zweifellos für die Vorstellung von solchen Gestalten im Volksglauben beigetragen haben muß. Die hierhergehörige berühmteste spätantike Geschichte, die vom Teufelsbündner Theophilus, wird dementsprechend von Kretzenbacher ausführlich behandelt. Aufführungen eines diesen Stoff behandelnden Ordensdramas in Klagenfurt 1620 zeigen den Theophilus-Stoff auch mit den Alpenländern verbunden.

Die nächste Gruppe von Abhandlungen ist der mittelalterlichen Tradition zugewendet: Adam, der nach ostkirchlicher Überlieferung einen Verzweiflungspakt mit dem Teufel schließt, läßt sich auf rumänischen Fresken nachweisen; die russische Forschung hat schon vor Jahrzehnten auf die stark dualistischen Vorstellungen hingewiesen, die in solchen Legenden weiterleben. Nach der Adam-Legende folgt die „Vorauer Novelle“, jene mittelhochdeutsche Geschichte von den zwei Klosterschülern, die in Toledo die Schwarze Kunst erlernen wollten. Gleichfalls auf steirischem Material kann die Studie über die Geschichte vom Teufelsbündner des Bürgers von Verdun aufbauen, die in der Österreichischen Reimchronik Ottokars erhalten ist. Ebenfalls noch mittelalterlicher Tradition gehört schließlich das flämische „Mariechen von Nymwegen“ an,

die einzige Dramatisierung eines solchen Teufelsbundes vor den Faustdramen, freilich ein Sonderfall in jeder Hinsicht, und ebenso wie manche frühere und spätere Legendendichtung eigentlich auf die Rettung des Sünders oder der Sünderin durch die große Mittlerin Maria eingestellt.

Die nächsten Abschnitte gehören den Teufelsbündlern in Ostmitteleuropa an, zum Teil aus unserer Forschungsgeschichte wohlbekanntesten Gestalten: Der polnische Twardowski, über den Eugenie Goldstern in unserer ZÖV Bd. XVIII, S. 36 ff. berichtet hat; dann der ungarische Garabonczias, der teufelsbündlerische Wanderstudent; seine Namens- und Wesensverwandten bei Kroaten und Serben; der rumänische Solomonar, also der Erbe von König Salomons Weisheit, und schließlich der Student der Schwarzen Schule in der Trenta bei den Slowenen, vor allem durch die Dichtung von Joža Lovrenčić bekannt geworden, die Kretzenbacher ausführlich bespricht. Schließlich hat sich auch noch eine verwandte Gestalt bei den Lausitzer Sorben oder Wenden gefunden, der Meister Krabat, über den Paul Nedo vor einiger Zeit (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, Berlin 1956, S. 33 ff.) ausführlicher gehandelt hat. Ob es sich bei „Krabat“ wirklich um einen kroatischen Oberst gehandelt hat, Johann Schadowitz aus Agram, läßt sich wohl nicht so genau feststellen. Aber wesentlich bleibt hier und bei allen vorhergehenden Abhandlungen Kretzenbachers aus diesem Bereich, daß die ältere und jüngere germanistische und slawistische Literatur einmal auf solche Gestalten gemustert wurde, daß gewisse Zusammenhänge dabei deutlich gemacht werden konnten, die größere oder kleinere Abhängigkeit von der deutschen Fausttradition nunmehr geklärt als bisher vor uns steht, und allenthalben Brückenschläge zwischen kirchen- und kunstgeschichtlicher, literatur- und sagenkundlicher Literatur geschaffen wurden, mit einer Gerechtigkeit nach allen Seiten, die aus der hohen Kenntnis des Verfassers für alle diese Gebiete entspringt.

An den Schluß der Studienreihe sind „Faust-Erinnerungen in den Alpenländern“ gerückt. Ein gar nicht so schmales Gebiet, das seit den ersten Arbeiten von Rudolf Payer von Thurn immer breiter bestellt werden konnte. Zitierte und nicht zitierte Arbeiten von Eduard Castle (Die älteste Volksballade von Dr. Faust, in: Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 44, 1939, S. 39 ff.), von mir (Ein Wiener Faust-Kreuzbild, in: Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 51, 1947, S. 75 f.) und von Anton Dörner (Dr. Faust in den Ostalpen (Mimus und Logos. Eine Festgabe für Carl Niessen. Emsdetten 1952. S. 27 ff.)) liegen auf dem Weg durch dieses Gebiet. Wallfahrts- und Volksliedforschung haben dazu beigetragen. Das schwache Kärntner Faust-Puppenspiel stellt wieder eine Verbindung zum Erscheinungsort des Bandes her. Späte Erinnerungen an Wandergeschichten aus dem Faust-Volksbuch haben Vorstellungen von älteren ähnlichen Gestalten in den Alpenländern verblassen lassen.¹⁾

Im ganzen also ein reiches Buch. Reich vor allem durch das besondere Vermögen Kretzenbachers, zu den mehr oder minder geläufigen Belegen auch die des Ostens und Südostens heranzuziehen. Er ist, wenn ich ihn nochmals als Wanderer ansprechen darf, in diesem Sinn also auch ein „Wanderer zwischen zwei Welten“, und wird gerade als solcher auf beiden Seiten geschätzt. Auch sein neues Buch wird sich dieser besonderen Wertschätzung erfreuen dürfen. Leopold Schmidt

¹⁾ Vgl. jetzt weiter: Norbert Hölzl, Prettauers Faust. Die katholische Version der Historie von Doktor Faust in Südtirol (Der Schlern, Bd. 42, Bozen 1968, S. 53 ff.).

Helene Grönn, Faßbinder, Faßboden. Handwerk und Kunst (= Niederösterreichische Volkskunde Bd. 3). 168 Seiten, 82 Abb. auf Tafeln. Wien 1968, Manutius-Presse Wulf Stratowa.

Die Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes gibt seit 1960 eine eigene Schriftenreihe „Niederösterreichische Volkskunde“ heraus. Damals, 1960, erschien als erster Band das Buch von Helene Grönn über „Die Pecher. Volkskunde aus dem Lebenskreis des Waldes“. Dann konnte 1966 die Doktorarbeit der leider frühzeitig durch einen Autounfall aus dem Leben geschiedenen Luise Wache die „Täuflingstrachten in Österreich“ herausgebracht werden. Jetzt hat Helene Grönn den 3. Band der Serie vorgelegt, eine Monographie der Volkskunst der Faßbinder in Niederösterreich. Der Verlegertitel besagt nicht genau, was das Buch eigentlich enthält. Man tut gut daran, den Band selbst zu Rate zu ziehen.

Man kann die künstlerisch gestalteten Faßböden wirklich als ein altes Anliegen unserer Volkskunde bezeichnen, denn Michael Haberlandt hat schon 1914 in der von ihm leider nur drei Jahre hindurch herausgegebenen repräsentativen Volkskunstzeitschrift „Werke der Volkskunst“ die im Wiener Museum gesammelten Faßböden zum ersten Mal veröffentlicht. Michael Haberlandt hat damit, wie so manches andere Mal auch, über das Gebiet der „Bauernkunst“ hinausgegriffen. Er hat sein Gebiet nie auf „Primitive Kunst“ einengen lassen, sondern die im ländlichen Bereich übliche Gebrauchskunst miteinbezogen. In diesem Fall handelt es sich gewiß auch um eine Art der Brauch- und Gebrauchskunst, die mit der Kunst der Klöster im engen Zusammenhang stand und noch steht. Davon sprechen schon die vielen geistlichen Motive auf den Faßböden. Die Faßbinder für die Keller der Klöster und ihrer Wirtschaftshöfe, also beispielsweise für Heiligenkreuz und sein Weingut Thallern, waren auch direkt von den Klosterkünstlern abhängig. Das macht Helene Grönn hier dadurch klar, daß sie einen Faßboden-Reliefentwurf von dem Heiligenkreuzer Klosterkünstler Giovanni Giuliani veröffentlicht. Solche, meist einfachere Entwürfe haben sicherlich auch manchen anderen, in diesem Buch abgebildeten Faßböden als „Vorbild“ gedient.

Ein anderer, funktioneller Zusammenhang mit der Klosterkunst tut sich auf, wenn man die wenigen bisher bekanntgewordenen Tischfäßchen betrachtet, die in den Klöstern jeweils für die Abtwahl hergestellt wurden. Wir haben bei unserer Ausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg mit Vergnügen ein barockes Tischfäßchen aus dem Besitz des Stiftes Zwettl mitaufgestellt, dessen Boden, wie in solchen Fällen üblich, mit dem Kloster- und dem Abtswappen bemalt ist. Gobelsburg, das Weingut des Stiftes Zwettl, kann also auf diese Weise Stücke seiner barocken klösterlichen Tradition zur Geltung bringen. Das in Gobelsburg aufgestellte wie auch ein jüngeres Zwettler Tischfäßchen findet sich nun auch bei Helene Grönn abgebildet (Abb. 13, 18).

Die Bemalung der Faßböden war verhältnismäßig selten. Die Farben hielten sich in den Kellern nicht. Nur ab und zu wurde ein geschnitzter Faßboden auch farbig gefaßt, wie das vorzügliche Stück mit dem Gnadenbild von Maria Taferl in der Sammlung Schlumberger beweist. Das schöne Stück von 1827 ist in der Monographie sogar farbig wiedergegeben. Die meisten Stücke jedoch weisen eine mehr oder minder tiefe Reliefierung auf. Die älteren Stücke zeigen hauptsächlich geistliche Motive, unter denen die Darstellungen von Namenspatronen einen be-

sonderen Rang einnehmen. In den Kellern der Schlösser liegen vielfach Fässer, deren Böden die entsprechenden Wappen aufweisen. Im 19. Jahrhundert sind allmählich die weltlichen Motive auch bei den Weinbauern geläufiger geworden: Kaiser-Jubiläums-Fässer beispielsweise.

In der Gegenwart lassen sich die Weinbauern und Kellerbesitzer die verschiedensten Motive, Ortsansichten, Bacchus-Darstellungen und ähnliches schnitzen. Besonders wichtig ist dabei, daß es tatsächlich noch Faßbodenschnitzer gibt, die vor allem in der letzten Konjunkturzeit viel zu tun gehabt haben. Helene Grünh hat sich dieser lebendigen Seite der Sache besonders angenommen, die Faßbinder nach ihren Arbeiten, die Faßbodenschnitzer nach ihrer Motiven wie nach ihren Kundschaften ausgefragt, und so manche „volkskünstlerische“ Persönlichkeit der Gegenwart dadurch bekanntmachen können. Es ist ein Buch typisch niederösterreichischer Art daraus geworden, zu dem es anderswo zur Zeit kaum ein Gegenstück gibt.

Leopold Schmid t

Norbert Hölzl, *Theatergeschichte des östlichen Tirol vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. 2. Teil. Sammlung der Spieltexte und der zeitgenössischen Zeugnisse (= Theatergeschichte Österreichs, Bd. II, Tirol, Heft 2. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für Theatergeschichte Österreichs). 522 Seiten, 1 Farbtafel. Wien 1967, Hermann Böhlau's Nachf. S 296,—.

Osttirol hat ein großes Geschenk bekommen. Man wird diesen Textband Hölzls zu seiner in der gleichen Reihe erschienenen Dissertation schwerlich anders bezeichnen können. Über die Dissertation selbst war seinerzeit ausführlich zu berichten (ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 217). Es haben sich in der Zwischenzeit weitere Besprechungen eingestellt, die freilich nur zum Teil auf den speziellen Inhalt des Buches eingegangen sind. Die ausführliche Rezension von Egon Kühbacher beispielsweise (Der Schlern, Bd. 41, 1967, S. 599 f.) verweilt so lang bei der dialekt-geographischen Gliederung Tirols, daß für die Darstellung der Aufgaben und des Inhaltes von Hölzls Buch kaum mehr Platz bleibt. Wesentlich bleibt bei Kühbachers Feststellungen, daß er, wie viele tiroler Forscher, Osttirol im normalen, der heutigen Gliederung unseres Landes entsprechenden Sinn nicht anerkennt, sondern nur als einen, noch dazu „spät“ zu Tirol gekommenen Landesteil, der ähnlich im „Osten“ liegt wie die nordtiroler Bezirke Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, was sich auch mundartmäßig ausdrücken soll. Dieses „größere Osttirol“, wie man versucht ist zu sagen, stellt auch den Hintergrund des umfangreichen Artikels von Anton Dörner „Das Volksschauspielgeschehen im nördlichen und südlichen Ostteil Tirols“ (Tiroler Heimatblätter, Bd. 40, Innsbruck 1967, S. 40 ff.) dar, der eigentlich eine große, weitausholende Besprechung von Hölzls Dissertation ist. Der Artikel des hochverdienten und hochbetagten Innsbrucker Volksschauspielforschers, der von Hölzl in manchen Dingen beträchtlich angegriffen wurde, ist leider zumindest für den Außenstehenden schwer zu lesen. Allzulange Sätze wie (S. 58) „Es wäre zu wünschen, wenn neuere Forschungsergebnisse der Spielkultur von vornherein sowohl in der Darstellung wie in der ‚Ikonographie‘, soweit sie fremder Arbeit und Einsicht entsprungen sind, wie z. B. dem Verfasserlexikon ‚Die deutsche Literatur des Mittelalters‘, in den zwei Auflagen des ‚Lexikons für Theologie und Kirche‘, im ‚Großen Herder‘ (1931/35) stehen, als solche angeführt werden, wie überhaupt eine möglichst große Vertrautheit mit vorhandenen Archivalien und Publikationen nächster Hand einer bezirksbegrenzten Forschung von vornherein Dauerwert

sichern sollte, auch wenn noch nicht erschlossene, weil ferner liegende Regesten der Görzer Grafen auf Schloß Bruck Anhaltspunkte für Osttiroler Spielhandschriften bergen sollten, ist noch keine Gewähr für Lienzer und Brucker Ausführungen gesichert, wie noch H. Bachmann bei seinem Fund eines größeren Bruchstückes eines Passionsspieles aus einer Sterzinger Gattung in Steinach am Brenner nicht schon von dessen Ausführung in Steinach sprach,“ erscheinen kaum verständlich.

Man wird also solche Stellungnahmen für keine wirkliche Klärung der eventuell problematischen Ergebnisse in Hölzls Arbeit halten. Es erscheint daher als gut und richtig, daß Hölzl die Gelegenheit geboten wurde, in dem vorliegenden II. Band seiner Arbeit nunmehr alle ihm wesentlich erscheinenden Texte vorzulegen, ohne sich lang mit der Frage abzugeben, ob die Handschriften nun dort, wo sie gefunden wurden, auch als Grundlage von Aufführungen gedient haben mögen, oder aber vielleicht erst an ihren heutigen Verwahrungsort vertragen wurden: Es hat doch immer beide Möglichkeiten gegeben, Hauptsache ist in einem solchen Fall, daß der Text der betreffenden Handschrift eben tatsächlich zugänglich gemacht wird. Was für ein Gewinn für die tiroler, aber weiterhin für die ganze Volksschauspielforschung wäre es doch gewesen, wenn Dörrer nach dem Erscheinen seiner einstmals bahnbrechenden Überschau „Die Volksschauspiele in Tirol“ (Tiroler Heimat, Neue Folge Bd. II, Innsbruck 1929, S. 69 ff.) Gelegenheit geboten worden wäre, die ihm bekannten, in dieser Arbeit zum Teil zum ersten Mal erwähnten Handschriften in drei oder mehr Bänden herauszugeben. Bis heute warten wir vergebens auf eine solche große Ausgabe der barocken nordtiroler Texte.

Osttirol aber hat mit dem vorliegenden Band eine solche Sammlung bekommen, und das soll wirklich begrüßt werden. Der Inhalt gliedert sich in drei Teile: Vollständige Texte, Bruchstücke und Zeitgenössische Zeugnisse. Bei den Vollständigen Texten steht das Sillianer Passionspiel voran, von dem 1928 erstmals Teile veröffentlicht wurden (Osttiroler Heimatblätter Bd. V, Lienz 1928, H. 1, S. 3 ff.); einen Hinweis darauf hätten wir gern gesehen. Es folgt das bisher als „Virgener Rosenkranzspiel“ bezeichnete Jesuitenspiel „Dimas, durch den Heiligen Rosenkranz der Hoell entrissener Raub“, das Hölzl noch immer als die Krone der Osttiroler Schauspiele erscheint. Wieso die tiroler Kritiker an ein solches überlandtschaftliches Ordensdrama besondere inntirolische Folgerungen anschließen können, bleibt unklar; schließlich ist der „Dimas“ bezeugtermaßen auch in Thaur gespielt worden, 1736, das weder zu Süd- noch zu Nord-Osttirol gehört.

Die beiden barocken Innicher Umgangsspiele, die Kreuz- und die Candidus-Prozession, hat Dörrer in seinen „Tiroler Umgangsspielen“ (Innsbruck 1957, S. 395 ff.) veröffentlicht. Nach einer verschollenen Veröffentlichung Innerhofers aus dem Jahre 1910 allerdings, wogegen Hölzl nunmehr auf die Handschriften zurückgegriffen hat. „Der kräftige Stil des Bauernbarock — in der krassen Übersteigerung realistischer Züge bereits ins Groteske weisend — ist hier nicht ausgemerzt. Die Textwiedergabe ist nicht schulmeisterlich zensuriert wie ihre beiden gereinigten Vorläufer“ (Hölzl S. 11). „Gut gebrüllt, Löwe!“ hätte Gustav Gugitz in einem solchen Fall gesagt. — Es folgen die Nikolausspiele von Prags und von Gsies, Hölzl hat sich damit bereits ausführlicher beschäftigt. Vgl. seine „Nikolausspiele im oberen Pustertal“ (Der Schlern, Bd. 39, Bozen 1965, S. 480 ff.). Zu der Gruppe ist darauf hinzuweisen, daß soeben eine Arbeit darüber erschienen ist, die man bei zu eng gespanntem Literatur-Einzug leicht übersehen kann: Winfried Hofmann hat in

Verbindung mit einer entsprechenden Filmaufnahme sich ausführlich mit diesen Nikolausspielen beschäftigt, vgl. seine Arbeit „Nikolausspiele im Ahrntal (Südtirol)“ (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 17/18, Bonn 1967, S. 93 ff.). Von den ihm zur Verfügung stehenden Weihnachtsspielen hat Hölzl nur das von Richard Wolfram aufgezeichnete Prager Spiel in seine Textsammlung aufgenommen. Es klingt wie ein Text zu einer hochbarocken Krippe, einschließlich des blutrünstigen Bethlehemitischen Kindermordes.

Den Text des Leisacher Hirtenspieles hat Hölzl nicht aufgenommen, weil es ihm zu kärntnerisch klingt. Von dem ganz dem kärntisch-steirischen Spielkreis zugehörigen Kalser Weihnachtsspiel, das Dörner einstmals herausgegeben hat (Osttiroler Heimatblätter, Bd. 12, S. 29 ff.) wird hier nichts berichtet, seinen Text muß man sich also auch weiterhin in den der Fachwelt fast unzugänglichen Lienzer Blättern suchen. Das zweifellos mit Kärnten und noch mehr mit Salzburg verbundene Spiel von „David und Goliath“, ebenfalls aus Leisach, ist dagegen aufgenommen. Das umfangreiche „Alexius-Spiel“ von Niederdorf im Pustertal ist nur in Auszügen abgedruckt, was angesichts der starken barocken Alexius-Verehrung bedauerlich erscheint. Aber freilich sind andere tirolische oder bayerische Alexius-Texte, die vorhanden sind, auch nie veröffentlicht worden, da bleibt auch weiterhin alles zu tun.

Als „Bruchstücke“ bezeichnet und veröffentlicht Hölzl das „Lienzer“ Osterspielfragment, das Matreier Passionsspiel (wobei wiederum die Erstveröffentlichung nicht genannt wird), ferner die Nikolausspiele von Sexten und von Gsies. Als „Zeitgenössische Zeugnisse“ finden sich aufgenommen: Die „Dimas“-Perioche von Thaur, 1736; die Eingabe um Kostüme für das Virginer Leiden-Christi-Spiel an das Haller Damenstift; Kaplan Johann Plazollers Schilderung des „Perchtlspieles und Perchtlspringens“ in Oberlienz; das Verzeichnis der Darsteller des Sillianer Passionsspieles von 1765, und das Programm und Darstellerverzeichnis des Gsieser Nikolausspieles 1946. Die bekannte Schilderung der Genoveva-Aufführung von Thurn bei Lienz durch Eduard von Bauernfeld, 1826, wurde nicht aufgenommen, weil ich den Text 1957 allgemein zugänglich (Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen, S. 81 ff.) abgedruckt hatte; an Hölzls Stelle hätte ich nicht gezögert, ihn dennoch in dieser landschaftsgebundenen Darstellung noch einmal zu veröffentlichen.

Aber auch angesichts gewisser Bedenken und Mängel wird man den starken Band gern und herzlich begrüßen: Seine Texte geben wirklich den vollen Einblick in das barocke Volksschauspielwesen dieses Teiles der Ostalpenländer. Besonders den mit Druckkostenbeiträgen hilfreich einspringenden Stellen muß dafür wirklich gedankt werden, und nicht zuletzt der alle zielführenden Bestrebungen koordinierenden Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Leopold Schmidt

Christine Lauter, Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen. Wien, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, 1967. 80, 167 Seiten, 32 Abbildungen. S 145,—.

Diese aus einer Wiener Dissertation bei Leopold Schmidt hervorgegangene Arbeit behandelt ein vielseitiges und reizvolles Thema, weil sie die enge Verflechtung von Bildkunst und Erzähltradition im Bereich des Wallfahrtswesens aufzeigt. Die Verfasserin hat bedeutende und teils noch wenig bekannte Bestände des österreichischen Andachtsbildes auf alle jene Stücke hin durchgemustert, die außer Kultgegenstand und Wall-

fahrtskirche auch eine Darstellung der Entstehungslegende aufweisen. Dafür wurde das reiche Material des Österreichischen Museums für Volkskunde mit der ehemaligen Sammlung Gugitz durchgesehen, ferner die Bestände der Sammlung Rudolf Kriss im Bayerischen Nationalmuseum in München, die einschlägige Sammlung im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg und die Kollektion des Pater Engelhardt im niederösterreichischen Benediktinerkloster Seitenstetten. Die einzelnen Darstellungen wurden nach den seinerzeit von Rudolf Kriss aufgestellten Typen von Ursprungslegenden wie Auffindung von Gnadenbildern an Baum und Quelle, Tier- und Pflanzenweisung, Gespannwunder, Anschwemmsagen, wunderbarer Übertragung, Traumweisung, Erscheinung, Hostienfrevlel, Ketzermotiv und Unversehrbarkeit von Kultobjekten geordnet. Eigene Abschnitte behandeln die Typen von Wiener Wallfahrtsbildchen mit Motiven der Gegenreformation und den Bildbestand der Großwallfahrten wie Mariazell, Sonntagsberg und Maria Taferl. Bei eben diesen bedeutenden und von weither besuchten Gnadenstätten und bei den im Zeichen der katholischen Erneuerungsbewegung neu entstandenen und bewußt propagierten Wallfahrtsorten ist mit beträchtlicher Verbreitung der Bildchen, die von Pilgern als Andenken mit heimgenommen wurden, zu rechnen. Sie mögen mehr als die mündliche Tradition zur Wanderung und zu neuer Lokalisierung von Legendenmotiven beigetragen haben.

An Hand von vielen Beispielen wird deutlich, daß es sich bei diesen Wallfahrtsbildchen kaum um Individualkunst handelt. Sie wurden nach gegebenen Vorlagen, nach Altarblättern, Mirakelbildern und anderen Legendendarstellungen in den Gnadenorten bei Kupferstechern und Lithographen bestellt, und diese entwickelten, vom zeitgemäßen Dekor abgesehen, wenig künstlerische Eigenart, sondern hielten sich gemeinhin recht genau an das Muster, so daß vielfach ikonographisch feststehende und über lange Zeit tradierte Bildtypen entstanden. Den Stechern und Verlegern ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Es waren, wie Gustav Gugitz schon nachgewiesen hatte, im 16. und 17. Jahrhundert noch vielfach Flamen, im späteren 17. und frühen 18. Jahrhundert vorwiegend die berühmten Augsburger Stecher und Drucker, wie etwa die Familie Klauer; erst danach schoben sich österreichische Verleger, z. B. Kauperz in Graz und andere in den Vordergrund.

Im Anhang findet sich ein über 80 Seiten umfassender, sehr sorgfältiger Katalog aller festgestellten und bearbeiteten Bilder, alphabetisch nach Wallfahrtsorten geordnet, mit kurzem Hinweis auf die Entstehung der Wallfahrt, auf die Legende, einer genauen Beschreibung jedes Bildchens und Angaben über Hersteller und Standort, dazu 32 Abbildungen der schönsten und wichtigsten Stücke. Zweifellos wurde damit ein erfreulicher und für alle Kenner und Liebhaber nützlicher Beitrag zur Geschichte des österreichischen Andachtsbildchens geleistet.

Elfriede Moser-Rath

Rudolf Kriss, Die Weihnachtsschützen des Berchtesgadener Landes und ihr Brauchtum. 2. Aufl., 192 Seiten, mit zahlr. Abb. schwarzweiß und in Farben. Berchtesgaden 1967, Verlag Berchtesgadener Anzeiger, Vonderthannsche Buch-, Offsetdruckerei.

Bücher haben wirklich ihre Schicksale, und manchmal sind sie mit jenen der Menschen, nicht zuletzt denen ihrer Verfasser, ganz besonders eng verknüpft. In unserem Fach wird es freilich kaum ein zweites Werk geben, für das diese Erkenntnis in so hohem Ausmaß zutrifft wie in

diesem Fall. Rudolf Kriss hat die erste Auflage seines Weihnachtsschützenbuches, ein schmales Bändchen mit 73 Seiten (Wien 1941) während des zweiten Weltkrieges erscheinen lassen, und es war, wie freilich nur die wirklichen Kenner wußten, ein Protest gegen das damalige Regime, eine Kundgebung dieser Berchtesgadener Heimorganisation, die von den maßgebenden Männern des Berchtesgadener Landes auch durchaus als solche aufgefaßt und verstanden wurde. Als kurz darauf die Vertreter des Terror-Regimes Kriss verhafteten und anschließend zum Tode verurteilten, setzten sich diese Männer so nachdrücklich für ihn ein, daß unter dem Druck der öffentlichen Meinung der Einheimischen rund um den Obersalzberg das Todesurteil in „Lebenslänglich“ verwandelt wurde.

Wer davon nichts wußte, konnte damals, wie beispielsweise Arthur Haberlandt (WZV Bd. XLVII, 1942, S. 80) unmaßgebliche und unfreundliche Besprechungen darüber schreiben. Kriss hat, infolge des Eingreifens seiner Freunde, nicht zuletzt der Weihnachtsschützen, Haft, Zuchthaus und Kriegsende überlebt, man kann sein Schicksal aus seinem Erinnerungsband „Im Zeichen des Ungeistes“ (München-Pasing 1948) zur Kenntnis nehmen, wenn man den Willen dazu hat; es sind vermutlich nicht sehr viele Fachgenossen gewesen, die diesen Willen gehabt haben, sonst hätte sich wohl mancher im weiteren anders verhalten müssen. Aber wer das Büchlein von 1948 nicht in die Hand bekommen haben sollte, der könnte sich doch zumindest jetzt aus der allgemein zugänglichen Neuausgabe des Weihnachtsschützen-Buches über jene Dinge noch orientieren. Kriss hat nämlich in diese stark erweiterte und vorzügliche Neuauflage auch alles mitaufgenommen, was sich damals in Kriegs- und Nachkriegsjahren im Zusammenhang mit den Weihnachtsschützen abgespielt hat, und das ist gut so.

Der stattliche Band enthält jetzt das umfangreiche erste Kapitel „Zur Geschichte des Schützenbrauchtums im Berchtesgadner Land“, mit sehr viel neu eingearbeiteten Zeugnissen zum Thema, wobei die Anteile des Marktbürgertums wie der Bauern des Landes deutlich hervortreten. Das zweite Kapitel ist dem „Brauchtümlichen Schießen seit dem Bestehen der Weihnachtsschützenvereine vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“ gewidmet, also die Verarbeitung eines Stoffes, wie er nicht überall vorliegt. Man denkt unwillkürlich an die Arbeiten über das Fastnachtsbrauchtum in Südwestdeutschland, das zu großen Teilen von eigenen Narren-Vereinen getragen wird, über die ebenfalls eigenes Aktenmaterial vorliegt. Es handelt sich also um das im allgemeinen weniger berücksichtigte organisierte Brauchtum, das in einem so abgeschlossenen, abgesonderten Ländchen eben seine Eigenentfaltung gewinnen konnte, seine gesellschaftliche Stellung, seine Bindung an bestimmte Personenkreise und Persönlichkeiten usw.

In dieses Kapitel nun konnte und mußte Kriss den Abschnitt über „Weihnachtsschützen und Nationalsozialismus“ aufnehmen. Er kann auf Grund der erhaltenen Vereinsakten die Verhältnisse detailliert darstellen, die „Protokollbücher“ schildern auch seinen Fall ganz genau. Wer sich über die wirkliche Stimmung des bergbäuerlichen Volkes in Bayern im zweiten Weltkrieg orientieren will, darf diese ungeschminkten Aufzeichnungen nicht übersehen. Vom volkskundlichen Standpunkt bleibt dabei zweifellos auch bedeutsam, daß es sich ja nicht nur um zeitgebundene politische Ansichten, sondern auch um Bekundungen eines beachtlichen ländlichen Selbstgefühles handelt, das diesen Weihnachts-

schützen überhaupt nicht fremd ist. Das Buch zeigt in seiner Neuauflage alle Fahnen der einzelnen Weihnachtsschützenvereine des Berchtesgadener Landes, und man wird angesichts der kostbaren Ausgestaltung dieser gestickten Banner, deren Vorderseiten jeweils sogar in Farben wiedergegeben sind, dieses Selbstbewußtsein bestätigt finden.

Rudolf Kriss ist seit seiner Heimkehr am Ende des zweiten Weltkrieges Ehrenvorsitzender der Berchtesgadener Weihnachtsschützen. Die aktiven Vorsitzenden haben seine Leistung immer anerkannt, und sich auch seinem Buch wieder ganz zur Verfügung gestellt. Sebastian Rasp hat das Vorwort dazu geschrieben, Franz Rasp die ergänzende „Chronik“ am Ende des Bandes, die sogar eine richtige Mitgliederstatistik der einzelnen Vereine bringt. Mit diesen Ergänzungen und den vorzüglichen Aufnahmen von den Pistolen, vom Laden und vom Schießen selbst, an den verschiedenen schönen Stellen des malerischen Landes, mit allen diesen Beigaben stellt der Band also eine sehr bemerkenswerte Bereicherung der Brauchtumsliteratur dar. Es war schon angesichts der Neuauflage des Buches „Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land“ (Berchtesgaden 1963) zu betonen, welch ein Vorteil für dieses Ländchen doch darin gelegen sei, daß ein international anerkannter Vertreter der Volkskunde dort beheimatet ist. Das muß also nunmehr angesichts der Neuauflage des Weihnachtsschützen-Buches noch einmal betont werden.

Leopold Schmidt

Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag Bruno Schiers. Herausgegeben von Gerhard Heilfurth und Hinrich Siuts (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg an der Lahn. A. Allgemeine Reihe. Bd. 5, 257 Seiten, 1 Porträt und Abb. auf XVI Tafeln. Göttingen 1967, Verlag Otto Schwartz & Co.

Der Bauernhausforscher Bruno Schier, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Münster, hat sich wahrhaftig eine Festschrift verdient. Wenn ein Buch in unserem Fach für Jahrzehnte als anregend, maßgebend, ja maßstabsetzend gegolten hat, dann sicherlich seine „Hauslandschaften und Kulturbewegungen“, die erst vor kurzem neu aufgelegt wurden (vgl. ÖZV Bd. XXI, 1967, S. 148).

Die Reihe der Beiträge dieser Festschrift beginnt dementsprechend sinngemäß mit einer Arbeit zur Bauernhausforschung. Josef Schepers behandelt „Mittelmeerländische Einflüsse in der Bau- und Wohnkultur des westlichen Mitteleuropa“. Die ansteigende Bedeutung des Steinbaues in den alten Holzbaugebieten ist schon seit langem ein Lieblingsthema der Hausforschung gewesen. — Es folgt Gerhard Heilfurth mit einem Beitrag zur Bergmannsvolkskunde „Konflikte zwischen Klerus und Montanarbeiterschaft im alten Bestand der europäischen Erzählüberlieferung“. Die quellenmäßigen Belege zu den entsprechenden Legenden und Sagen, über die Heilfurth in seiner großen Monographie über die Bergmannssage gearbeitet hat (vgl. ÖZV Bd. XXI, 1967, S. 70 f.), werden hier nochmals genau, in Original und in Übersetzung, vorgelegt. — Heinrich Schauerle berichtet dann über „Volkskundliches zur Taufe“, wobei die schon vielmals besprochene „Totentaufe“ nochmals ausführlich berücksichtigt wird. Dann macht Robert Wildhaber mit einem so gut wie ganz unberücksichtigten Bildmotiv bekannt: „Das gute und das schlechte Gebet. Ein Beitrag zum Thema der Mahnbilder.“

Wildhaber hat vor einem Dutzend Jahren ein ähnliches Motiv ausführlich behandelt: „Der ‚Feiertagschristus‘ als ikonographischer Ausdruck der Sonntagsheligung“ (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 16, 1956, S. 1 ff.). Die vorliegende Untersuchung erfährt ein weit weniger geläufiges Motiv, das im wesentlichen immer formelhaft zeigt, wie die Gedanken des „schlechten“ Beters auf die verschiedenen weltlichen Verlockungen abschweifen. Das Dutzend Darstellungen des Motivs um 1500 dürfte durchwegs von einem zeitgenössischen Holzschnitt abhängen. — Will-Erich Peuckert handelt dann über „Andreas Glorez“, einen „mährischen Albertus Magnus“, der aber anscheinend weder das eine noch das andere war. Ein Vertreter der „letzten Generationen der magia naturalis“, wie ihn Peuckert kennzeichnet. — Karl-S. Kramer schreibt unter dem Titel „Reiseerfahrungen vor dreihundert Jahren“ sehr lebensvoll vom Inhalt der Lebenserinnerungen eines seiner Vorfahren, des evangelischen Predigers Friedrich Lucae, der 1662 eine größere Reise durch Deutschland und Holland gemacht hat. Viele seiner Beobachtungen gehören in die Reihe der barocken Kuriositätenshows wie der Handwerksburschengeographie. Eine Auslese mit Berücksichtigung von Städtewahrzeichen, Bräuchen, Neuenheimer Preistanz usw., wie man sie gern zur Kenntnis nimmt.

Von volkskundlichen Beiträgen sind ferner zu nennen: Rudolf Žatko, „Zur Problematik des slowakischen Volkstheaters“; von mir „Hirten und Halter. Beiträge zur Hirtenvolkskunde aus Niederösterreich“; von Bela Gunda „Das Hirtenwesen als kultureller Faktor im Karpathenraum“; von Lutz Röhrich „Die Wechselbalg-Ballade“, die Interpretation eines Liedes aus dem Kuhländchen; von Ingeborg Weber-Kellermann, „Heimat und Fremde in den Augen eines donauschwäbischen Bauern in Sachsen“, nach mündlichen und schriftlichen Zeugnissen eines ihrer Gewährsleute aus Mözs (Kom. Tolna); von Hinrich Siuts „Deutsch-niederländische Kulturverflechtungen bei den Ansingeliern zu den Kalenderfesten“, eine wichtige Arbeit auf dem Gebiet des Brauchtumsliedes.

Zu den volkskundlichen Arbeiten gesellen sich einige andere mehr am Rande, die aber einigen Interessen Schiers entsprechen. Franz J. Beranek behandelt „Das Lahn. Zur germanisch-slawischen Kulturverflechtung“, wogegen sich gewiß Kritik erheben wird; Ernst Schwarz behandelt „Die Formen des Nebeneinanderlebens von Deutschen und Slawen im Mittelalter“, nämlich in den böhmischen Städten; Heinrich Jilek „Die tschechische Literatur in Schlesien. Zur Frage der regionalen Literatur in einem Grenz- und Übergangsraum“, und Wolfgang Brückner „Europäische Konkurrenz in Kunstblumen. Zur neueren Entwicklung eines alten Gewerbes.“

Der Band wird mit einem von Dietrich Sauer mann erarbeiteten „Verzeichnis der Schriften von Bruno Schier“ beschlossen. Es wäre gut gewesen, wirklich alle Veröffentlichungen, auch alle Buchbesprechungen, einzubeziehen, diese dann eventuell in Kleindruck zu setzen, um sie deutlich von den anderen Veröffentlichungen abzuheben. Und eine Durchnumerierung der einzelnen Publikationen sollte sich eigentlich auch bei solchen Bibliographien durchsetzen. Man zitiert doch späterhin danach bedeutend leichter. Im ganzen aber wird man sich freuen, daß Schier ein so inhaltsreicher, ansehnlicher Band gewidmet wurde. Er hat sich den Dank der Mitforschung wahrlich verdient.

Leopold Schmidt

Hildegard Schlomka, **Das Brauchtum der Jahresfeste in der westlichen Altmark** (= Mitteldeutsche Forschungen Bd. 33). VIII und 155 Seiten, 8 Tafeln mit 17 Abb. und 10 Karten. Köln-Graz 1964. Böhlau Verlag. DM 22,—.

Die Altmark, der älteste Bestandteil des staatlichen Gebildes, aus dem nachmals Brandenburg-Preußen hervorgehen sollte, ist infolge des Mangels einer nahen Großstadt die längste Zeit volkswissenschaftlich recht wenig erforscht worden. Die beachtliche landschaftliche Sammelarbeit ist nie über Salzwedel und Gardelegen hinausgedrungen. Erst in den allerletzten Jahren, seit sich die Altmark bei einem Teilstaat befindet, mit dem es seiner ganzen Art und Geschichte nach kaum etwas zu tun hat, ist von Berlin aus beachtlich viel dafür geschehen. Die Ausgabe der altmärkischen Volkslieder-Sammlung von Ludolf Parisius, 1957 durch Ingeborg Weber-Kellermann durchgeführt (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 10), hat hier die Bahn freigemacht, und die vorzügliche, eingehende Auswertung von Doris Stockmann. Der Volksgesang in der Altmark, 1962 (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, Bd. 29), hat die Richtung von der Volkslied- auf die Brauchtumsforschung hingewiesen. Keine der Bearbeiterinnen dieses altmärkischen Volksliedgutes hat anscheinend davon Kenntnis gehabt, daß die Verfasserin des vorliegenden Buches vor nunmehr dreißig Jahren bereits das Brauchtum einschließlich des Brauchtumsliedes in der Altmark aufgezeichnet hatte. Hildegard Schlomka, Schülerin von Bernhard Martin wie von Walter Mitzka in Marburg, hat von ihrer Heimatstadt Oebisfelde aus das Brauchtum vor allem der westlichen Altmark genau beobachtet und eine stoffreiche und sehr lesenswerte Darstellung des Brauchtums der Jahresfeste geboten, vermehrt um die Texte der gesammelten Pfingstlieder und Martinslieder, wie sie eben bisher nie in dieser Formenfülle aus der Altmark vorgelegt wurden. Was die spielhaften Bräuche und die sie vollziehenden Brauchspieler, die Maskengestalten betrifft, so bestätigt die Verfasserin mir in höchst willkommener Weise das alles, was ich mir damals mühsam aus der verstreuten Kleinliteratur für mein Volksschauspiel-Handbuch (Berlin 1962, S. 105 ff.) zusammenholte. Hier haben wir nun ausführliche Beschreibungen des „Klaasbur“ zu Weihnachten, der Lichtmeßgänger, der Maskengestalten zur Fastnacht wie „Ersenbär“ und „Kamel“ usw. Auf den großen Bauernhöfen in den kleinen, stillen Dörfern hat es noch bis in die letzten Jahrzehnte alle diese Heischeumzüge gegeben, mit „Schimmelreiter“ und verwandten Gestalten. Besonders ausgiebig ist selbstverständlich das Brauchtum der Pfingstumzüge behandelt, mit „Füestemeier“ und „Pingstoos“ und den verschiedenen Begleitgestalten. Aber auch „Maibraut“ und „Hunnebrösel“ kommen zu ihrem Recht. Spiele, die hierhergehören wie „Kränzchenreiten“ und „Ringstechen“ sind ausführlich behandelt, ebenso das Schützenfest. In der rein evangelischen Landschaft gibt es alle diese nichtreligiösen Feste und Spiele in einer beinahe spätmittelalterlichen Fülle.

Die Texte der gesammelten Lieder lassen die örtlichen Varianten erkennen. Besonders begrüßenswert ist die saubere kartographische Aufarbeitung der Namen der vorweihnächtlichen Gestalten, der Verbreitung des Osterwettspieles, des Pfingstbaumes, der Strohuppen zu Pfingsten, der Pfingstumzüge und besonders der Laubgestalten in den Pfingstumzügen, die auch durch gute Lichtbilder zureichend dokumentiert erscheinen. Ebenso findet sich die Verbreitung des Erntefestes

„Vergodendeel“ auf einer Karte eingetragen, und schließlich die des Martinisingens.

Es ist sicherlich schade, daß diese Arbeit an die zweieinhalb Jahrzehnte unveröffentlicht liegengeblieben ist. Aber sie ist auch heute durchaus wertvoll, eine saubere, detailreiche Brauchtumsaufnahme, die in den jeweiligen Anmerkungen auch die bisherige Literatur berücksichtigt und daher jede Weiterarbeit auf diesem Gebiet erleichtert.

Leopold Schmidt

Anneliese Wittmann, Kosmas und Damian. Kultausbreitung und Volksdevotion. Mit einem Geleitwort von Mathilde Hain. 344 Seiten, mit 45 Abb. im Text und auf Tafeln. Berlin 1967, Erich Schmidt Verlag.

Eine Monographie über die beiden heiligen Ärzte war schon lange fällig. Die bei Mathilde Hain geschriebene Arbeit erfaßt den Stoff etwa in dem Sinn, wie Georg Schreiber einstmal seine kirchengeschichtlich-volkskundlichen Heiligenmonographien schreiben ließ. Die Verfasserin geht nicht etwa, was auf anderen Linien der Forschungsgeschichte nahe-liegen würde, von Zwillingsgöttern aus, sondern versucht Legende und Kult im christlichen Osten immer auf dieses ganz spezielle heilige Zwillingsspaar hin zu untersuchen. Frühere Versuche, die beiden Heiligen als Hypostasen der Dioskuren aufzufassen, werden so weit wie möglich zurückgedrängt. Dementsprechend kann vom wirklichen Kult der als einstmal tatsächlich existent angenommenen Brüder in Syrien und vor allem in Konstantinopel ausgegangen werden. Der legenden- und mirakelreiche Kult der Heiligen in der ganzen Ostkirche wird dementsprechend weitausgreifend verfolgt.

Mit dem von Byzanz her angeregten Kult der heiligen Zwillinge auf Sizilien beginnt ein neuer, großer Abschnitt, der durch die persönliche Kenntnisnahme der Tanzprozession von Sferracavallo bunte Lebendigkeit gewonnen hat. Bis zu den Tanzmelodien und den Gebildbroten ist hier alles festgehalten. Es folgen die weiteren, zum Teil auch sehr bedeutenden Kosmas- und Damian-Verehrungen auf Sizilien, wovon schon Pitrè einstmal viel aufgezeichnet hat. Der weitere Weg der Heiligenverehrung wird über Rom und die daran beteiligten Mönchsorden verfolgt. Mit dem Abschnitt „Die Ausbreitung des Kultes in Deutschland bis zu den Kreuzzügen“ betritt man hier festen Boden, die Reliquien- und Stadtpatrone-Verehrungen lassen sich sehr eingehend nachzeichnen. Der Abschnitt der „Kultentwicklung nach 1100“ wird mit einer genauen Punktekarte der Verehrungsverbreitung in Deutschland, Österreich und der Schweiz beschlossen. Das ausführliche „Verzeichnis der Kultstätten“ (S. 82—118) gibt die solide Grundlage für jede weitere landschaftliche örtliche Nachforschung.

Der nächste Hauptabschnitt „Zeugnisse der Verehrung“ bietet zunächst die gewissenhafte Überschau über Kosmas und Damian in bildlichen Darstellungen, wobei zwischen „Hoher Kunst“ und „Andachtsbild“ geschieden wird. Die Heiligen als Patrone der Ärzte, mit Siegeln, Apothekenschildern usw. finden sich eigens behandelt. Desgleichen ihr Patronat über Barbier- und Baderzünfte, sowie über verschiedene andere deutsche und französische Bruderschaften. Die Bruderschaften haben ihre Patrone auch gelegentlich in geistlichen Schauspielen darstellen lassen, wie ein weiteres, bis zum Jesuitenspiel heraufreichendes Kapitel zeigt. Von besonderer Bedeutung ist der den Kosmas- und Damian-Wallfahrten gewidmete Abschnitt, der nach den frühen Quellheiligümern

auch die späteren volkstümlichen Wallfahrten darstellt, sowie deren Schicksal in der Aufklärungszeit. Besondere Bedeutung besaß diese Verehrung in Süddeutschland, vor allem im schwäbisch-alemannischen Raum. Über die Translation der Bremer Reliquien nach München wird eingehend berichtet, der deutsche Festgesang zu diesem Anlaß von 1649 ist abgedruckt, ebenso weitere lateinische und deutsche Lob- und Bittgesänge. Dann widmet sich die Verfasserin besonders ausführlich der Kosmas- und Damian-Wallfahrt von Kaufbeuren, die geradezu monographisch von den Kultanfängen über die tragende Marianische Kongregation und ihre Jahresfeste bis zu den Mirakelberichten behandelt wird. Wohl im Zusammenhang damit haben die Jesuiten in Kaufbeuren auch ein entsprechendes Drama gespielt, 1722. Aus der ganzen Darstellung ergibt sich ein überaus reizvoller, quellenmäßig genau belegter Einblick in das religiöse Leben dieser kleinen Stadt in der frühen Neuzeit. Man merkt die vorzügliche Schulung, wenn man die Karte „Herkunft von Prozessionen und begnadeten Einzelpilgern“ (nach Kaufbeuren, S. 211) studiert, oder den Abschnitt über die spätere „Ablösung“ des Kultes liest, der beispielsweise mit einem Diagramm der häufigeren Männernamen in Kaufbeuren von 1733—1850 arbeitet. Auch das Verhältnis der nur vom Volk kanonisierten *Crescentia* von Kaufbeuren zu der älteren Kosmas- und Damian-Verehrung wird hier abgehandelt.

Die gewissenhafte, sehr reichhaltige Arbeit verdient also viel Lob. Es ist beinahe selbstverständlich, daß nicht jede Kleinigkeit, jede landschaftliche Einzelbeobachtung in ihr Platz gefunden hat. So wären vielleicht die Heiligenlieder noch eingehender zu mustern gewesen, wobei es sich beispielsweise herausgestellt hätte, daß es auch noch lebende Kosmas- und Damian-Lieder gibt. Richard Wolfram hat ein solches aus der Gottschee aufgezeichnet (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 6, Wien 1957, S. 202), was wohl auch als Hinweis auf die dortige Verehrung des Heiligenpaares hätte dienen können. Aber im großen und ganzen wird man doch froh und dankbar sein, daß eine so ausführliche, detailreiche Monographie überhaupt zustandegebracht wurde, die Anmerkungen (S. 255—301) und das Literaturverzeichnis (S. 302—333) sprechen ja allein schon eine beredte Sprache. Und man wird auch dem Verlag und der den Druck der Arbeit fördernden Deutschen Forschungsgemeinschaft sehr dankbar dafür sein, daß das Buch vorzüglich, und nicht zuletzt auch mit einem reichen Bildmaterial ausgestattet erscheinen konnte.

Leopold Schmidt

Georg Wagner, Barockzeitlicher Passionskult in Westfalen (= Forschungen zur Volkskunde, Heft 42/43). 426 Seiten, mit 229 Abb. auf den Seiten 339 bis 426. Münster in Westfalen 1967, Verlag Regensburg.

Der vorliegende starke Band stellt die direkte Ergänzung zu Georg Wagners grundlegendem Buch „Volksfromme Kreuzverehrung in Westfalen“ (Münster 1960) dar. Wagner hat mit dem ersten Buch das philosophische, mit dem zweiten das theologische Doktorat gemacht, und ist somit sicherlich dazu berufen, diese Seite der katholischen Volksfrömmigkeit und ihrer Auswirkungen in seiner Landschaft zu erfassen.

Der vorliegende Band erfaßt nach einer grundsätzlichen Einleitung über die Barockzeit und ihre Frömmigkeit alle wichtigen Gruppen volksnaher Kunst, die dem Passionsmotiv gewidmet sind. Zunächst werden die „Passionsbildwerke“ im allgemeinen geschildert, dann folgt die Aufgliederung nach Motivkomplexen: Der Herr am Kreuz, mit Altar- und

Kanzelkruzifix, Grabmalern mit Kreuzdarstellungen usw. Dann die Spezialmotive: Der göttliche Ratschluß der Erlösung, das Schmerzenskind (Jesusknabe mit Kreuz und Leidenswerkzeugen), Ölbergleiden, Geißelung, Dornenkrönung usw. Das geht so bis zu den Darstellungen der Schmerzensmutter und dem Heiligen Grab. Dann folgt der wichtige Abschnitt über die Kreuzpartikel und ihre Verehrung. Weiters werden die „Barockzeitlichen Passionsbildwerke in der Landschaft“ vorgeführt, also die Wegkreuze, Passionsbildstöcke usw. Die Aufgliederung der Kreuze nach ihren Formen (Gabelkreuze, Fünfwundenkreuze usw.) ist für alle mit ähnlichen Arbeiten Befaßten sehr wichtig und nützlich. Nach den Passionsbildstöcken werden die „Fußfallwege“ und „Kreuzwegstationen“ behandelt.

Die Abschnitte über die sichtbaren Zeugnisse des Passionskultes in der westfälischen Landschaft werden durch den vierteiligen Schlußabschnitt „Die volkstümliche Passionsandacht im barockzeitlichen Westfalen“ sozusagen im nachhinein von den tragenden Gemeinschaften und Frömmigkeitsbrauchgestaltungen aus erläutert. Es werden dabei vor allem die Bruderschaften als Träger der Volksandacht behandelt, und von den besonderen Inhalten der Passionsandachten nun die Andachten zum Kinde Jesus, zur Todesangst Christi, zum geißelten und dornen gekrönten Christus, die Andacht des Schmerzhafsten Rosenkranzes, der Sieben Fußfälle, die Kreuzwegandacht, die Blut- und Wunden-Andachten und schließlich die Heiliggrabandacht behandelt. Die für Westfalen bezeichnenden „Kreuztrachten“, also die Karfreitagsprozessionen, sind an verschiedenen Stellen dieser einzelnen Abschnitte herangezogen. Passionsspiele macht Wagner keine namhaft, was für mich eine gewisse Erleichterung bedeutet: Ich hatte mich bei der Stoffsammlung zu meinem Volksschauspiel-Handbuch (1962) doch ernsthaft gefragt, ob es sich nun um eine Tatsache, oder nicht vielleicht doch um eine Forschungslücke meinerseits handle, daß ich zwar viele Kreuztrachten, aber keine Passionsspiele in Westfalen finden konnte. Es hat sie also wirklich nicht gegeben, was einen immerhin wichtigen Unterschied zum bayerisch-österreichischen Gebiet darstellt, das sonst in vielen anderen Zügen des barocken Passionskultes doch sehr ähnliche Erscheinungen wie Westfalen aufzuweisen hat.

Das sehr große und gut durchgearbeitete Material wird dankenswerterweise durch nicht weniger als 229 Abbildungen veranschaulicht. Das Werk ist damit geradezu auch zu einem Quellenwerk geworden, mit dem man für dieses Gebiet jedenfalls völlig orientiert ist. Von der Kirche, der Kapelle, dem Bildstock bis zum Andachtsbildchen und zum Bruderschaftszettel ist alles auch im Bild dargeboten. Die einstmals von Georg Schreiber gegründeten „Forschungen zur Volkskunde“, immer schon eigentlich „Forschungen zur religiösen Volkskunde“, haben mit den Bänden von Georg Wagner also eine sinnvolle Weiterführung erfahren.

Leopold Schmidt

Elisabeth Roth, Der volkreiche Kalvarienberg in Literatur und Bildkunst des Spätmittelalters (= Philologische Quellen und Studien, Heft 2). 2. überarbeitete Auflage. 174 Seiten 8 Abb. auf Tafeln. Berlin 1967, Erich Schmidt Verlag.

Das Buch der Mitarbeiterin von Wolfgang Stämmeler ist bereits bei seinem ersten Erscheinen 1957 als ein wertvoller, klärender Beitrag zur Ikonographie begrüßt worden. Die in der Kunstgeschichte wohlbekannte

„Kreuzigung mit Gedräng“, uns hier beispielsweise durch Konrad Laibs Kreuzigungstafel von 1449 (im Unteren Belvedere) so gut bekannt, ist früher mehrfach so verstanden worden, daß hier die Passionsspiele direkt auf die bildende Kunst eingewirkt hätten. Elisabeth Roth hat, ganz im Sinne Wolfgang Stammers, dartun können, daß die theologische Literatur den Typus geschaffen hat, und daß bildende und darstellende Kunst gleichermaßen aus den Anregungen der Predigten usw. geschöpft haben. Daß diese Darstellungen dem Volk des Spätmittelalters als lehrhaft, als bedeutsam vorgestellt worden sind, wird sich kaum leugnen lassen. Die stadtbürgerliche Freude am „Gedränge“ hat wohl auch eine gewisse Rolle dabei gespielt, man müßte die Gegenstücke dazu heranziehen, die ungeheuer volkreichen Dreikönigszüge der italienischen Kunst beispielsweise, um den gemeinsamen Nenner dafür zu finden.

Die Neuauflage — eine Seltenheit bei einer derartigen Arbeit — hat dem Buch genützt, es ist genauer und noch stoffreicher geworden, und die beigegebenen Abbildungen machen es selbstverständlich auch anschaulicher.

Leopold Schmidt

Theodor Schütze, Um Bautzen und Schirgiswalde. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme im Gebiet von Bautzen und Schirgiswalde (= Werte der deutschen Heimat, Bd. 12). Berlin 1967. Akademie-Verlag. XII und 250 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln, Skizzen im Text. DM 12,50.

Wir haben bereits mehrmals auf Bände dieser von der Kommission für Heimatforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegebenen Schriftenreihe hinweisen können. Es handelt sich um gedrängte Topographien, die ebenso geschichtlich wie kunstgeschichtlich, wirtschaftsgeschichtlich wie allgemeinbildend eingestellt sind. Das volkskundliche Element tritt dabei wenig hervor, doch ist es ungefähr im gleichen Ausmaß vorhanden wie etwa bei den Bänden der Allgemeinen Landestopographie des Burgenlandes. Das heißt, daß die urchichtlichen Funde wie die archivalischen Bezeugungen genau exzerpiert und eingereiht erscheinen, wogegen sich die volkskundlichen Hinweise auf gelegentliche Aufzeichnungen beschränken. Die Siedlungs- und Hausformen sind, ähnlich wie in unseren Dehio-Bänden, verläßlich angeführt, man wird also Angaben über Umgebendhäuser, Fachwerkscheunen, verschieberte Wohnteile usw. in vielen dieser kleinen Ortsmonographien finden. Alles andere dagegen ist fast zufällig vorhanden und wirkt daher wie eingestreut: Etwa eine Rittersturz-Sage bei Dobrus, bzw. Skalenburg (S. 108), der Hinweis auf einen Hochzeitsbitter bei Döhlen (S. 124), Mitteilungen, daß die „Böhmische Brücke“ (S. 140) mit Blut und Quark gefestigt sei, das Motiv von Wassermann und Bär bei der Hainitzer Mühle (S. 145) oder der Hinweis auf die jährlich stattfindende „Bergsche Fastnacht“ im Erbgericht von Berge (S. 148). Vielleicht stammen diese und ähnliche Angaben aus der im Literaturverzeichnis zitierten „Volksgutkarte“, die einstmals 1930 ff. W. Frenzel bearbeitet hatte und die Manuskript geblieben ist.

Eine systematischere Durchdringung der an sich interessanten kleinen Ortsmonographien mit volkskundlichen Hinweisen wäre also sehr erwünscht, und vermutlich auch möglich.

Leopold Schmidt

Heinz-Eugen Schramm, LMIA. Des Ritters Götz von Berlichingen
denkwürdige Fensterrede. Gerlingen (Württemberg) 1967. Körner-
sche Druckerei und Verlagsanstalt. 224 Seiten, 99 Abb. DM 14,80.

Da der Verlag dieses Buch über die bekannteste aller Redensarten
zur Besprechung verschickt, muß man wohl oder übel auch darauf hin-
weisen. Es ist keine Frage, daß die weit verbreitete und vielseitig ver-
wendete Spruchrede von der Redensartenforschung ihren Wort- und Bild-
zeugnissen nach verfolgt werden kann. Es gibt auch eine gar nicht kleine
Literatur darüber, die früher mehr verstreut und verborgen auftrat,
heute recht öffentlich angeboten wird. Das Büchlein von Heinrich Lan-
gmaack, *Der gepfefferte Zauberspruch*. Stuttgart 1955, war die letzte
umfangreichere Zusammenfassung. Nunmehr kann wohl das vorliegende
Buch des Spezialisten in Tübingen, Heinz-Eugen Schramm dafür gelten.
Es enthält, in journalistischer Aufmachung, aber immerhin mit Quellen-
angaben auch für die Einzelzitate, eine sehr große Stoffmenge, und ist
darum bemüht, auch die gar nicht so seltenen bildlichen Ausprägungen
zusammenzustellen. Freilich ist weder bei allen Wortnennungen noch
bei allen Bilddarstellungen sicher, ob sie sich auf die Einladung auf die
Kirchweih, wie die Altbayern sagen, beziehen, oder nur auf Ähnliches
(Hinterweisen usw.) anspielen. Das bedingt auch, daß Schramm, der sich
der verschiedenen möglichen Zusammenhänge durchaus bewußt ist, viel-
mals von Abwehrzauber und ähnlichem reden muß, obwohl es sich auch
dabei doch wieder um verschiedene Dinge handelt. Die neuere Gebärden-
forschung ist da wohl zu wenig herangezogen worden, sie hätte die ver-
schieden hinweisenden Gebärden, Abwehrstellungen usw. differen-
zieren geholfen. Aber für solche fachlichere Interpretationen ist in dem
populären Büchlein immerhin Stoff zusammengetragen. Die literarische
Aufmachung, die an die gegenwärtig besonders beliebten Ausgaben
erotischer Volkslieder usw. erinnert, muß man bei der Benützung eben
in Kauf nehmen. Verfasser und Verlag werden es vermutlich nicht ver-
stehen, wenn man ihre Art der Aufmachung und Werbung, einschließlich
der beigelegten Grußkarten als geschmacklos bezeichnet.

Leopold Schmidt

Julio Caro Baroja, *Die Hexen und ihre Welt*. Mit einer Einführung
und einem ergänzenden Kapitel von Will-Erich Peuckert.
363 Seiten, 7 Abb. Stuttgart 1967. Ernst Klett Verlag. DM 30,—.

Es gibt Zeiten, in denen nebeneinander oder knapp nacheinander
Bücher über gleiche Themen erscheinen. Warum in unseren Jahren ver-
hältnismäßig viele Veröffentlichungen über Hexen und Hexenwesen
erscheinen, ist unklar. Vielleicht haben die Verleger daran auch einen
gewissen Anteil.

Jedenfalls ist durch eine derartige Welle nun einmal ein spanisches
Buch über Hexenwesen auch in deutscher Übersetzung erschienen, und
man kann von ihm, im Gegensatz zu vielen derartigen Übersetzungen
wohl sagen, daß es kein überflüssiges Verlagsunternehmen darstellt.
Baroja, Direktor des Spanischen Volkskundemuseums in Madrid, ist ein
bedeutender Kenner des Stoffes. Er hat sich, vor allem anhand der
umfangreichen englischen Literatur über das Hexenwesen in den Stoff
eingearbeitet, kennt aber immerhin auch die wichtigste deutsche Lite-
ratur. Was er weniger kennt und vielleicht nicht richtig einzuschätzen
vermag, hat Will-Erich Peuckert in dem Anhang-Kapitel über das
deutsche Hexenwesen nachgetragen. Er hat dabei mehrfach darauf hin-

gewiesen, daß Baroja an das Thema im Sinn der soziologischen Anthropologie herangehe und das Hexenwesen in seiner jeweiligen Umwelt verstehen und darstellen wolle, wogegen er es in die von ihm schon mehrfach dafür herangezogenen mütterrechtlichen usw. Zusammenhänge gestellt sehen wolle. „Weibervergesellschaftungen“, Spinn- und Brechelstuben-Unterhaltungen, das sind die Dinge, aus denen heraus Peuckert im Sinn seiner „Weiberzeit“ das hexenhafte Element verstehen will.

Dadurch wird man allerdings vom Sinn und Inhalt des Buches von Baroja einigermaßen abgelenkt. Denn ganz abgesehen von seiner soziologisch-anthropologischen Grundhaltung etwa im Sinn von Malinowski bietet Baroja doch eigentlich etwas ganz anderes. Gewiß, der erste Teil stellt eine Aufarbeitung des historischen Stoffes vor allem für West- und Südeuropa dar, und die verschiedenen mittelalterlichen Zaubereiprozesse, die eigentlich nicht zum Hexenwesen selbst gehören, werden wieder einmal vorgetragen. Ausschlaggebend für den Eigenwert des Buches ist jedoch sein zweiter Teil. Hier stellt Baroja das Hexenwesen im spanischen Baskenland dar, ausgehend von Kindheitseindrücken — er hat selbst in der Jugend davon noch erzählen gehört —, aber dann mit Ausbreitung des historischen Materials. Und von diesen Hexenprozessen im Baskenland und in Navarra hat man doch bisher kaum etwas gewußt, sich zumindest in der deutschsprachigen Literatur nicht darüber orientieren können. Von diesem baskischen Hexensabbath oder „Aquelarre“, wie er im 17. Jahrhundert häufig bezeugt ist, war bei uns nichts bekannt. Von den Hexen von Zugarramurdi, die als Sekte angesehen wurden, hat man kaum schon bei uns gehört, und über das Verhalten der Inquisition dazu sicherlich nur Einseitiges. Beim Prozeß gegen die Hexen von Fuenterrabia zeigt es sich deutlich, daß die Inquisitoren von diesen von Fremden- und Franzosenhaft erfüllten Geschichten gar nichts wissen wollten, daß dagegen die lokalen weltlichen Behörden einschritten.

Erst auf Grund solcher Quellendarlegungen lassen sich die Kunstwerke aus dem Hexenbereich, vor allem die Bilder von Goya verstehen, die Baroja auch dementsprechend eindringlich behandelt hat. Von den „schwarzen Bildern“ Goyas aus dem „Landhaus des tauben Mannes“ glaubt Baroja, daß sie auf die Lektüre des Berichtes über das Autodafé von Logrono im Jahr 1610 zurückgehen, den Goyas Freund Moratin herausgegeben hatte.

Es handelt sich also um ein stoffreiches, vielseitiges Buch, das die gegenwärtige Mode der Hexenveröffentlichungen überdauern wird.

Leopold Schmidt

Svante Hallberg, Rune Norberg, Oloph Odenius, *Den heliga Barbara i svensk kult och konst under medeltiden. Några iakttagelser rörande ett skyddshelgon för bergsmän* (Sonderdruck aus: Med hammare och fackla, Bd. XXV, 1967, S. 83—191).

Die volkscundliche Erforschung der hl. Barbara hat in den letzten Jahren durch die Arbeiten von Heilfurth, Kirnbauer, Krins und anderen reichen Zuwachs erfahren. Diese Arbeiten haben offenbar auch anregend gewirkt, wie besonders die hier vorliegende umfangreiche Veröffentlichung über die hl. Barbara in der mittelalterlichen Verehrung und Kunst Schwedens erweist. Oloph Odenius, ein viel bewährter Forscher der mittelalterlichen geistlichen Kultur Skandinaviens, hat mit zwei Mit-

arbeitern zusammen nicht nur, wie der Untertitel besagt „Einige Bemerkungen über eine Patronin der Bergleute“ zusammengestellt, sondern offenbar alle nur irgendwie greifbaren Bildzeugnisse aus vorreformatorischer Zeit gesammelt, 56 Abbildungen erweisen allein schon, daß es sich um eine sehr dichte Verbreitung dieser Verehrung gehandelt haben muß. Geographische Listen erschließen das gesamte noch vorhandene Material in allen Landschaften Schwedens und Finnlands, Spuren der zwei von Odenius festgestellten Kultwellen. Bezeichnenderweise findet sich die erste Bezeugung des Personennamens Barbara in einem Bergwerksgebiet. Die mittelalterliche Barbara-Verehrung hat, wie ausgeführt werden kann, im 17. Jahrhundert nachgeklungen, was durch eine örtliche Gruppe (in Småland) von Stickereien bezeugt erscheint.

Eine sehr begrüßenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse also, freilich an einem Ort erschienen, der für gewöhnlich von unseren Bibliographien kaum erfaßt werden dürfte. Leopold Schmidt

G y ö r g y D o m a n o v s z k y, Ungarische Bauertöpferei (= Ungarische Volkskunst, Bd. 1). 73 Seiten, 32 Schwarzweiß- und XVI Farbtafeln. Budapest 1967, Corvina Verlag.

Vor wenigen Jahrzehnten, noch vor dem zweiten Weltkrieg, war es für den der ungarischen Sprache Nichtkundigen recht schwer, sich von der reichen volkskundlichen Arbeit in Ungarn ein Bild zu machen. Das überreich gesammelte Material wurde wohl gar nicht selten veröffentlicht, aber fast immer nur mit ungarischen Kommentaren und Interpretationen. Nach dem zweiten Weltkrieg sah es eine zeitlang so aus, als würde man nunmehr ungarische Arbeiten mit russischen Zusammenfassungen zur Kenntnis nehmen müssen, was wohl das Gegenteil von Arbeiterleichterung bedeuten mußte. Seit einigen Jahren aber hat sich der Wind gedreht. Immer mehr an ungarischen Veröffentlichungen erscheint mit deutschen Zusammenfassungen, und das Erscheinen von ganz deutsch geschriebenen Publikationen ist jetzt auch keine Seltenheit mehr. Unsere Zeitschrift hat hier jederzeit anregend und ermunternd gewirkt, wir haben so deutlich wie nur möglich, selbstverständlich in aller Höflichkeit, auf diese Umstände hingewiesen, und dürfen uns daher wohl freuen, daß unsere Anregungen Erfolg gehabt haben.

Auch das vorliegende Bändchen wollen wir zunächst auf dieses Konto buchen. Gyula Ortutay, führender Vertreter der Budapester Volkskunde, hat eine neue Reihe von Kleinbüchern gegründet, die direkt „Ungarische Volkskunst“ heißen und insgesamt zehn Bände umfassen soll. Das erste, vorliegende, Bändchen darf als geglückt angesprochen werden und gibt uns frohe Hoffnung auf eine gute Fortführung der Reihe. Dománovszky hat eine gute Einführung in die „Bauertöpferei“ geschrieben, mit einer Übersicht der reichen Bestände im ganzen Land und in den ungarischen Siedlungen in Siebenbürgen. Zunächst werden in kurzen Abschnitten das technische Verfahren der Hafnerei, Formgebung und Verzierung behandelt, dann folgt nach einer Darstellung der Vorgeschichte eine Übersicht über Werkstätten und Stilrichtungen, die weiterhin im einzelnen (Mittlere Theißgend, Obere Theißgend, Oberland, Große Ungarische Tiefebene, Westungarn, Siebenbürgen) behandelt werden. Beim „Oberland“ macht sich der slowakische Einfluß bemerkbar. Bei der Behandlung von Westungarn wird unter anderem auf die reliefierten Zunftkrüge von Veszprim hingewiesen, deren Gegenstücke aus dem Burgenland uns so gut bekannt sind.

Das Büchlein behandelt Aufstieg, Blüte und Verfall einer dörflichen Volkskunst, vor allem vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Es berichtet, spart dabei die Gegenwart mit ihren eigens ernannten „Meistern der Volkskunst“ nicht aus, und schafft im ganzen einen gediegenen Überblick, der, wie selbstverständlich, von der älteren und jüngeren Keramikforschung in Ungarn viel gelernt hat. Forschungen außerhalb Ungarns scheinen zumindest in der Bibliographie nicht auf. Die Bilder vermitteln den Eindruck eines geglückten Querschnittes durch das schöne Sachgebiet.
Leopold Schmid

Kalevala, Das Finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übersetzt von Lore Fromm und Hans Fromm. Kommentar von Hans Fromm. 2 Bände: Bd. I, Textband-Übersetzung und Nachwort. 396 Seiten, 2 Karten. Bd. II, Kommentarband mit forschungsgeschichtlichem Abriss und Register. 352 Seiten, 2 Karten.

Im Sommer 1943 hatte ich mir in einer Frontbuchhandlung in der Ukraine eine zweibändige Kalevala-(K)-Übersetzung „in der Übertragung von Anton Schiefner“ erstanden. Ein Vierteljahrhundert später erfahre ich von meinem Kollegen, dem Ordinarius für Germanistik und Finnougristik an der Universität München, daß diese Ausgabe 1943, die noch unter dem Namen des St. Petersburger Gelehrten A. Schiefner nach dessen Übersetzung von 1852 lief, als Überarbeitung auf Martin Buber zurückgehe, der sie 1914 und 1921 herausgebracht hatte, 1943 aber aus zeitbedingten Gründen totgeschwiegen worden war (vgl. Fromm II, 9). Immerhin hatten mich Text und Kurzkomentar (nach den „K-Studien“ von K. Krohn 1924/28) schon damals sehr beglückt, lange ehe ich 20 Jahre darnach selber Finnland zu Studien besuchen durfte. Nunmehr liegt, erstmals nicht wie bisher für den deutschen Leser ausnahmslos aus dem Schwedischen, sondern unmittelbar aus der finnischen Vorlage übersetzt, der Gesamttext der 50 Lönnrot'schen K.-Gesänge in einer im Sprachklang wundervollen, einfühlsamen Übersetzung des Ehepaares Fromm und in einem für die Volkskunde als Fundgrube voller Schätze zu wertenden Kommentar von H. Fromm vor, dem auch der Verlag drucktechnisch große Sorgfalt gewidmet hat. Gleichzeitig erreicht uns die Kunde, daß Wolfgang Steinitz zwei Tage vor seinem Tode die „deutsche Ausgabe des finnischen K.-Epos“ abgeschlossen habe (H. Strobach im Nachruf auf W. Steinitz, Beilage zum Deutschen Jb. f. Vk. XIII/2, 1967).

So erfüllt sich spät erst, nunmehr aber mit besonderer Hingabe das, was einst J. Grimm 1845 „Über das finnische Epos“ aus nur unvollkommener Kenntnis des Inhaltes wie des Formalen nach der schwedischen Versübersetzung von M. A. Castrén (1841; dazu eine französ. Prosaübersetzung von L. A. Léouzen, Le Duc 1845) vergleichend und vorausschauend hatte sagen können, daß hier der Volksmund eines kleinen, nicht einmal in eigenen Staatsgrenzen, sondern als „Großfürstentum“ innerhalb des russischen Zarenreiches und in seinen Rechten, insbesondere im Gebrauch der Muttersprache in unterdrückter Stellung lebenden Volkes dennoch ein Bild des Geistes bewahrt habe, das man in etwa einem Werke der Weltliteratur wie dem Homers oder dem des Nibelungen-Dichters zur Seite stellen könne. Freilich hatte es durch D. H. R. v. Schröters „Finnische Runen“ (Uppsala 1819), in denen 24 Lieder wenn auch nicht einheitlichen Charakters in finnischer und deutscher Sprache vorgelegt worden waren, auch vor der ersten großen Gesamtausgabe durch E. Lönnrot (1835), die sichtlich unter dem Einfluß der

Homer-Theorie F. A. Wolfs stand, verschiedene Möglichkeiten gegeben, Einblick in das Gefüge dieser Art „Volkdichtung“, in ihren Motiven- und Formelschatz zu gewinnen (vgl. W. K a u k o n e n, Jacob Grimm und das K.-Epos. Festschrift: „J. Grimm. Zur 100. Wiederkehr seines Todes“, hrsg. v. W. F r a e n g e r u. W. S t e i n i t z, Berlin 1963, 229 ff.). Für J. Grimm bot das K. nach den Übersetzungen und eigenen germanisch-finnischen Lehnwortstudien vor allem, wie er meinte, ungeheure Schätze an Erbe einer Mythologie des nordischen Volkes in der Randlage, die in den Verwandtschaften zu den germanischen wie den litauischen Traditionen als Nachklänge beinahe lebendigen, vom Christentum kaum übertünchten Heidentums zu sehen umso mehr bereit war, als ihn ja jahrzehntelange Arbeiten an seiner „Deutschen Mythologie“ (1835) und seither zumal auf die Vergleichsschau gewiesen hatten (vgl. L. K r e t z e n b a c h e r, Zur Neuausgabe der „Dt. Mythologie“ v. J. Grimm, Graz 1968; im Druck). Doch die sprachliche Schranke blieb ein wesentliches Hindernis für den klareren Einblick; für J. Grimm damals wie für die allermeisten Volkskundler von heute, so sehr sich Grimm bemüht hatte, einen Eigenversuch einer Übersetzungsprobe aus dem Finnischen über das Schwedische ins Deutsche zu geben, die Gesang XIX, Vers 206—244 betraf.

Mit umso größerer Spannung durfte man also die hier vorgelegte Neuübersetzung und den ersten Großkommentar in deutscher Sprache von einem in der Beurteilung von Volksdichtung bestens versierten Gelehrten erwarten, der mit gründlicher Eigenkenntnis der finnischen Sprache und Kulturgeschichte sich zudem in breitem Ausmaße der reichen Literatur zu Geschichte, Volkskultur, Religion und Archäologie der skandinavisch-finnischen wie der übrigen Völker des weiteren Nordostseeraumes und des arktischen Kulturkreises bedient. Es ist nicht „Urzeit“, in die Lönnrots K.-Runen zurückreichen; im Sprachlichen so wenig wie im Inhaltlichen. Aber es sind besondere Verhältnisse der Volkskultur im Spannungsfeld des Epengeschehens zwischen Finnland und „Pohjola“ (= Lappland? Oder irreald zu verstehen als außerhalb der menschlichen Gemeinschaft liegend? Oder ist „Pohjola“ eine ursprüngliche finnische Weißmeerkolonie? Vgl. Fromm II, 88). Deutsche, Russen oder Schweden werden ja nicht oder kaum einbezogen. Dennoch muten die K.-Runen archaisch im Gepräge an nach jenem so oft auch in den Fundorten etwa der russischen Bylinen wie der serbokroatischen Volksepen bestätigten kulturbiologischen Gesetze, daß sich Altformen nicht im Zentrum größerer Traditionslandschaften, sondern an ihren Rändern erhalten. Gerade diese Beobachtung drängt sich beim Studium der Frommschen Varianten-Aufbereitung und Schichtenbestimmung der Letztform innerhalb des Lönnrotschen Neuen K. so oft auf. Sie wird auch in der ständig wiederkehrenden Frage nach der Grundlage im „Mythos“, in der Entmythologisierung, der „Historisierung“, der Wiederrückführung in „Mythisches“ usw. derzeit bestätigt von sehr klugen und tief eindringenden Beobachtungen an Parallelen der südslawischen (serbokroatischen, makedonisch-slawischen, nordgriechischen und bulgarischen) Verhältnisse bei Dagmar B u r k h a r t, Untersuchungen zur Stratigraphie und Chronologie der südslawischen Volksepik. (Als Münchener Dissertation hrsg. v. A. S c h m a u s, Slavistische Beiträge, Bd. 33, München 1968; vgl. bes. 39 ff., 48 ff., 59 ff., 425 ff., 487 ff.)

München

Leopold Kretzenbacher

Anzeigen / Einlauf 1966—1968: Religiöse Volkskunde

Almut A m e r e l l e r, *Votiv-Bilder. Volkskunst als Dokument menschlicher Hilfsbedürftigkeit, dargestellt am Beispiel des Motiv-Bilder des Klosters Andechs.* 76 Seiten, Abb. und Farbtafeln. München 1965. 19.166

Peter A s s i o n, *Walldürner Heilig-Blut-Bilder in Polen. Ein Beitrag zu volksreligiösen Beziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa.* (ÖZV Bd. XXI/70, 1967, S. 165 ff.) 19.822

Dietmar A s s m a n n, *Die Wallfahrt zur kleinen hl. Theresia auf der Hungerburg bei Innsbruck.* (ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 249 ff.) 19.522

Racquel B a r r o s und Manuel D a n n e m a n n, *La ruia de la Virgen de Palo Colorado* (= Universidad de Chile, Instituto de investigaciones musicales, Coleccion de ensayos, No. 13). 55 Seiten, Bildtafeln, Noten. Santiago 1966. 19.186

Erich B a r t l, *Herbergsuche in der Großstadt.* (Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 15, 1966, S. 50 f.) 19.368

Iso B a u m e r, Hildegard C h r i s t o f f e l s und Gonsalo M a i n b e r g e r, *Das Heilige in Licht und Zwielficht* (= Offene Wege 3). 167 Seiten. Einsiedeln 1966. 19.588

Klaus B e i t l, *Das „Lexikon für Theologie und Kirche“, ein Nachschlagewerk der Religiösen Volkskunde.* (ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 240 ff.) 19.384

Derselbe, *Christus als Apotheker. Kleine Beiträge zur Kenntnis dieses geistlichen Bildmotivs.* (Zur Geschichte der Pharmazie. Geschichtsbeilage der Deutschen Apotheker-Zeitung, Bd. 19, 1967, Nr. 2, S. 9 ff., mit Abb. und Karte; Nr. 4, S. 23 ff. mit Abb.) 19.581

Klaus B e i t l und Leopold S c h m i d t, 2 Karten: a) *Wallfahrten in Österreich* (in Auswahl), b) *Verehrung bestimmter Heiliger in Österreich* (in Auswahl). (Kirchenhistorischer Atlas von Österreich, hg. Ernst Bernleithner, Wien 1967, 2 Karten mit Text.) 19.752

Hans B l e i b r u n n e r, *Das Leben des Heiligen Wolfgang nach dem Holzschnittbuch des Johann Weysenburger aus dem Jahr 1515.* 127 Seiten, zahlr. Abb. Regensburg 1967. 19.551

Wolfgang B r ü c k n e r, *Bildnis und Brauch. Studien zur Bildfunktion der Effigies.* 361 Seiten, 18 Abb. auf Tafeln. Berlin 1966. 19.462

(Joseph C h r i s t e n), *U. L. Frau von Thierenbach, Oberelsaß, Frankreich* (= Kunstführer Nr. 838). 24 Seiten, Abb. im Text. München-Zürich 1966. 19.232

- Walter D e u t s c h, Vom geistlichen Liedgut in Großarl im Pongau. (Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 15, 1966, S. 15 ff., mit Noten.)
19.365
- Anton D ö r r e r, St. Wendel in Kult, Kunst, Namen und Wirtschaft von der Saar bis Südtirol. Ein Beitrag zum Cusanus-Gedenkjahr (1464 bis 1964). (Forschungen und Fortschritte Bd. 39, Berlin 1965, S. 11 ff.)
19.995
- Josef D ü n n i n g e r, Pilgerzeichen von Vierzehnheiligen. (100. Bericht des Historischen Vereins Bamberg 1964, S. 391 ff.)
19.397
- Johannes D u f f t, Sankt Othmar in Kult und Kunst. 139 Seiten, Abb. im Text und auf Tafeln. St. Gallen 1966.
19.587
- Fritz E i c h l e r, Kuhländler Kapellenbuch. 160 Seiten, Abb. im Text. Heidelberg 1966.
19.470
- Franz G r a s s, Sakralkultur und Kirchenrecht. Zur Rechtsgeschichte der Prozessionen, Versehänge, sowie des Bruderschaftswesens in den österreichischen Alpenländern, besonders in Tirol. (Österreichisches Archiv für Kirchenrecht, Bd. 16, 1965, S. 263 ff.)
19.124
- Gustav G u g i t z, Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild. (Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1965, SA. 25 Seiten, mit 44 Abb. im Text.)
19.106
- Liselotte H a n s m a n n und Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k, Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. 270 Seiten, mit 844 Abb. München 1966.
19.266
- Dieter H a r m e n i n g, Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit. (Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter, Bd. 28, 1966, S. 25 ff., mit 2 Karten.)
19.416
- Derselbe, Heiligenleben und Wallfahrtsfrömmigkeit in Franken. Katalog der Ausstellung anlässlich des Deutschen Volkskunde-Kongresses 1967 der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Würzburg, 1. bis 5. Oktober 1967. 52 Seiten, hektographiert.
19.845
- Wolfgang-Hagen H e i n, Christus als Apotheker. Bemerkungen zur Ikonographie dieses Motivs. (Zur Geschichte der Pharmazie. Geschichtsbeilage zur Deutschen Apotheker-Zeitung, Bd. 18, 1966, Nr. 1, S. 1 ff., mit 12 Abb.)
19.301
- Hans H o c h e n e g g, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol. Beiträge zur religiösen Volkskunde. 158 Seiten, XVI Bildtafeln. Innsbruck 1965.
19.133
- Derselbe, Gebetsformeln gegen Zauberei, Pest und jähren Tod. (ÖZV Bd. XXI/70, 1967, S. 196 ff.)
19.825
- Alfred H ö c k, Zwei Motivbilder und ein Marterl aus Hinterhornbach. (Tiroler Heimatblätter Bd. XLII, Innsbruck 1967, S. 63 ff.)
19.714
- Hermann J u n g, Neue Bildstöcke in neuer Landschaft. (Die Stimme Frankens, Bd. 33, 1967, S. 115 ff., mit 3 Abb.)
19.893

A. J. Bernet Kemper, Om een struik die palm werd. 180 Seiten, 93 Abb. im Text. Arnhem 1966. 19.217

Adalbert Graf von Keyserlingk, Vergessene Kulturen im Monte Gargano. 198 Seiten, 180 Schwarzweiß- und 12 Farbtafeln. Nürnberg 1968. 20.007

Johann Knobloch, Ein weiteres Wortzeugnis für die merowingische Mission in England und im oberdeutschen Raum. (Festschrift für Karl Pivec = Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft Bd. 12, Innsbruck, 1967, S. 221 ff.) 19.318

Nikolaus Chr. Kogler, Motivbilder aus dem östlichen Nordtirol (= Schlern-Schriften Bd. 242). 160 Seiten, XL Bildtafeln mit 78 Abb. Innsbruck 1966. 19.286

Hans-Henning Lauer, Kaiserin Helena. Leben und Legenden. 67 Seiten, Abb. München 1967. 19.948

Franz Lipp, Volksart und Volksfrömmigkeit als Triebkräfte der Kunst der Donauschule. (Studien zur Kunst der Donauschule. Werden und Wandlung. Linz 1967, S. 20 ff.) 19.969

(Karl List), Das geistliche Volkslied in Bayern. Aus Tradition und Gegenwart des religiösen Volksgutes in Franken, Schwaben und Altbayern. Eine Veranstaltung zum Deutschen Volkskunde-Kongreß 1967 in Würzburg. 19 Seiten Rotaprint. München 1967. 19.865

Georg Lohmeier, Geistliches Donnerwetter. Bayerische Barockpredigten (= DTV Nr. 460). 169 Seiten. München 1967. 19.975

Norbert Mantl, Vorchristliche Kultrelikte im oberen Inntal (= Schlern-Schriften Bd. 247). 210 Seiten, VIII Tafeln. Innsbruck 1967. 19.483

Franz Merschl, 27 Lieder zur Totenwache in der Pfarre Kirchschlag in der Buckligen Welt, Niederösterreich. 57 Seiten, hektographiert. Kirchschlag (1967). 19.126

Wolfgang Pfandler, Die Geheimnisträger von Alpbach. Ein Bildbericht. (Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Heft 1, Sommer 1967, S. 19 ff.) 19.751

Hans Reuther, Die Bildstöcke des Landkreises Hildesheim-Marienburg (= Heimatkundliche Schriftenreihe Nr. 6). 54 Seiten, 23 Abb. auf Tafeln. Hildesheim o. J. 19.446

P. Crescentino da S. Severino M., Chiese e cappelle di Loreto nella Svizzera. 173 Seiten, Abb. im Text. Loreto (Ancona) 1967. 19.804

Hans Peter Richter, Jagd auf Gereon. Geschichte und Wanderung einer Legende. 156 Seiten, Bildtafeln. Graz—Wien—Köln 1967. 19.839

Helmut Sieber, Morgen, Kinder, wird's was geben. Ein sächsisches Weihnachtsbuch. 144 Seiten, 15 Abb. auf Tafeln. Frankfurt am Main 1966. 19.399

Johannes Sigmund, Marienwallfahrt Hoheneich, Niederösterreich. Unpag., Abb. im Text. Hoheneich, o. J. 19.687

Wilhelm Sulser, Von den Schutzpatronen der Schuhmacher (= Schriften des Bally-Schuhmuseums). Unpag. mit Bildtafeln. Schönenwerd 1965. 19.439

Martin Scharfe, Rudolf Schenda, Herbert Schwedt, Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit einer Einführung von Hermann Bausinger (= Das Bild in Forschung und Lehre, Bd. 7). 129 Seiten, 155 Abb. Stuttgart 1967. 19.951

Otto J. M. Schmid, Ein Beitrag zum geistlichen Liedgut im Burgenland. (Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 15, 1966, S. 38 ff.) 19.367

Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. 420 Seiten, mit 4 Karten im Text. Berlin 1966. 19.436

Derselbe, Zu einem polnischen Walldürn-Holzschnitt. (ÖZV Bd. XXI/70, 1967, S. 176 f., mit 2 Abb.) 19.823

Emil Schneeweis, Bildstöcke und Wegsäulen in Währing. (Unser Währing, 1. Jg., Wien 1966, H. 2, S. 9 ff., mit 7 Abb.) 19.550

Franz Schunko, Herbergsuchen in Wagrain. (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 106, 1966, S. 359 ff., mit Noten und 2 Bildtafeln.) 19.418

Adolf Schwammerger, Vom Brauchtum mit der Zitrone (= Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde 2). 123 Seiten, XII Bildtafeln. Nürnberg 1965. 19.283

Hermann Steininger, Motivbilder aus niederösterreichischen Gnadenstätten Katalog der gleichnamigen Ausstellung (= 28. Ausstellung Galerie Autodidakt). 19 Seiten, Abb. im Text. Wien 1966. 19.224

Wilhelm Thomas, Der Quempas geht um. Vergangenheit und Zukunft eines deutschen Christnachtsbrauches. In Verbindung mit Konrad Amlin dargestellt. 87 Seiten, mit Noten und Abb. im Text und auf Bildtafeln. Kassel—Basel 1965. 19.261

P. Angelo Trovati, Il Sacro Monte di Varallo. Guida illustrativa. Unpag., zahlr. Farbbilder im Text. Varallo, o. J. 19.844

Sepp Walter, Das „Maschta-Singen“. (Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs. Festschrift für Hanns Koren. Graz 1966. S. 120 ff., mit Abb. im Text.) 19.387

Karl Wolfsgruber, Der Loretoschatz im Klausen. (Der Schlern Bd. 39, 1965, S. 60 ff.) 19.997

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1968

zu H u t t e r, Das Spielberger Kreuz



Abb. 1. Spielberger Kreuz bei Melk



Abb. 2. Barockes Tabernakelkreuz auf der Ried Donauefeld bei Melk

zu Friederike Wirth, Die Leichbretter



Abb. 1. Alte Brechelstube bei Alm, auf dem Weg zum „Waldhaus“.
Beide Aufnahmen Dr. Friederike Wirth



Abb. 2. Totenbretter an einem Weg nach Alm im Walde

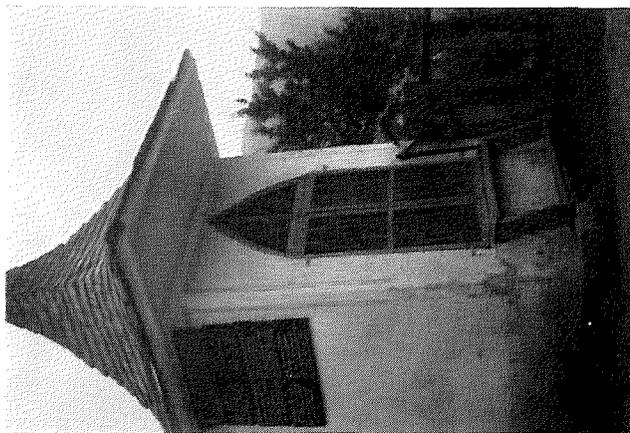


Abb. 3. Totenbretter an einer Kapelle
auf dem Weg zum „Waldhaus“
bei Alm



Abb. 4. Nahaufnahme der Toten-
bretter an der Kapelle bei Alm
bei Saalfelden

Beide Aufnahmen Dr. Gertrud Stella

Das bäuerliche Handwerk

(Nach Beobachtungen in der Loich, Niederösterreich)

(Mit 11 Abbildungen)

Von Franz Maresch

Wenn man im Rahmen der Sachvolkskunde die vielfältige Arbeit des Bauern studiert und sich mit den am Bauernhof vorhandenen Geräten technologisch auseinandersetzt, dann kann man deutlich zwischen der spezifisch bäuerlichen und der Arbeit unterscheiden, bei der der Bauer wie ein Handwerker tätig wird¹⁾. Es drängt sich dabei der Begriff „Bäuerliches Handwerk“ auf, der aber nicht mit dem des bäuerlichen Hausgewerbes verwechselt werden darf, das zum Unterschied vom bäuerlichen Handwerk regelmäßig und zum Zwecke des Erwerbes ausgeübt wird.

Wir können im ländlichen Bereich vier Formen der Arbeit unterscheiden:

- die eigentliche bäuerliche Arbeit,
- die bäuerlich handwerkliche Arbeit,
- das bäuerliche Hausgewerbe und
- das eigentliche Handwerk.

Das Handwerk

Das Handwerk hat mit der Bauernarbeit nichts zu tun, es besteht für sich und setzt eine Meisterschaft voraus, die in der Lehr- und Gesellenzeit erworben wird. Die Organisation der handwerklichen Gemeinschaften, der Zünfte und Innungen, ihre geschichtliche Entwicklung, ihre rechtliche Struktur und ihr Brauchtum sind durch die Volkskunde erfaßt und auch für die Arbeits- und Gerätekunde gibt es zahlreiche Unterlagen, die weit zurückreichen. Die Holzschnitte des 16. Jahrhunderts können geradezu als Fachliteratur angesprochen werden, es sei nur an

¹⁾ Eine ähnliche Teilung hat seinerzeit auch Josef Blau vorgenommen. Er unterscheidet zwischen der nur auf Ackerbau und Viehzucht gerichteten eigentlichen „Bauernarbeit“ und dem „Hauswerk“, als Trägerin der Ur-Erzeugung von Haus, Gerät, Gewand und Nahrung. (Der Heimatforscher, Prag 1922)

das Bergbaubuch von G. Agricola (1556) oder an das Ständebuch von J. Amman (1568) erinnert. Im 18. Jahrhundert sind es vor allem die große französische Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert und die Kupferstiche von Daniel Chodowiecki, aus denen viele Details entnommen werden können. Im 19. Jahrhundert entstanden umfangreiche technologische Werke, wie das vielbändige Sammelwerk „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke“. In dieser Zeit begann man auch die Handwerksgeräte zu sammeln. Es entstand z. B. in Wien am Polytechnischen Institut das Fabriksproduktenkabinett, dessen Werkzeugsammlung von Altmütter (1825) beschrieben wurde. All diese Werke sind auch für das bäuerliche Handwerk interessant, da sie sich zum Unterschied von der modernen Fachliteratur mit den einfachen Geräten beschäftigen.

Das bäuerliche Hausgewerbe

Das Hausgewerbe kann in dieser Betrachtung unbeachtet bleiben. Die Volkskunde befaßt sich damit und die wichtigsten Erzeugungsstätten sind erforscht. Das Hausgewerbe entstand nach J. Blau aus einer Überschuß-Erzeugung des Hauswerkes. Wo das Hausgewerbe von einzelnen Unternehmern („Verlegern“) ausgebetet wurde, sank es zur „Heimarbeit“ herab. Mais²⁾ bezeichnet es als Zwischenstufe zwischen Handwerk und Bauerntum und gibt folgende Definition: Es befaßt sich „mit der Erzeugung von über den eigenen Bedarf hinausgehenden Gütern und mit Heranziehung sämtlicher Familienmitglieder zur Arbeit. Bei der Erweiterung der hausgewerblichen Tätigkeit auf mehrere Hausgemeinschaften oder Dorfgemeinschaften und Einschaltung einer eigenen Verkaufsorganisation gelangen wir zur Hausindustrie“.

Das bäuerliche Handwerk

Bevor wir auf das bäuerliche Handwerk näher eingehen, müssen wir dessen Verhältnis zur bäuerlichen Arbeit klarstellen. Dies scheint notwendig, da vielfach die Meinung geäußert wird, der Bauer verrichte die handwerkliche Tätigkeit so nebenbei. Sie wird als eine Art Freizeitbeschäftigung angesehen, der der Bauer „nach seiner Arbeit“, bei Schlechtwetter oder im Winter nachgeht. Diese Meinung dürfte daher kommen, daß man von den Erzeugnissen des bäuerlichen Handwerks nur den verzierten Stücken, als Objekten der Volkskunst, besondere Beachtung schenkt, den Stücken also, die tatsächlich den Eindruck einer

²⁾ A. Mais, Handwerk und Volkskunst (Österr. Volkskunde für Jedermann, Wien 1952).

künstlerisch orientierten Freizeitbeschäftigung erwecken. Das bäuerliche Handwerk ist in seiner Gesamtheit aber eine nüchterne, zweckgebundene Tätigkeit, ohne die eine bäuerliche Arbeit gar nicht möglich wäre, da sie die arbeitsmäßigen Voraussetzungen, das heißt die Geräte und Hilfsmittel dafür schafft.

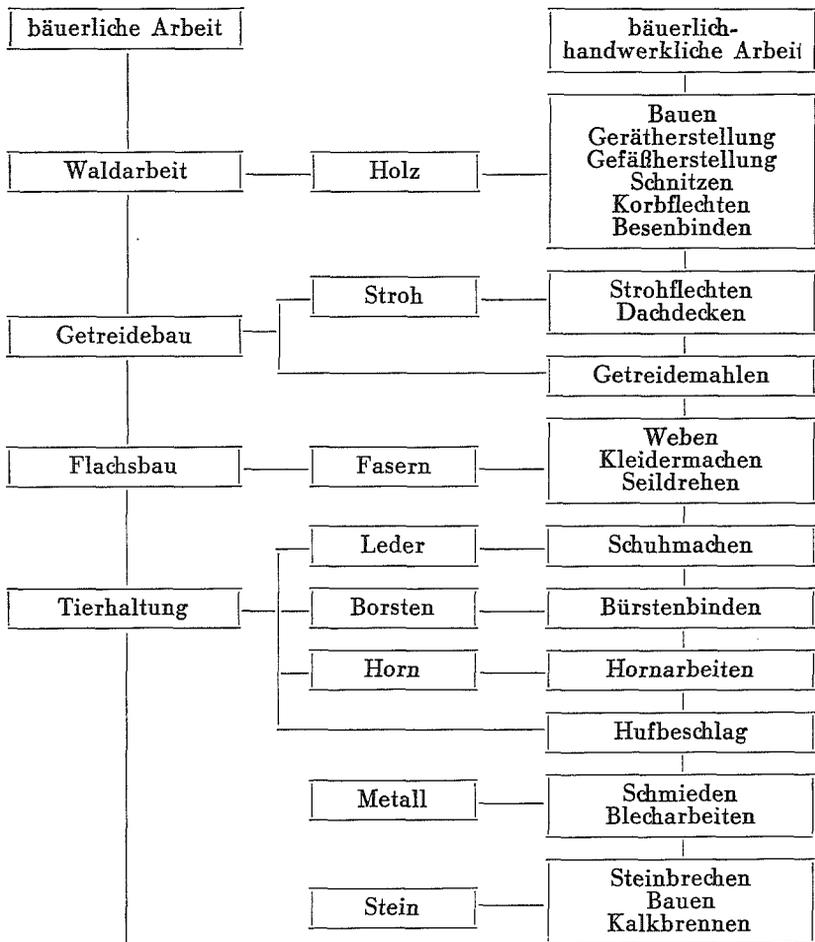
Manche handwerkliche Tätigkeit ist im Bereich des Bauernhofes eine typisch bäuerliche, wie z. B. das Brotbacken, das einen wichtigen Teil im Arbeitsbild der Bäuerin darstellt. Beim Getreidebau z. B. handelt es sich bis zum Dreschen um eine einwandfrei bäuerliche Tätigkeit. Das Stroh bildet dann den Werkstoff für eine ebenso einwandfreie handwerkliche Tätigkeit, nämlich das Strohflechten und das Strohdachdecken. Ähnlich ist es auch bei der Tierhaltung, wo die Aufzucht der Tiere und die Verarbeitung von Milch und Fleisch bäuerliche, die Verarbeitung von Haut, Haar und Horn aber handwerkliche Verrichtungen sind.

Das weite Feld des bäuerlichen Handwerks liegt beim Holz. Zu diesem Werkstoff hat der Bauer engste Beziehung, er kennt dessen Eigenschaften und Eigenheiten und versteht es meisterhaft, die natürlichen Wuchsformen für seine Zwecke zu nützen. Eisen erfordert eine besondere Bearbeitungstechnik und eine Beziehung zum Stoff, die der Bauer nicht hat. Darum beschränkt sich das bäuerliche Handwerk hier hauptsächlich auf Reparaturarbeiten und das Aufbringen von Eisenbeschlägen auf Holzteile wie z. B. das Aufziehen von Radreifen. Beim Werkstoff Stein beschränkt sich die Arbeit auf das Gewinnen im Bruch, das Kalkbrennen und das rohe Behauen zu Mauersteinen. Eine besondere Art der Steinbearbeitung ist das Schärfen der Mühlsteine, das die Besitzer von Hausmühlen selbst ausführen und für das sich auf den Höfen das notwendige Werkzeug findet.

Das folgende Schema gibt eine Übersicht über die wichtigsten Sparten des bäuerlichen Handwerks und deren Zusammenhänge mit der bäuerlichen Arbeit.

Das Werkzeug des Bauern gleicht dem des Handwerkers und vor allem die eisernen Teile haben beide meist vom gleichen Zeugschmied bezogen. Mitunter wurden allerdings Werkzeuge zur Gänze selbst angefertigt. Ein Beispiel dafür sind die in Abb. 1 gezeigten Schabhobel. Sie sind etwas klobig ausgefallen und die Messer bestehen aus Stücken alter Sensenblätter, in einem Fall aus einem ausgedienten Rasiermesser. Bei selbstgefertigten Werkzeugen kann man immer wieder die Verwendung alter Sensenblätter beobachten. In der Sammlung des Verfassers³⁾ befindet sich u. a. ein Krauthobel, in dem 5 Sensenblatteile als Messer

³⁾ Heimatstube in der Loich, Niederösterreich.



eingesetzt sind. Durch sorgfältig eingelegte kleine Holzkeile sind diese Messer schuppenförmig so eingestellt, daß eine summierende Schnittwirkung erzielt wird⁴⁾.

Da es mit dem Werkzeug allein noch nicht getan ist, sondern unbedingt auch die Arbeitsverrichtung, für die es dient, mit erfährt werden muß, soll diese hier angeführt werden. Diese Hobel, oder in der Lokalbezeichnung die „Zaanmesser“, werden zum Putzen

⁴⁾ Im Aufsatz „Zur Verwendung alter Sensenblätter“ von Ch. Gillardon und R. Trüb (Schweizer Volkskunde, 50. Jg. 1960, H. 4–5), finden sich zahlreiche andere Verwendungsmöglichkeiten angeführt.

von Spänen benützt, die, von Weidenruten abgespalten, zum Korb-
flechten verwendet werden. Um die Oberfläche dieser „Zoanl“ zu
glätten, werden sie auf einen Lederfleck gelegt, den sich der
sitzende Mann auf den Oberschenkel gebunden hat. Der Hobel
wird fest aufgedrückt und das 1½ bis 2 Meter lange Zoanl darun-
ter durchgezogen.

Häufiger als selbstgemachte Werkzeuge findet man Vor-
richtungen. Diese dienen zum Festhalten oder Bewegen des
Werkstückes oder zum Führen und Bewegen des Werkzeuges.
Eine solche Vorrichtung zum Festhalten, also eine Einspannvor-
richtung, ist die Hanselbank, ein Gerät, das wohl zu den bekann-
testen und verbreitetsten Hilfsmitteln des bäuerlichen Handwerks
gehört. Eine andere Einspannvorrichtung ist der Schraubstock.
Bei den Schmieden ist der Flaschenschraubstock, auch Steirischer
Schraubstock genannt, allgemein in Verwendung. Er ist ein breit-
mauliger Kloben, aus Eisen geschmiedet, mit einem festen und
einem beweglichen Schenkel. Durch eine Schraubenspindel, frü-
her durch einen Keil, können die Schenkel einander genähert und
das Werkstück dazwischen fest eingespannt werden. Ein Nach-
teil dieses Schraubstockes ist es, daß nur dünne Werkstücke zwi-
schen annähernd parallelen Maulflächen eingespannt und sicher
gehalten werden können. Darum wurde der Parallelschraubstock
geschaffen, bei dem die bewegliche Backe in einer horizontalen
Führung gleitet und die Maulflächen daher immer parallel zu-
einander stehen.

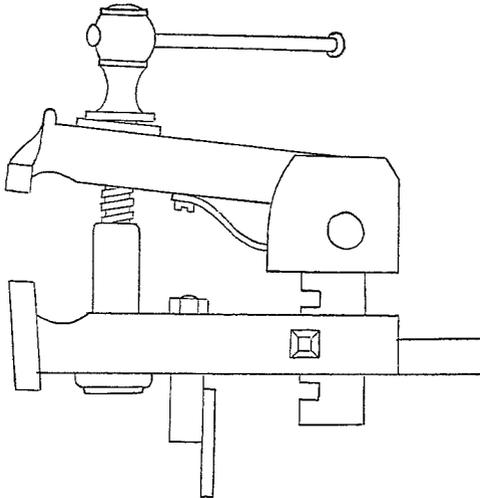


Abb. 2: Flaschenschraubstock

In dem vorhin erwähnten „Neuen Schauplatz der Künste und Handwerke“ findet sich im 169. Band (1848), der das Grob- und Hufschmiedehandwerk beschreibt, ein Schraubstock abgebildet, der im Prinzip wohl ein Flaschenschraubstock ist, aber doch ermöglicht, auch dickere Werkstücke parallel zu fassen. Die Abb. 2 zeigt das Bild aus dem alten Werk etwas vereinfacht nachgezeichnet. Der Drehpunkt des beweglichen Schenkels sitzt auf einer Art Zahnstange und kann verschoben werden. Durch einen Stift wird die jeweilige Stellung fixiert. Eine ganz ähnliche Konstruktion zeigt ein Schraubstock, den sich ein Bauer vor vielen Jahrzehnten selbst gemacht hat. Er ist grob aus Holz herausgehackt und hat, wie dies Abb. 3 zeigt, auch einen verschiebbaren Drehpunkt des beweglichen Schenkels.

Bei den Vorrichtungen läßt sich so recht das Schöpferische erkennen und dadurch unterscheidet sich das bäuerliche vom richtigen Handwerk. Der Handwerker arbeitet so wie er es gelernt hat und verwendet das handwerkgerechte Werkzeug. Der Bauer erwirbt seine Kenntnisse dadurch, daß er den Handwerker ihre Handgriffe abschaut und sie durch Erfahrung und Übung verbessert. Er ist auch bereit zu improvisieren.

Die Handwerker, die wußten, daß der Bauer hinter ihren Fertigkeiten her ist, waren bestrebt sich abzuschirmen. Das zeigt z. B. die Erzählung eines alten Landschusters. Als der vor etwa 50 Jahren als junger Geselle zum ersten Mal auf die Stör ging, da sagte mahndend der Großvater, der auch Schuster war, zu ihm: „Laß Dir bei der Arbeit nicht zu viel zuschauen, denn die Bauern stehlen mit den Augen“.

Das in Erfahrung gebrachte Wissen wurde vom Vater auf den Sohn vererbt, in neuester Zeit aber auch aufgeschrieben. Bei

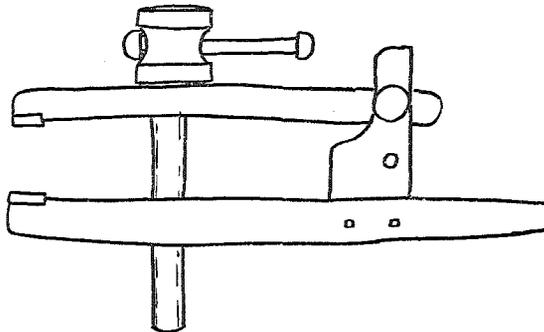


Abb. 3: Bäuerlicher Schraubstock

einem Bauern konnte vom Verfasser folgender handschriftlicher Vermerk über „die Schärfe des Dachstuhles“ gefunden werden: „Mit der 75 muß man immer die halbe Hausbreite, Schupfenbreite oder Stadelbreite multiplizieren, so bekommt man die Höhe des Dachstuhles.“ Das ist sicherlich eine aufgeschnappte Zimmermannsregel und technisch nichts anderes als eine Winkel-funktion, nämlich der Tangens, der im rechtwinkligen Dreieck das Verhältnis der gegenüberliegenden zur anliegenden Kathete ist. Wenn man also die halbe Hausbreite, das heißt die anliegende Kathete des Neigungswinkels, mit dem Tangens dieses Winkels multipliziert, bekommt man die gegenüberliegende Kathete, also die Dachhöhe. 75 oder genauer 0,75 ist der Wert des Tangens eines Winkels von 37° und dieser Winkel entspricht auch wieder einer Bauregel. Der Neigungswinkel eines Bretter- oder Ziegeldaches soll nämlich nicht kleiner als 35° sein, damit das Regenwasser gut abfließt.

In diesem Zusammenhang sei überhaupt auf die bäuerlichen Arbeitsregeln hingewiesen, die altes Erfahrungsgut sind. Bekannt ist, daß es für das Holz ganz bestimmte Schlägerungszeiten gibt, die z. B. Karl Haiding für seinen Arbeitsbereich erhoben hat⁵⁾.

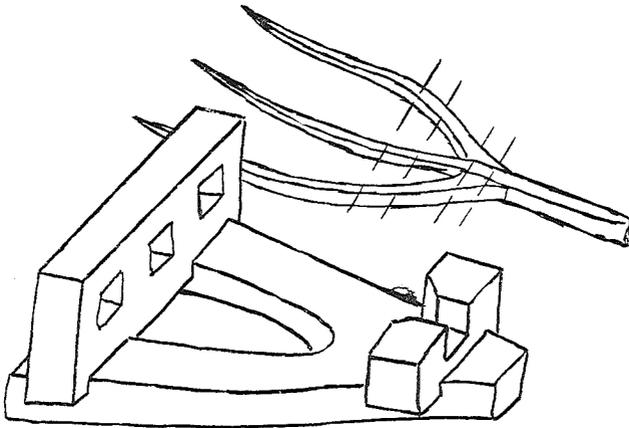


Abb. 4: Rechenmacher-Vorrichtung

Ein 75jähriger Bauer erklärte dem Verfasser, wie man erkennen kann, ob ein Lärchenstamm zum Schindelmachen geeignet ist. „Dazu muß man vom stehenden Baum ein Stück Rinde abputzen

⁵⁾ K. Haiding, Holz und ländliches Handwerk, Führer durch die Sonderschau Wald und Holz, Trautenfels 1958.

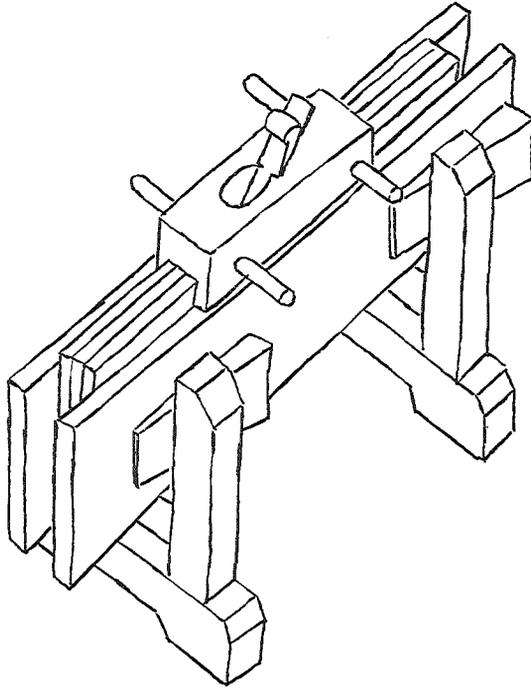


Abb. 5: Hobel-Vorrichtung

und am Bast anziehen. Wenn der rechts oder links abreißt, dann ist der Baum widersinnig und zum Klieben nicht geeignet. Wenn der Bast gerade geht, dann ist der Baum gradsinnig und den kann man nehmen.“

Da die Vorrichtungen des bäuerlichen Handwerks noch viel zu wenig Beachtung finden, sollen hier einige näher besprochen werden. Die in A b b. 4 gezeigte dient zum Festhalten der Teile einer hölzernen Gabel, um die Löcher für die Holzstiften zu bohren, die zur Verbindung der Zinken am Stiel dienen. Zinken und Stiel werden dazu in den entsprechenden Löchern und Ausnehmungen durch Holzkeil in der richtigen Lage fixiert.

Eine interessante Vorrichtung ist die zum Hobeln der Paßflächen von Schaffeldauben. Zum besseren Verständnis soll vorher aber noch eine Fügebank zum Bestoßen von langen Brettern, etwa Fußbodenbrettern, gezeigt werden. Die Fügebank besteht aus zwei gabelförmigen Schragen in die zwei Pfosten hochkant eingeschoben sind. Die Schmalseiten der Pfosten sind genau abge-

richtet. Zwischen die Pfosten kommen 2 oder 3 der zu bearbeitenden Bretter und werden mittels Keilen so festgespannt, daß sie etwas über die Pfostenkanten vorragen. Dadurch erhält der Hobel, dessen Grundfläche rinnenförmig ausgebildet ist, eine Führung. In A b b. 5 ist diese Vorrichtung, stark verkürzt, gezeichnet, tatsächlich ist sie 6 Meter lang.

Die Vorrichtung zum Daubenhobeln beruht auf dem gleichen Prinzip. Sie dient dazu, die Schmalseiten der Schaffdauben so abzuhebeln, daß diese, nebeneinander gestellt, die Form des Schaffes ergeben und ganz dicht aneinander schließen. Diese Arbeit geschieht üblicherweise auf der Stoßbank, das ist ein besonders großer, mit der Grundfläche nach oben aufgelegter Hobel, über dessen Messer das Holz geführt wird. Die Schräge kontrolliert man mit einer aus Holz gefertigten Lehre (A b b. 6a). Die Bauern verwenden dazu auch einen Zirkel, in dessen Schenkel in der Entfernung des Schaffhalbmessers Holzstiften eingeschlagen sind, auf welche die Dauben aufgelegt werden (A b b. 6b).

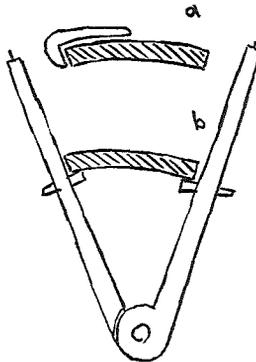


Abb. 6: Holzzirkel mit Lehre

Um sich die Arbeit zu erleichtern, hat ein Bauer die in A b b. 7 gezeigte Einspannvorrichtung gebaut. Die Daube wird zwischen zwei parallele Bretter so eingespannt, daß der über die Kanten der Bretter gleitende Hobel die gewünschte Schräge erzeugt. Zum Einspannen dienen Schrauben und verstellbare Brettchen.

Mit Hilfe der hier in wenigen Beispielen gezeigten Vorrichtungen fertigt der Bauer all die Geräte an, die er bei seiner Arbeit am Feld und im Stall, in Haus und Hof braucht, also die Gabeln,

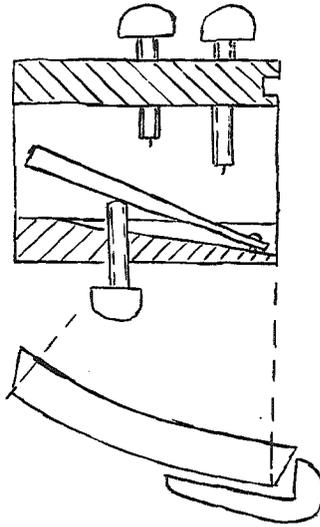


Abb. 7: Einspannvorrichtung

Rechen, Kraxen, Schlitten, Schaffeln, Körbe, aber auch die Laternen, die Türen, die einfacheren Möbelstücke u. dgl. m.

Einspannvorrichtungen dienen aber nicht immer nur dem Festhalten von Werkstücken. Abb. 8 zeigt eine ganz andere Art. Es ist, der Lokalbezeichnung nach, eine „Klumsen zum Gülln“. Das „Gülln“ ist eine volksmedizinische Maßnahme gegen den Schweinerotlauf⁶⁾. Dazu wird dem Schwein in die Ohrmuschel mittels einer Schusterahle ein Loch gestochen und in dieses ein Stück der Wurzel der grünen Nießwurz gesteckt. Um das zu können, muß der Kopf des Schweines festgehalten werden. Das erfolgt gewöhnlich mit Hilfe eines Strickes, mit dem man den Schweinerüssel an einem Balken festbindet. Die hier gezeigte hölzerne Kluppe ist so geformt, daß die zwei mit Nägel gespickten Teile der Hülse über den Rüssel gesteckt und mittels der Schraube fest zusammengepreßt werden. Das Gerät ermöglicht ein Festhalten des Kopfes.

Art und Verwendungszweck der Erzeugnisse des bäuerlichen Handwerks sind meist ohne Schwierigkeit festzustellen. Bei den Vorrichtungen handelt es sich aber oftmals um Einzelstücke, die

⁶⁾ Vgl. Stephan A u m ü l l e r, Das Güllwurzeln-Einziehen. Ein volkstümliches Heilverfahren bei Tieren im Burgenland (Festschrift für Alphons A. Barb, — Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 35, Eisenstadt 1966, S. 291 ff.).

einem bestimmten Zweck gedient haben, den der jetzige Besitzer auch nicht mehr kennt. Die Feststellung des ursprünglichen Verwendungszweckes ist nicht nur für den technisch weniger geschulten Volkskundler, sondern auch für den Ingenieur nicht immer leicht.

Diese Tatsache darf aber nicht dazu führen, solche Objekte einfach unbeachtet zu lassen und der Vernichtung preiszugeben. Es wäre vielmehr zu erwägen, wenn sich nicht Ingenieure finden, die sich ernstlich mit der Sachvolk Kunde befassen, bei den Museen Techniker als Konsulenten bereitzuhalten, denen fallweise schwer erklärbare Objekte zur Bestimmung vorgelegt werden können.

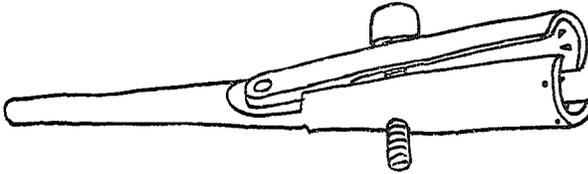


Abb. 8: „Klumsn zum Gülln“

Dem Verfasser war die vorerwähnte „Klumsn zum Gülln“ anfänglich unerklärlich und erst langwierige Umfragen haben die mehrfache Bestätigung ihres Verwendungszweckes ergeben, die jetzt selbstverständlich erscheint. Bei technischen Vorrichtungen ist die Bestimmung für den Ingenieur einfacher. So wurde kürzlich dem Verfasser in einem kleinen Heimatmuseum ein Gerät gezeigt, mit dem die Museumsbetreuer nichts anzufangen wußten. Es handelte sich um ein kreisförmiges Brett, an dessen Umfang sechs hölzerne Schraubenspindeln radial angeordnet waren. Sicherlich ist das eine Vorrichtung zum Zusammensetzen von Rädern, deren Felgen mit Dübeln verbunden wurden. In diesem Falle müssen die Felgen gleichmäßig aufgesetzt werden, damit sich Speichen und Dübel in die in den Felgen dafür vorgesehenen Löcher einschieben können. Heute braucht man solche Geräte nicht mehr, da die Felgen nicht mit Dübel sondern mit dreieckigen Blechstücken gegen seitliches Verschieben gesichert werden ⁷⁾.

Sehr wünschenswert wäre es, wenn man die in den einzelnen Museen vorhandenen Dokumente des bäuerlichen Handwerks

⁷⁾ Gerhard Maresch, Das Wagenradmachen (Kulturberichte aus Niederösterreich, Bd. VIII, 1967).

übersichtlich zusammenfassen könnte. Daraus ließen sich wahrscheinlich so manche landschaftliche und menschliche Zusammenhänge erkennen. Es darf daran erinnert werden, daß sich das Forschungsinstitut für Technikgeschichte in Wien im Jahre 1939 mit der Bitte an die Landes- und Heimatmuseen wandte, in den Sammlungsbeständen Nachschau nach Erzeugnissen der Volkstechnik zu halten, um einen Überblick über das vorhandene Material zu bekommen. In neuerer Zeit, und zwar 1958, wurden die Museumsbestände an bäuerlichen Arbeits- und Wirtschaftsgeräten im Lande Mecklenburg erfaßt⁸⁾. Die Auswertung betraf 39 Museen und das Ergebnis dieser Arbeit waren ungefähr 1400 Photoaufnahmen, die ziemlich vollständig mit den zugehörigen Texten versehen werden konnten.

Bei der Bewertung der Objekte darf das mutmaßliche Erzeugungsdatum keine Rolle spielen. In unserem technischen Zeitalter haben Geräte und Verfahren einen viel zu kurzen Bestand, als daß man warten könnte, bis sie ein imponierendes Alter erreicht haben. „Das Leben des Menschen hat sich in den letzten 50 Jahren stärker geändert, als das Leben der Saurier in 50 Millionen Jahren“ sagte der englische Astronom J. H. Jeans, und F. Gummert wies 1958 in einem Vortrag im Max Planck-Institut für Geschichte darauf hin, daß das ganz neuartige Maß und Tempo der Entwicklung unserer Zeit in seiner geschichtlichen Bedeutung noch nicht genügend bekannt sei⁹⁾. Er drückte seine Geschichtsauffassung so aus:

Vom ersten Menschen, der einen Stein als Werkzeug ergriff, bis zum ersten Steinschmied, der kunstvolle Äxte und Speerspitzen schlug, mag es gedauert haben	500.000 Jahre.
Von diesem ersten Steinschmied bis zum ersten Eisenschmied hat es gedauert	50.000 Jahre.
Vom ersten Eisenschmied bis zum Lokomotivführer	5.000 Jahre.
Vom Lokomotivführer bis zum Überschall-Düsenjäger aber nur	130 Jahre.

In England wurde vor einigen Jahren der Ausdruck „Industrial Archaeology“ geprägt. Anfänglich hielt man die gleichzeitige Nennung dieser beiden Begriffe für unmöglich, erkannte aber bald, daß es heute gerade noch möglich ist, die Verhältnisse in der Frühzeit der Industrie zu rekonstruieren und es daher nicht angeht zu warten, bis die noch vorhandenen Objekte durch ein entsprechendes Alter in den bisher gewohnten Bereich der

⁸⁾ Rudolf Weinhold, Bäuerliches Arbeitsgerät in den Museen Mecklenburgs (D. Jb. f. Vk. 1959, 5. Bd., Teil I).

⁹⁾ F. Gummert, Geschichtsauffassung eines Laien (VDI Nachr. 1959, Nr. 12).

Archäologie fallen. Im engeren Arbeitsbereich des Verfassers, im Raume Kirchberg a. d. Pielach in Niederösterreich, war von 1835 bis 1939 ein Abbau von Steinkohle im Gange, der seinerzeit diesem Gebiet ein eigenes Gepräge gab. Heute, nur eine Generation nach der Einstellung des Betriebes, wird kaum mehr davon gesprochen, die Stolleneingänge sind verschwunden und es sind nur mehr wenige Objekte aufzufinden. Im Bereich der Möbeltischlerei verliert z. B. der Hobel zusehends an Bedeutung, da er für die Veredelung der Holzoberfläche wegen der Faserstoffplatten und Kunststoffolien nicht mehr notwendig ist. Man merkt diese Änderung sehr deutlich in den Berufsschulen, wo natürlich die neuen Arbeitsmethoden gelehrt werden. Auch bei der bäuerlichen Arbeit ist es ähnlich, hier wird z. B. die Arbeit mit der Sense immer seltener und das Gerät verschwindet mehr und mehr.

Wie raschlebig die Zeit ist, soll an zwei Vorrichtungen gezeigt werden. Früher wurde ein Teil des Getreides „ausgeschlagen“, indem man die Ähren gegen ein Gestell, z. B. gegen ein auf drei Scheitern aufgestelltes Wagenrad, schlug. Diese Methode war noch vor einigen Jahren zur Gewinnung eines möglichst unverkehrten Strohes zum Dachdecken üblich. Da es sich um eine schwere Arbeit handelt, kam ein Bauer auf den Gedanken, die Garben nicht gegen das Gestell sondern das Gestell gegen die Garben schlagen zu lassen. In Abb. 9 ist die alte Methode des Ausschlagens am Rad und in Abb. 10 das Schlagkreuz zu sehen. Diese Lösung entspricht durchaus den modernen Bestrebungen der Ergonomie und verdient Beachtung. Sie war aber nur zwei oder dreimal in Verwendung, denn der Anbau von Roggen hörte auf und ebenso das Decken der Dächer mit Stroh. Das Gerät ist vielleicht 20 Jahre alt und schon museumsreif. Etwa in dieselbe Zeit fällt die Schaffung eines anderen Gerätes. Ein Bauer wollte sich das Zusammenbinden des Strohs zum Schab für das Dachdecken vereinfachen. Er baute das in Abb. 11 ersichtliche Gestell, das so wie das vorher besprochene Gerät schon nach kurzer Zeit unnötig wurde.

Bei all den Erzeugnissen des bäuerlichen Handwerks handelt es sich um keine technischen Großtaten, die Einfluß auf die Geschichte haben und daher in den Interessenbereich der „Technikgeschichte“ gehören, es handelt sich auch nicht um Beiträge zur Geschichte eines Zweiges der technischen Wissenschaften, also um Fragen der „Geschichte der Technik“¹⁰⁾.

¹⁰⁾ K. H. Ludwig, Technik und Geschichte (VDI Z. Bd. 109, 1967, Nr. 16).

Die Erzeugnisse des bäuerlichen Handwerks sind ganz einfache Arbeiten, die sich im Bereich des täglichen Lebens abspielen und keinerlei Sensation für die Allgemeinheit bedeuten. Es läßt sich auf sie auch nicht der 1939 in Österreich von Erhard geprägte und definierte Begriff „Volkstechnik“ anwenden¹¹⁾. Die Beispiele, mit denen Erhard und Lanser¹²⁾ die Volkstechnik belegen, sind bemerkenswerte technische Leistungen, wenn sie auch meist nicht an bestimmte Namen gebunden sind, wie z. B. die Nähmaschine an den Namen des Tiroler Gewandschneiders Madersperger. Die Geräte und Erzeugnisse des bäuerlichen Handwerks, die dokumentarisch festgehalten werden sollten, entstammen der täglichen Arbeit des Bauern. Es steckt in ihnen ein sehr beachtlicher technischer Inhalt, sie bringen uns aber auch den Menschen und seine Umwelt näher. Ihre Erfassung und ihr Studium gehören darum wohl zum Aufgabengebiet der Volkskunde.

¹¹⁾ L. Erhard, Zur Begriffsbestimmung der Volkstechnik (Blätter für Technikgeschichte, 8. Heft, Wien 1942).

¹²⁾ O. Lanser, Tiroler Volkstechnik (= Schlern-Schriften, Bd. 15), Innsbruck 1954.

Volkskundlicher Katalog zum Museum der Stadt Mödling, Niederösterreich

(Mit 8 Abbildungen)

Von Melanie Wissor

Das Museum Mödling umfaßt 7 Abteilungen:

- I. Natur und Landschaft
- II. Weinland, Waldland, Ackerland
- III. Prähistorik
- IV. Römerzeit
- V. Völkerwanderung
- VI. Mittelalter
- VII. Neuzeit bis 1914

Volkskundlich interessante Objekte finden sich in den Abteilungen II, VI und VII.

II. Weinland, Waldland, Ackerland:

Auf dem Podium in der Mitte stehen als Symbole für das Ackerland und den Weinbau

1 Pflug, unvollständig — aus Biedermansdorf und 1 Spindel-
presse (1883) aus dem Waldviertel

um sie gruppiert landwirtschaftliche Geräte und Geräte der
Hauer:

Krug aus Steingut mit Holzdeckel, Weinflasche und Seitlglas
zum Ausschanken, Windlicht für Heurigentisch, Mostplutzer, Eisernes
Gestell zum Essenwärmen im Weingarten, Mostlfaß, „Humatee“
(rumex = Ampfer) aus der Pflanze bereiteter Absud wurde
dem Vieh gegen Abführen eingegeben, Haindl zur Arbeit im
Weingarten, Weinzeiger, 2 Stk., ein Kellerleuchter, Weinmesser,
Faßboden mit Spruch, Faßboden mit J. K., verschiedene Vorrats-
gefäße aus Steingut, Butterfasserl, 2 Stk., Krauthobel, Rübenstecher,
eine Rübengabel, ein Mistkrallerl, „Windmühl“ (Getreide-
putzmaschine) aus Sittendorf, eine Getreideschaukel, „Omreuter“.

Geräte zum Brotbacken im bäuerlichen Haushalt:

Eine Schüssel zum Einschleifen, eine Kruke und eine Ofen-
gabel, ein Trog und „Ofenwagen“.

Hohlmaß, Metzen 61 l, ein Achtel- und Viertel-Metzen, eine Kreinze oder Krense zum Tragen von Heu und Laub. Kraxen zum „Mili-Tragen“. Eine Sense, Rechen und 2 Heugabeln.

An der Seitenwand links der Türe:

Stich nach Merian, „Medling“ 1649 nach der ersten Türkenbelagerung, beachtlich der Umfang des Weingeländes.

Weinpresse als Symbol des ehemaligen Hauerortes.

In Tabellen kurz zusammengefaßt die Geschichte des Weinbaues der Mödlinger Gegend von den ersten Anfängen 800 bis 400 v. Chr., die Förderung durch die Römer, die Hochblüte des Weinbaues im Mittelalter zur Zeit der Babenberger, Überproduktion im 16. Jh., Rückgang im 17. Jh., Verminderung der Weingärten im 18. Jh. und endlich die Katastrophe durch den Einbruch der Reblaus um 1880.

Stiche:

Kaiser Probus.

Heinrich II. Jasomirgott vergab den Ertrag der Weingärten von Münchendorf an Heiligenkreuz (Foto: Altarbild von Münchendorf).

Kaiser Ferdinand III. Abschrift aus der der Pancarta Ferdinand III.

Karte: Verbreitung des Weinbaues im Wienerwald einst und jetzt.

Aus dem Brief „Kaiser Ferdinands III.“ an die Mödlinger Hauerzöch (1655).

Plan von Mödling 1868 mit den alten Riednamen.

Auszug aus einem Guntramsdorfer Ratsprotokoll 1690.

Tabelle: Verbreitung der Reblaus 1854—1898.

Auf dem Podest und darüber an der Wand: Alte schmiedeeiserne Geräte: „Feuerrost“ („Feuerbock“ oder „Feuerhund“, 3 Stück), „Pfannknecht“ (2 Stk.), Pfannknecht mit Hexenknoten (17. Jh.), Kienspanhalter zum Aufstellen (3 Stk.), Kienspanhalter zum Hängen, ein Dreifuß, 2 Ofengabeln; hängend: ein Speckkranz (Speckhimmel).

Westwand, rechts von der Tür:

Zunftlade der Mödlinger Hauerzöch von 1697 — Christusstatue (ehemals im Haus Hauptstraße 19) — Alter Mühlstein — Alter Faßboden mit Sonnenzeichen — Teil eines Faßbodens mit Apostel Mathias.

Vitrine an Fenster I:

Zöchbuch der Mödlinger Hauer 1804. Ausgabenbuch der Mödlinger Hauerzöch 1897. — „Zöchamtsrechnung der Ehrsamten Hauer in den Landesfürstl. Marckt Mödling anno 1816“. — „Zöch-

amtsrechnung der ehrsamem Weingärtnerversammlung im k. k. landesfürstlichen Markt Mödling 1839.“

Heimatbuch für den Bezirk Mödling: Melanie Wissor: Vom Hauerwesen auf dem Boden unserer Heimat.

Heft: Das Hagelwetterschießen in Niederösterreich.

Verordnung Kaiser Ferdinand III. an die Mödlinger Hauer — mit Siegel. — Ein Faßkloben oder Spundbolzenband, 1728. — Rebmesser (2 Stk.) — Rebschere — Ein „Fastentragl“ (zum Fastenhauen im Weingarten zur Winterszeit heftete der Hauer diesen Riemen oberhalb der Stiefel an) (2 Stk.).

A q u a r e l l e in den Fensternischen:

Der Hauer Gliederer aus Brunn a/Geb. — Stube in seinem Haus. — Küche in seinem Haus (alte Rauchkuchl). — Weingärten in Münchendorf.

Fensternische in der Mitte:

Binderwerkzeuge, gespendet aus der ehemaligen Werkstätte der Firma Rauscher in Mödling.

Stich: Der Faßbinder.

Binderschild.

A n d e r W a n d :

Illustrationen: Hauerlied: „Kaum kraht der Hahn zur Morgenstund.“ — Mödlinger Weinhütterruf: „Dradi, dradi“. — Wolfgang Schmelzl: „Ein seliger Wucher“ — Arbeiten im Weingarten im Jahreslauf, 15. Jh. — Kampf des Weines mit dem Bier. — Alter Mödlinger Weinspruch. — Der Weimberbock — Altes „Wetterschießhäusl“.

3 Einlegearbeiten: Weinpressen, aus Lindenholz geschnitzt. — Sagen: „Der Mostwurm“, „Wie der Bock die Traubn fand“.

A u f d e m P o d e s t u n d F u ß b o d e n :

„Kanon“ zum Böllerschießen — Alte Weingartenspritze — „Noaglfäßl“.

Fensternische III:

Vitrine, dem Andenken des Volksliedforschers Karl Liebleitner gewidmet. — Liedaufzeichnungen aus Mödling und Umgebung (6 Stk.) — Flugschriften und Liederhefte (2 Stk.). — Mödlinger Liederbuch. — „Pfefferkörndl und Gwürznagerl“ (Ausprüche aus dem Volk, von Karl Liebleitner gesammelt) (2 Stk.). — Gedenkschrift zum 100. Geburtstag des Forschers „Ein Leben im Dienste des Volksliedes“. — 2 Fotografien von Karl Liebleitner, eine im Kreise seiner Familie. — 2 Plaketten (Liebleitner). — 2 Plaketten (Dr. Josef Pommer). — Foto des Mödlinger Volksliedforschers Leopold Raab. — Fahne des „Deutschen Volksgesangsvereines“, gegründet 1912.

Aquarell: Wirtschaftshof des Weingutes Thallern.

Westwand: Vitrine links von der Tür:

Gebrauchsgegenstände aus dem bürgerlichen Leben:

1 Buttermodel — Verschiedene Lebzeltenmodel mit Abgüssen — Gewichte: Lot: 5-teilig — Zinnteller — Eßzeugrasteln — Salatgabel, Salatbesteck — Eßbesteck — Quirl — Gewürzdoserl — 5 Lichtputzscheren — Sonnenschutzbrille — Lorgnon — Nadelpolsterl — Nähtäschchen mit Nadelmalerei (aus Leder) — Becher — Damenhütchen, getragen 1868 — Gestricktes Geldbeutelchen mit Riemen, verziert mit Perlenstickerei, Damenspende, 2 Stk. — Brautschuh — Halter für Brautboukett — Armband aus Haaren geflochten — Lichtschirm.

An der Wand:

Aquarelle: Weingut Thallern im Frühling — Der Altar in Thallern (Kreuz aus einem Rebstock, geschnitzt von Giuliani).

Warenruhe eines Lebzelters am Marktstand — Brettstuhl aus Wiener Neudorf, 1729.

Vitrine an der Seitenwand rechts der Tür:

Privileg der Viehhalter-Zöch — Wetzkumpf (2 Stk.) — Ochsenziemen — Kukuruz-Rebler — Eiserner Mörser (Aktion aus dem Weltkrieg „Eisen für Messing“) — Messingmörser (als der erste Bombenabwurf 1944 auf Mödling stattfand, wurden die Häuser Neusiedlerstraße 6 und 4 zerstört, dieser Mörser überstand den Angriff.) — Kaffeeröstmaschine mit Trommel — Schmarrnschaufel mit Gabel — Zitronenpresser aus Holz — Zitronenpresser aus Holz mit Porzellaneinsatz — Gugelhupfform — Irdenes Schüsserl mit Deckel, wie es zur Bereitung des „Millirahmstrudels“ in Breitenfurt verwendet wurde, heute noch (1966) auf der Wienerhütte bei Rodaun in Gebrauch. — 4 Hohlmaße „Zimente“ — 3 Keramikkrüglein — „Essentragl“ — 5 Gewichte (Pfund) — 2 Keramikkrüglein — 5 Fläschchen (aus einer Grube neben dem Museum geborgen, vermutlich ehemalige Abraumstelle). — Kerzenhalter (2 Stk.) — Ein Schmerleuchter — Eine Zündholzschachtel aus Holz.

„Jerusalemberg“, 1813 von einem Mödlinger angefertigt — 3 eiserne Votivgaben zum Leonhardikult — 2 Marienstatuen (Holz, bemalt, Pöbriam) — Eine kleine Marienstatue (Holz) — Gebetbuch des Michael Payerhofer mit einem Verzeichnis der „Unglückstäg“ und „altem Festigungszauber“ — Eine Wachsbeserie — 2 Stück bäuerlicher Rosenkranz.

Heftchen: „Über den Ablaß“ — zum Unterricht des Landvolks.

Tafel von einer Nepomuk-Statue.

An der Wand:

Ochsenstirn-Joch — Ochsenkummet — Dreschflegel

Stiche: Mödling und Neudorf, 19. Jh. — Brunn a/Geb. — Bauernhof zu Mödling.

3 Fotos nach alten Stichen: Schloßmühle in Wiener Neudorf — Guntramsdorf mit Wiener-Neustädter-Kanal — Wiener Neudorf. (Beachtlich der Übergang vom Weingelände zum Ackerbau.)

Rechts der Vitrine:

Mödling (Lithographie nach Rudolf von Alt) — Gemälde von Friedrich Loos: Blick auf die Berge des Alpenlandes und auf den Anninger — Weingelände und Brachland — Münchendorf — Weingut Thallern gegen den Anninger — Stadl in Mödling.

In der Ecke: 2 Harfen (unbespannt).

Aquarell: Harfner wie er um die Jahrhundertwende auch noch durch Mödling zog. Text und Hinweis auf Ferdinand Raimunds „Nachtigall“ in der „Gefesselten Phantasie“.

An der Ostwand: Ausklang der Trachten 19. und 20. Jahrhundert.

7 Aquarelle: Kalkbrenner; Waldbauern bei der Heuarbeit (im Hintergrund eine „Duckhütte“); Paar in Festkleidung beim „Fürizwenger“; Landarbeiter beim Schnitt; Milchmädchen (Millimensch); Kohlenbauer (Köhler); Weinhüter zur Lesezeit.

Kasten mit neun Farbdias und 6 Fotos schwarz-weiß: Bur-schen und Mädchen in erneuerter Tracht nach alten Vorbildern beim Volkstanz auf der Römerwand, der jährlich dort im Mai oder Juni stattfindet, 1963 aufgenommen.

Große Mittelvitrine:

Trachtenstücke aus der ersten Hälfte des 19. Jh., 1880 noch in Sulz im Wienerwald von Katharina Rehberger getragen.

Spencer (vermutlich um 1820) — 2 geblumte Röcke — Unterrock und Bluse neueren Datums, vermutlich erst gegen 1880 angefertigt. — Brusttuch und Schürze 1965 erneuert. — 2 „Drahtlhauben“, erste Hälfte des 19. Jh. — Haringhut aus Stroh um 1800.

Fotografie 1880: Katharina Strauß, geb. 1860, verehel. Rehberger, Tochter der Anna Strauß, geb. Weitz, und des Karl Strauß, Waldbauer in Sulz-Stangau Nr. 5.

Lithografien von Gerasch: Bauer und Bäuerin aus Heiligenkreuz.

Gestickte Musterbänder — Gestrickte Strümpfe — Feinst gestickte Bänder zum Ordnen der Wäsche — „Docken“ (Puppe in Kleidung um 1860) — Steckkamm aus Schildplatt — 2 bemalte Spanschachteln — Geldtäschchen, Geldbeutel mit Ringverschluß — Teile von gestickten Hosenträgern.

Zwischen Vitrine und Fenster:

Ölbild „Hüaterzeitung in Perchtoldsdorf“ — Wallfahrerzug in der Biedermeierzeit (markante Orte an der „Via sacra“ = Maria Enzersdorf, Hafnerberg, Mariazell).

Kachelofen aus dem Jahre 1928 — Bäuerliche Standuhr — Bäuerliche Pièta — Spinnrad und Haspel — Kienspanhalter zum Stellen mit Klemmvorrichtung.

Waldland

Als Symbol dieser Abteilung gegenüber dem Eingang: Ölgemälde „Blick vom Kaiserstein bei Hochrotterd zum Schöpfel“; ferner die Werkzeuge der Holzer und Pecher.

Zu altem Brauch: In den Türnischen 6 Aquarelle: „Der Metzgersprung im 18. Jh. vor dem Mödlinger Rathaus“; „Das Hauerstößen beim Frohnleichnamfest in Mödling“; „Das Schnittlingsfest der Wiener Fiaker in Breitenfurt“; „Maibaumsetzen“ „Maskera bei der Hochzeit“; „Der Fetzenbam“.

Doppelvitrine links vom Eingang:

Zum Jagdwesen in vergangener Zeit: Ein Pulverschlauch — 3 Kugelzangen — Pulvermaß — Pulverhorn, 2 Stk. — 2 alte Jagdtaschen — Jagdmesser — Standhauer — Perkussionsflinten, 2 Stk. — Stockgewehr — sechsläufiger Revolver — 4 Fotos von unserem Groß-Standwild

Vitrine in der Ecke:

Erneuerte Tracht aus Laab am Walde: Rock aus Schafwollstoff mit Samtleibchen; Verzierung mit Goldborte; Feiertagsbluse mit langen Ärmeln; Seidenschürze.

Handarbeiten: Musterbänder in Häkelarbeit, um die Jahrhundertwende in Schulen gearbeitet — Häkeleinsatz für Wäsche — Gesticktes Kinderjäckchen mit Perlenstickerei — Gehäkeltes Wickelband mit Kreuzstick-Stickerei — Strickmusterbänder, Volksschule.

3 Fotos: Mödlinger Rekruten 1909, 1913, 1914.

3 Rekrutensträußchen — Bauernhut — Entlassungsschein vom Militär — Alter Pfeifenkopf — 2 Weinkrüge 1743, 1783 — Schüsserl, Nadelpolster, Nadelbüchserl, Nähkästchen mit Einlegearbeit 1908 — Krug (blau mit Doppeladler). 1908 wurde der 90jährige Lorenz Sporrer, Bauer in Stangau bei Sulz im Wienerwald von Kaiser Franz Joseph I. zur Fußwaschung bestimmt, zum Andenken erhielt er diesen Kurg.

Rechts: Stickmusterband in Nadelmalerei.

Neben der Vitrine rechts:

3 Aquarelle: „Die Schmiede des Franz Stephan in Sulz im Betrieb. Franz Stephan, einer der letzten in seiner Art, ist Spezialist in Anfertigung von orthopädischen Hufen und solchen für Traberpferde.

Tableau mit Schmiedwerkzeugen und einer Anzahl von Hufen für Traber und hufkranke Pferde.

Tafel zur Besiedlung des Waldlandes mit Kartenskizze.

Fotos von Stichen: Gaaden, Sittendorf, Schloß Wildegg, Ruine Johannstein, Mayerling, Sulz-Stangau.

Eine Kraxen, das Symbol der armen Waldbewohner, mit der Kraxen auf dem Rücken wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts der „Kraxenkirta“ in Gaaden gefeiert und getanzt.

Stich: „Das Kraxenweibl“ aus Raimunds „Verschwender“.

Tafel mit Darstellung der Hausgehöftformen im Waldland (Nach Adalbert Klaar).

Auf dem Tableau: Modell einer „Duckhütte“, wie sie zur Zeit des Merkantilismus im Waldland errichtet wurden. (In den sogenannten Hüttler-Kolonien, Breitenfurt, Alland, Grub usw.).

Mitte: Geräte der Holzknechte: „Gogg“, eiserner Pfannhalter zum Bereiten der Mahlzeit über offenem Feuer, 3 Stück — Pfannen und Schmarrnschaufeln — Geräte und Werkzeug der Pecher — Werkzeuge der Holzer — Pecherwerkzeug — Köhlerwerkzeug (Aus Gutenstein).

An der Wand: Holzhauerwerkzeug in der Zeichnung.

8 Aquarelle: Holzgewinnung im Wienerwald und Holzkohlenezeugung, wie sie ehemals in unserer Gegend üblich war.

In der Fensternische links: Der Wald im Bezirk Mödling (zur Statistik der Nutzung von Holz und Wild, 1964).

Podest unter dem Fenster: Pferdekummet, 3 Stk. — Roßbutten — Schellenkranz der Schlittenpferde — Zaumzeug — „Schrattlkamm“ und Pferdekamm.

An der Decke angebracht: Schild vom Stellwagen Wien—Mödling.

Text hiezu: „Wir fahren stets immer im Trapp
Und geben auf Pferd und Zeug acht.
Drum fahrn auch Damen und Herrn,
Mitunter im Stellwagen gern
Hiran spiegelt euch Brüder,
Den diese Vorsicht muß seyn,
Dann schmeckt mit geährnter Zufriedenheit
Wieder beim Hirschen ein gutes Glas Wein.“

(Das alte Wirtshaus „Zum Hirschen“, Hauptstraße Nr. 8, ein nobler Einkehrghasthof, heute Franz Josefsplatz Nr. 9.)

Fuhrwerker in Mödling, Fotokopie einer Zeichnung von Waldmüller.

Fensterische rechts: 4 Aquarelle: Erzeugung von Sprossenleitern.

Ostwand links von der Tür: auf Podest: „HANSL-oder HOANZLBANK“. Um sie gruppieren sich Werkzeuge und Einzelbestandteile zur Leiter-, Rechen- und Schindelerzeugung: Einschlagstock, Rechenzähne. Die Arbeitsvorgänge hiezu sind in Aquarellen dargestellt. Sie wurden nach Fotos hergestellt und vermitteln so ein genaues Bild der Arbeitsweise.

Aquarelle: Tragkörbe-Erzeugung in Gaaden, Alland und Steinwandklamm.

Im Stiegenhaus:

Ölberg, ehemals vor der Brunner Kirche (früher gotisch, nach Restaurieren barockisiert).

Erster Treppenabsatz rechts an der Wand: Altes Ölbild: „Heilige Familie“. Bemerkenswert: Der hl. Josef ist nicht mit Axt, sondern mit einem Schleifstein dargestellt.

Hl. Othmar — Malerei auf Blech, 1896. War vor der Renovierung des Othmarhauses in der Herzogasse auf diesem Haus angebracht.

Zweiter Treppenabsatz rechts: Ölbild: Heiliger Urban, ebenfalls von den Hauern verehrt. Sein Namenstag, 25. Mai, galt als „gefährlich“, wenn Frostgefahr besteht.

I. Stock:

Mittlerer Saal (Barocksaal):

Vitrine gegenüber dem Eingang: Krippenfiguren aus Rodaun, nicht vollständig, zeitlich und im Stil aus verschiedenen Epochen. 2 Könige, 3 Kamele, 2 Hirten, 2 Hirtinnen, Kripplerl mit Jesukind aus Wachs (neueren Datums), verschiedene Tiere. Bemerkenswert die überaus sorgfältige Kostümierung der Figuren, Kleider und Schürzen, Schabracken etc. in Handarbeit mit Spitzen und Goldborten.

An der Nordwand links und rechts von der Tür: Tafel: Mödlinger Bürgerfamilien, die den Türkensturm überlebten. Die Brandstätten und Ödungen nach dem Türkeneinfall 1683 in Mödling.

Fotokopie nach einem Stich: Adam Steininger, Marktrichter von Perchtoldsdorf, 1661 (Tracht 17. Jh.).

2 Holztafeln: 2 Märtyrer und 2 heilige Frauen in Ordens-tracht (je 2 verschiedene Figuren auf einer Holztafel, die Vorder- und Rückseite kongruent gemalt).

Tafel: Leopold Gattringer (1558, Marktrichter von Brunn am Gebirge) (Tracht eines Ratsherrn im 16. Jh.)

Rechts von der Tür: Steintafel, ehemals nach dem Westfälischen Frieden an einer gotischen Säule (Weißes Kreuz) angebracht. Diese stand bis 1875 Ecke Demelgasse—Hauptstraße.

Ölbild, 1627: „Hiob“. Spruch auf diesem Bild:

„Die mit bösen Blattern beschwert sind
Mit Ayßen geschworen, wie manns da findt,
Segen denen, wollstu dein Hertz erwaichen
Und Ine ein Willigs Allmuosen raichen,
Das will Gott der Herr sehen an
Als hettests Du Im selbst gethan.“

Links von der Tür: Ölbild „Madonna“ nach Lukas Kranach dem Jüngeren (1515—1586). Risse im Bild angeblich von Dolchstichen durch Türkenhand.

Markstein der Landgerichtsbarkeit Mödling.

Doppelvitrine an der Ostwand:

Stich: Die Türken nach ihrem ersten Zug vor Wien.

Modell: Der mittelalterliche Schrankenplatz in Mödling: Im Hintergrund gotische Häuser, das Rathaus noch zinnengekrönt und mit 5 Renaissancebogen, heute nur 3, links die „alten Fleischbänke“, rechts das alte Markthaus, an dessen Stelle heute das Postgebäude steht, anschließend umgebaute Häuser, links das Hafnerhaus, heute Beethovenhaus, in welchem L. van Beethoven 1818 und 1819 im Sommer wohnte und an der Missasolemnis arbeitete.

An der Wand: Hellebarden, 16. und 17. Jh., 4 Stk. — Tafel mit den Wappen des verstorbenen „Auersperg aus Gaaden“ — Reitersäbel — Hentze — Achselspange von Rüstung und eine Gemeindetrommel.

Podest Ostwand: Eiserne Truhe der Gemeinde Mödling. — Nachtwächter-Laterne — Nachtwächter-Hellebarde und Hut — Strafvollzugsgeräte: Schandbank, Schandfidel, Hand- und Fußschellen (Prügelbank im Depot) — Anzeige eines 1827 vollstreckten Todesurteiles.

Tafel an der Wand: Plan des Burgfriedens und der Landgerichtsbarkeit von Mödling — Abbildung des Prangers und des Gerichtsschwertes — Zeichnung: Alte Hauptstraße in Mödling — Fotokopie eines Stiches von Merian-Mödling — 5 Aquarelle aus Mödling: Fleischbänke, Neusiedlertor, Rathaus, Markthaus, Hof des Markthauses — Schwurkreuz aus Holz 1688.

Tischvitrine links: 3 Urkunden: Maria Theresia verleiht dem Marktrichter Stopper zu Mödling „Bann und Acht“ 1763. — Kaiser Josef II. bestätigt dem Markt Mödling seine Privilegien 1780. —

Kaiser Franz I. bewilligt Mödling einen Jahrmarkt am Gründonnerstag, 1819.

Rechts: Zeitgenössische Skizze „Bergpredigt“ (ähnlich einem Bild von Martin Altomonte im Refektorium in Heiligenkreuz).

Südwand Mittelfenster: links: Barocke Landkirche in Biedermannsdorf.

Vitrine: Verlassenschaftsprotokollbuch Mödling 1772 bis 1780. — Patent Josef I. 1706 über Viehaufschläge, Fleischkreuzer, Getreide und Roßgefälle. — Übergabe der Dominikal- und Rustifikal-Fassion — Kaiserliches Patent zum Schutz der staatlichen Tabak-Manufakturen, Karl VI., 1723. — Heiratsprotokollbuch Mödling 1804—1819 — Vormerkbuch der Hebamme Langenbacher Mödling 1843—1858.

Links vom Mittelfenster: Ölbild: Leopold Mainolo, Marktrichter von Mödling 1746—56, 1759—60.

Tafeln: Verzeichnis der Mödlinger Marktrichter von 1367 bis 1683.

Fenster links: Aquarell: Wohnhaus des Marktrichters Mang Kährner, Ende des 16. Jh. — Renaissancehaus in Brunn a. Geb. — „Freihof“ in Mödling, der Zehentshof des Stiftes Melk (siehe Abteilung Weinland-Statistik).

Vitrine: Marktprivilegium Kaiser Josef I. für Laxenburg 1706, dto. Maria Theresia für Laxenburg 1765.

Rechts vom Mittelfenster: Verzeichnis der Mödlinger Marktrichter 1683—1785 und der Bürgermeister 1785—1848. — Ölbild: Georg Kirchhofer, Baumeister und Ratsherr von Mödling.

Fenster rechts: Aquarell: Hafnerhaus in Mödling (Beethovenhaus). — Aquarell: Wohnhaus des Marktrichters Strenninger in Perchtoldsdorf. (Strenninger 1683 von den Türken niedergemetzelt.)

Vitrine: Beschläge, Schlüssel und Türschlösser aus dem 18. Jh.

An der Westwand: barocke Figuren, Gott Vater und Engel, vormals in St. Othmar.

Doppelvitrine: Diorama „Türkengreuel“ (Volkskunst 1729). — Kopie des Bildes „Türkensturm auf Perchtoldsdorf“ 1683. (Perchtoldsdorfer Rathaus)

Zunftzimmer

Im Türdurchgang rechts: Mödling nach einem Kupferstich von H. Jannsen (1649).

Links: Stadt Mödling, Baualterplan.

Mitte Podium: Alte Schlösser, 4 Stk. — Innungstruhe der Weber, 1736 — Oblaten-Model, 3 Stk. — Pfarrtruhe aus Brunn

am Gebirge — Waage zum Hängen mit Steingewichten — Zunftschere der Schneider — Hängewaage — Balkenwaage — Gewichtsteine — Innungstruhe der bürgerlichen Wagner von Perchtoldsdorf — Innungstruhe der Schuhmachergesellen — Uhrwerk der Turmuhr von Ma. Enzersdorf mit den dazugehörigen Gewichten.

In der Mitte des Zimmers: Zunftlade der Müller 1688.

An der Wand: Fotokopien der Innungszeichen der Tischler, Hufschmiede, Wagner, Müller — Siegel der Wagnerzunft — Steckschild vom Gasthof „Zum Schwarzen Adler“ 1689, Hauptstr. 68 (jetzt „Zum Goldenen Adler“, Mödlings ältester noch bestehender Gasthof). — Plan des Dachstuhles von St. Othmar in Mödling — Plan der Martinskirche in Mödling. — Holzschnitte: Schlosser, Zimmermann, Schuhmacher, Tischler, Maurer, Müllner. — Lehrbrief vom 5. März 1759, ausgestellt von der Schuhmacherzöch — Lehrbrief vom 24. Februar 1812, ausgestellt von der Fleischhauerzöch, für Anton Eibler, Hinterbrühl. — Zunftwappen des Mödlinger Fleischhauerhandwerks aus der Bestätigungsurkunde des Kaisers Ferdinand III. vom 19. Mai 1638. — Fahne der Weingärtnerinnung im Markt Mödling, 1872. — 2 Stiche: Eine der 17 Mühlen am Mödling-Bach, die der allgemeinen Versorgung dienten, Mühle im Besitz des Marktes, sogenannten Bestandsmüllern verpachtet. — Kartenskizze: Die Mühlen am Mödlingbach — Fotokopien: Mühlenverordnung Herzog Albrechts V. vom August 1430, für die Mühlen an dem Schwechat- und Triestingflusse und dem Liesing-, Mödling- und Petersbach.

Urkunde: Kaiser Leopold I. bestätigt 1690 auf Schloß Laxenburg der Viehhalterzöch ihre unterm 7. April 1659 bereits konfirmierten durch den Türkenkrieg zugrunde gegangenen Privilegien und zeigt die durch diesen Krieg aufgetretenen Mißstände auf.

Urkunde: Kaiser Karl VI. legt den örtlichen Bereich der Zimmermannhandwerkszöch im Viertel unter dem Wienerwald fest.

An der Mittelwand: Zunftfahnen: Der ehrsamten Mödlinger Fleischhacker, 1782 — Der Schuhmachermeister, 1826 — Eine Pestfahne mit St. Sebastian, Rochus und Rosalia.

Vitrine am Fenster links: Meisterbuch der Müllerzunft — Privilegienurkunde der Müllerzunft, ausgestellt von Kaiserin Maria Theresia — Siegel der Weberzunft und Wagnerzunft — Privilegien der Viehhalterzöch, bestätigt von Kaiser Josef I. vom 20. August 17 . . — Privilegienurkunde der Schuhmacherinnung, ausgestellt von Kaiserin Maria Theresia.

Vitrine am Fenster: Lehrbrief der Schuhmacherzöch Mödling vom 20. Februar 1750 — Gärtnergesellenbrief 1725 — Buch

der Lienhardszeche 1433 — Winkelmaß und Wasserwaage — Hobel — Himmeltragstangen, 2 Stk.

Zwischen den Fenstern: „Christuskreuz“ aus der seinerzeitigen Wegkapelle Brühlerstraße.

Zimmer: Romantik und Klassizismus

Links neben Fenster: Stich von Jansch: „erster Theil von Mödling“, „zweyter Theil von Mödling“ alter Tor, idealisierte Landschaft am Bach.

Tafeln rechts: Plan: Mödling und die Orte des Bezirkes auf der Karte der Herrschaften in der Umgebung von Wien aus dem Jahre 1748.

Stiche: Alte Burg von Laxenburg (bemerkenswert auf dem Platz alter Ziehbrunnen) — Sechsspänniger Galawagen — Senfte von Pferden getragen — Schloßpark von Laxenburg mit Lusthaus — Spaziergänger in der Tracht des Empire. — Turnierplatz in Laxenburg mit Reiterfestspielen — Franzensburg, romantischer Bau. — Plan: k. k. Park in Laxenburg 1887 (Bezeichnung der alten Rieden).

Wand links: Fotokopien: „Entzersdorf et Prun“ — Lichtenegg — Schloß Liechtenstein, das neue Schloß Liechtenstein 1820 bis 1821 erbaut. — 2 Skizzen: „die alte Burg, Mödling“ — „In der Briel“. Beachtenswert das damals noch kahle Gelände. — Stich: Fürst Johann von und zu Liechtenstein — Karte nach Schweikhart mit den Liechtenstein'schen Bauten. — Stiche: Der Pavillon in der Vorderbrühl, in dem Fürst Johann seine Gäste empfangt. Auch „Gloriette“ oder „Sanssouci“ genannt. Burg Mödling im Zustand künstlicher Restaurierung mit dem Husarentempel und der Ruine des „zerstörten Troja“ (Holzbau, jetzt verschwunden) und der „Johanneskapelle“ (im Volksmund „Pfefferbüchl“ genannt), eine Ruine im gotischen Stil, erbaut von Kornhäusl, jetzt nur in Mauerresten erhalten. — Der Husarentempel, klassizistischer Bau zu Ehren der Freiheitskämpfer 1809. — Die Römerwand, eine künstliche Ruine, 1826 auf dem Halterkogel in der Hinterbrühl errichtet.

Zimmer: Aus der Biedermeierzeit

Wand links: Aquarell: Biedermeierhaus in Maria Enzersdorf, (Wohnhaus des einheimischen Malers Karl Peyfuß) — Sekretär mit Geheimfächern (Empirestil) — Spinett-Harmonium.

Tafel: Aquarell „Gasthaus zu den 2 Raben“. (Typus eines vornehmen Einkehrghasthofes, gegenüber die Pferdeställe.)

Kolorierter Druck: „Ansicht der Clausen hinter Mödling.“ (die Felshänge ehemals kahl, erst Fürst Johann v. Liechtenstein

ließ sie mit Föhren bepflanzen. Das Erdreich mußte zu diesem Zweck in Körben hinaufgetragen werden, auch die jungen Setzlinge regelmäßig begossen werden.

Fotokopien: Erinnerungen an Beethoven — Bildnis des Meisters (Radierung von Schuster nach dem Portät von Klöber) — Kyrie aus der Missa solemnis — Brief Beethovens an den Mödlinger F. Speer — Blick in die Brühl mit Text. Worte aus dem Skizzenbuch Beethovens — kolorierte Skizzen — romantische Ansichten — die Brühl im Text. Worte von Richard Wagner (der ebenfalls in Mödling-Brühl verweilte).

Fotokopien: Ferdinand Raimund, der in Gaaden seinen „Verschwender“ vollendete. — Skizzen Raimund als Verschwender.

Mittelwand: 2 Ölbilder: Dame und Herr in Biedermeiertracht — Verwandte des Mödlinger Bürgermeisters Jakob Thoma.

In der Vitrine: Nähschachtel (Neubarock) — Tintenfässer — Brieföffner — Tintenzug — Goldwaage, 19. Jh. — Reliquiar in Monstranzenform — Ampel aus Zinn — geätztes Glas („vivat Leopold Zöchmeister“), Mödlinger Hauer — Relief Josef Hyrtl.

Rechts von der Tür: Erinnerung an den Maler Georg Waldmüller. Stiche und Fotokopien, die Motive aus Mödling und Umgebung darstellen: Ansichten aus Mödling „Am Morgen“, Brühlerstraße, Ansicht von Mödling, 1848; Wienerwaldlandschaft mit Schloß Wildegg 1855. — Stahlstich: Bauernfamilie; Heimkehr nach der Hochzeit (Höldrichsmühle 1860); Niederösterreichische Hochzeit (Motive aus Perchtoldsdorf und Brunn, 1843). Aus dem Skizzenbuch Waldmüllers (Albertina): Wohnhaus in Mödling, 1827; „ein Theil der alten Veste Liechtenstein“; „St. Othmarkirche“; „die Wassergasse in Mödling“. — Romantiker-Ruhestätte auf dem Friedhof Maria Enzersdorf — Der „Schwarze Turm“, die Ruine eines 1809 von Josef Hartmuth erbauten Rundturmes — Die „Burg Liechtenstein“ mit den Liechtensteinschen Bauten auf den Berghöhen.

Auf dem Podest: St. Florian, Statue, ehemals in der Mödlinger Feuerwehremise gestanden.

Vitrine: Türband, 17. Jh. — Fleischerhandwerk, Lehrbrief 1773 — Lehrbrief Josef Wiesmayer, 1853 (beachtenswert die Vignetten in der bunten Umrahmung, darunter auch die Ansicht der alten Fleischbänke in Mödling).

Vitrine links: Theaterzettel: Sommertheater im Badeort Mödling, „Pächter Feldkümmel von Tippelskirchen“ von August Kotzebue, 5. Sept. 1838 — „Der Färber und sein Zwillingsbruder“ von J. Nestroy — Zum Vortheile der Mödlinger Armeninstitute, 4. Oktober 1841 — Einladung zu einer Abendunterhaltung.

16. Juli 1851 — Im Badhaus nebst der Pfarrkirche zu Mödling — 3 Briefe der Gattin Waldmüllers, Anna, an die Gastwirtin Anna Maller in Maria Enzersdorf — Altwienertäschchen, ein Geschenk von Anna Waldmüller — Wachsboiserie Maria Immaculata — Loses Blatt „Mariannisches Lied, gesungen alle Sonn- und Feiertäg vor dem Maria-Trost-Altar in der Mödlinger Pfarrkirche“ — Heftchen „Wildensteiner Gebet“ (Gebet für Kaiser Franz) — Gesangbücher des Ludwig Mödlhammer, Mödling, Klostergasse und des Leopold Troscher, 1840, Mödling, Holzgasse.

Vitrine am Fenster: Verschiedene „kleine Andachtsbildchen“ — Reliquiar in Medaillon — Firmungstaler 18.—19. Jh. — Schnupftabakdosen, 2 Stk. — Kleeblatt mit Gebet, verschieden zu falten und zu lesen.

Schmaler Gang, parallel zum Hauptsaal:

Rechts: Erinnerungen an die Zeit, als Mödling „Sommerfrische“ war; Bilder aus dem 19. Jh.; Stiche; Aquarelle; Drucke; Fotokopien — bemerkenswert die Topographie des alten Marktes, alte Gassen, Häuser, Trachten.

Jechtl: „Fischermühle in Mödling“ — Michael Neder: „Husareneinquantierung in Mödling“ — Herbert Bittner: Heuriger-alter Hof — Genrebild: Beim Heurigen (Harfner, Hauer mit Krügen, Polizist, Bürger) — Franz Zellner: „Heimkehr vom Mödlinger Wochenmarkt“ (Bauer mit Zeugl) — Othmarkirche mit altem Mesnerhaus und Tammerlgraben — Das alte Eisen- und Mineralbad, in dem auch Theater gespielt wurde, in der Pfarrgasse (beachtenswert: noch Weingelände nahe der Othmarkirche) — Partie in der Vorderbrühl mit der Wiese, auf der später das Sommertheater gebaut wurde. — Das ehemalige Sommertheater im Kurpark Mödling — Eintrittskarte für einen Sperrsitz — Theaterzettel zum „Verschwender“ — Aus dem Skizzenbuch Waldmüllers „Wassergasse in Mödling“ (jetzt Badgasse), bemerkenswert das Beethovenhaus in seiner damaligen Gestalt, alte Schließkamine — Motiv aus der Klausen — Peter Fendi „Motiv am Mödlingbach“, Mödling 1780, Kopie von E. Hütter nach V. Jansch. (Im großen und ganzen hat sich das topografische Bild des mittelalterlichen Marktes und dessen Ausdehnung bis gegen Ende des 18. Jh. nicht verändert.) — Mödling, Elisabethstraße, 1875 — Das Mödlinger Rathaus nach Chapuy — Mödling, Beginn der Enzersdorferstraße, 1881 (das heutige Apothekerhaus noch mit dem Söller) — Th. Benedetti: Mödling, Bach-Furth-Spitalskirche — Mössmer: Burg Mödling — Waldmüller: „Rosenzeit“ (Landschaft gegen Sparbach, bemerkenswert ein Kohlenmeiler in Betrieb) — Schnorr von Karolsfeld 1794 bis 1872 „Breite Föhre bei Mödling“. Tracht

der Arbeitsleute im Hintergrund, vornehmes Paar und Wahrsagerin unter dem Baum.

Links: „Mödling gegen das Gebirge von der Eisenbahn aus gesehen“ — „Der Mödlinger Bahnhof 1847“ — Die alte elektrische Straßenbahn, Hinterbrühl — „Schweizerhaus“ und ehemalige Liechtensteinsche Meierei in der Vorderbrühl, eine beliebte Jausenstation. — Die Brühl beim Jordanfelsen mit dem großen Einkehrghasthof Pavillon (Sanssouci) in der Vorderbrühl. — Blick gegen Brunn und das Gebirge (die Weingärten sind von Acker- und Weideland verdrängt worden).

Am Fenster: Der Gasthof zum „Schwarzen Ochsen“, später „Goldener Ochs“. Typus eines vornehmen Einkehrghasthofes zur Biedermeierzeit, gegenüber die Stallungen. Der „Ochs“ war Endstation des Zeiselwagens, der regelmäßig vom „Neuen Markt“ in Wien bis in die Hinterbrühl verkehrte und auch die „Schubertianer“ in die Brühl brachte. Später hieß der „Ochs“ zum „Anninergblick“ und 1965 wurde er abgerissen.

Zur Zeit des M e r k a n t i l i s m u s :

Industrie in und um Mödling:

Plan: Josephinische Landaufnahme.

Stiche und Kopien: Das damalige Mödling mit Fabriksschornsteinen — Ziegelöfen am Fuße des Eichkogels — Der „Litschauerhof“ von 1773 bis 1818 Taffet- und Florfabrik, später Spiegel- fabrik — „Kalkofen bei Kaltenleutgeben“.

Links von der Tür: Aquarell: „Kalkofen in Gumpoldskirchen“ um 1848 erbaut, mit altem Feldofen, 1796 urkundlich erwähnt — „Das ehemalige Gaswerk Mödling“.

In Vitrine: Modell eines einfachen Handwebstuhls zur Anfertigung leinwandbindiger Gewebe — 1894 — mit Webeproben, Material und Modeln.

Doppelvitrine: Erinnerungen an die Revolutionstage 1848 in Mödling und an die Gründung einer Nationalgarde selbst: Verzeichnis der Mödlinger Nationalgardisten — Erinnerungskarte für die Nationalgarde von Mödling für Herrn Lackner Georg — Fahnenband Mödling, Nationalgarde 1848 — Siegel und Säbel der Nationalgarde Mödling — Offiziersbinde der Nationalgarde Mödling — Militärschako — Schwert der Studentenlegion — Trommel.

Aktenkoffer des FML Benedek (um 1866 Mödling, Meiereig.).

Romanik

Vitrine am Fenster: Romanische Schlüssel, 3 Stk., Lanzeneisen, 12. Jahrhundert, Pfeilspitze „Lichtenegg“, Lanzenspitze — Mitterndorf, Sichel aus Mitterndorf, 3 Stk., romanische Fuß-

bodenplatten (abgegossen), Feste Liechtenstein, 5 Stk., Kettenhemd. Tafel an der Südwand, Vischer-Karten 1672.

Vitrine in Zimmermitte: romanischer Sporn, gefunden in der Nähe der Burg Mödling, Hufeisen eines Reitpferdes, Funde von einer Versuchsgrabung — Burg Mödling: Nägel — Frühmittelalter, Spielwürfel, Wiener Pfennig aus der Zeit Friedrichs d. Schönen, um 1320 (zeitgenössische Kupferfälschung), Bruchstücke von Gefäßen.

Tableau an der Wand: romanischer Brunnenkranz (Feste Liechtenstein, nicht hier entstanden), romanische Säule mit Goldplättchenmosaik, von der Burg Liechtenstein (nicht bodenständig), Kapitelldeckplatte eines romanischen Stufenportals Burg Mödling, romanisches Blätterkapitell — Feste Liechtenstein (nicht hier entstanden. Buckeltrager, Keramik, 14. Jahrhundert — Funde aus Mitterndorf an der Fische. Randstücke eines großen Vorratsgefäß mit eingepprägter Lilie. Seither, verschiedene Gefäße mit Deckeln und Randhenkeldeckel aus dem Boden der Wüstung Schöngrabern.

Im Türdurchgang: Archivtür des Mödlinger Rathauses — Spätgotisch, circa 1500.

Tafel an der Wand: Plan: die Grundherrschaften Mödling vom Mittelalter bis zur Aufhebung im Jahre 1848, gotische Truhe aus Gaaden 14. bis 15. Jahrhundert, vermutlich aus Wildegg.

Gotik

Vitrine am Fenster: Schweinsspieß oder Bärenspieß — Meisterzeichen des Innsbruckers Treytz 1469—1570, gotischer Sporn, gotischer Schlüssel (Fundort Mödlingbach).

Nebenvitrine: spätgotischer Löwe — 1500 (roter Marmor von einem Rittergrab in Laxenburg — Bruchstück).

An der Wand: Kienspanhalter, Teile der gotischen Säule in Mödling, 2 Lanzenklingen — 12. Jahrhundert (Gumpoldskirchen — 1848 umgearbeitet), gotisches Fresko, Mödling, Klostergasse 4, kurzläufiges Rohr einer Hakenbüchse um 1400.

Bodenvitrine: mittelalterliche Keramik aus Mödling — verschiedene Gefäße und Bruchstücke, Stumpfen 14. Jahrhundert — Enzersdorferstraße 1, Feuerwagen, Feuerböcke, Kienspanhalter zum Hängen, gotische Mauerziegel (Burg Mödling und Mödlinger Häuser), gotisches Weinrankenornament, gotische Gewölberippen — birnenförmig, 15. Jahrhundert.

Neben Fenster an der Wand: Bartenhacke — Kampfhacke — 13. Jahrhundert.

Depot

„Schusterkugel“

Moderateurlampe (für Öl)

Petroleumlampe (Rundbrenner), 3 verschiedene Typen

Kaleidoskop (verwendet zum Musterzeichnen)

hölzernes Brunnenrohr der Hofwasserleitung Anninger—
Laxenburg)

Fahne der Fleischhauergenossenschaft mit St. Leonhard

2 Spundverschlüsse von Weinfässern

2 Zündholzanreiber („Zündsteine“) für Schwefelhölzer (stan-
den bei Heurigen und in Gasthäusern auf dem Tisch)

„Goldener Hirsch“ aus Eisen, (vergoldet), Gasthauszeichen,
angeblich vom Jagdhof in Laxenburg, durch viele Jahre in Möd-
ling am Hotel „Goldener Hirsch“, Babenbergergasse, angebracht

Pferdekummet

Polizeihelm (verschiedene Typen bis 1912 und bis 1918)

Feuerwehrtschakko mit Mödlinger Wappen, um 1900

Stockuhr (um 1890)

Himmeltragstangen, 2 Stk.

Prügelbank, gepolstert

Kommandolaterne der Feuerwehr Mödling vor 1918

Signallaterne der Eisenbahn

alter Feuerlöscheimer

Torso einer Säule, ehemals Kreuzung Weiße Kreuzgasse —
Anningerstraße, umstritten — nach mündlicher Überlieferung
ein Medardus, vermutlich aber ein Donatus. Ende des vorigen
Jahrhunderts fanden zu dieser Säule Prozessionen am 8. Juni
(Lostag zu Medardus) statt.

Die Lienzer Museumsstraße

Die Idee einer Freilichtmuseumsstraße und ihre teilweise Verwirklichung

(Mit 1 Planskizze und 7 Abbildungen)

Von Hiltraud A s t

Dem im Jahre 1954 eingerichteten „Museum bäuerlicher Geräte“ in Schloß Bruck bei Lienz folgte 10 Jahre später als Erweiterung die Darstellung des ländlichen Handwerks im Wehrgang des Schlosses. Diese Sammlung, die u. a. Färberei, Seilerei, Huterei und Töpferei zeigt¹⁾, erfuhr vor kurzem eine neuerliche Ergänzung durch die Einrichtung der „Klösterleschmiede“ als Freilichtmuseum — Lienz.

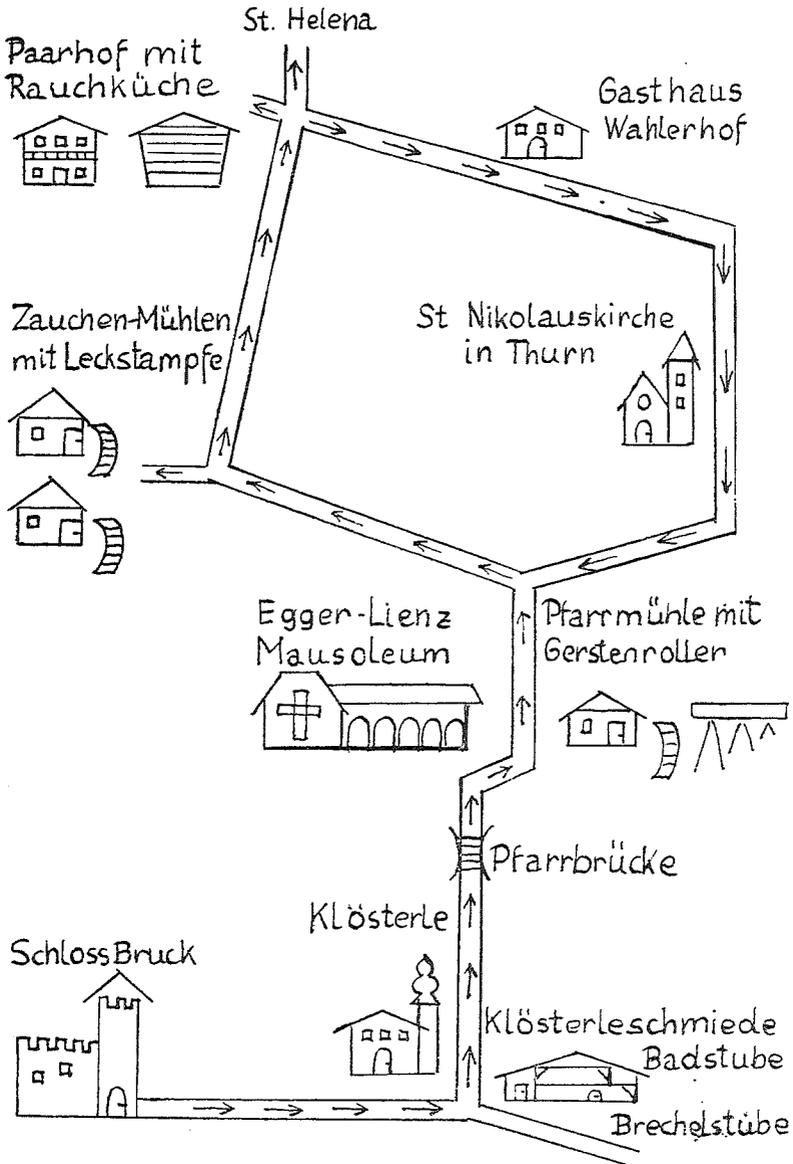
Die Klösterleschmiede, ein Bauwerk aus dem Jahre 1598, also 470 Jahre alt, steht in der Altstadt von Lienz und bezaubert den Fremden schon äußerlich durch ihren romantischen Anblick (Abb. 1)²⁾. Sieht man durch ein Fenster oder die Eisengittertüre des niedrigen Gebäudes ins Innere, das bei Dunkelheit beleuchtet ist, so hat man den Eindruck, der Schmied hätte erst vor kurzem sein Gerät aus der Hand gelegt, während die Kohle, vom Blasbalg angefacht, noch glüht (Abb. 2). Unter demselben Dach befand sich seit jeher eine alte Brechelstube der Stadt Lienz, die früher auch als Badstube benützt wurde. Auch dieser Raum ist reichlich mit Flachsbearbeitungs- und Badegeräten ausgestattet, künstlich beleuchtet und kann von den Besuchern auf ihrem Rundgang durch die Stadt bei Tag und Nacht besichtigt werden (Abb. 3).

Der Eindruck, den die Besucher von all dem erhalten, ist unzweifelhaft viel tiefer und anschaulicher, eben völlig anders, als wenn die Geräte in einem Museum ausgestellt sind, losgelöst von der Umgebung, in der sie in Funktion standen. Wir haben hier eine in Österreich ganz neue, ungewöhnliche Art vor uns, ein Freilichtmuseum zu gestalten, bei der darauf verzichtet wird,

¹⁾ Franz Kollreider: Bäuerliches Gewerbemuseum in Schloß Bruck bei Lienz (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, 1966/H. 3, S. 197 ff.).

²⁾ Alle Fotos: Dr. Franz Kollreider, Lienz.

Lienzer Freilichtmuseumsstrasse



die Objekte unter hohen Kosten von ihrem angestammten Platz zu reißen und an einem musealen Ort meist nur als Kopie wieder zusammenzustellen. Mitten im Stadtgetriebe des modernen Lebens ist hier eine Arbeitsstätte der Vorfahren erhalten geblieben. Gerade das wünscht aber der Fremde in einer hübschen kleinen Stadt zu sehen, umso mehr, als ihm die Besichtigung jederzeit und frei möglich ist. Vom Standpunkt des Museumsbetriebes ist es auch besonders vorteilhaft, daß diese Art von Freilichtmuseum kein Aufsichtspersonal benötigt.

Ermuntert durch das Interesse und den Beifall, den die Einrichtung der Klösterleschmiede fand, entstand der Gedanke, noch weitere alte Werkstätten des bäuerlichen Lebenskreises in dieser Weise vor dem Verfall zu schützen und dem Stadtbild des neuen Lienz einzugliedern. Eine Seilerei, eine Lederwalke mit Dreschente und eine Kräutermühle an dem leider zugeschütteten alten Werksbach, der „Drauwiere“, hätte eine richtiggehende Museumsstraße bilden können.

Nun führt diese, leider um die Hälfte verkürzt, von der Klösterleschmiede über die Pfarrbrücke nordwärts zur Pfarrmühle (Abb. 4), der alten Patriarchen-Metzmühle, gegenüber dem Egger-Lienz-Mausoleum gelegen, und weiter bergan zur Mühlengruppe (mit Leckstampfen) in der Zauchen. Den Bemühungen von Museumsleiter Dr. Franz Kollreider gelang es nämlich, die Pfarrmühle zugänglich zu machen und die Mühlengruppe in der Zauchen durch geringe Erhaltungsarbeiten vor dem Verfall zu schützen und betriebsbereit zu halten (Abb. 5 und 6).

Das nördliche Ende der Museumsstraße, die in leichtem Bogen über den „Wahlerhof“ und die Thurner Kirche, wo Werke von J. Paterer zu sehen sind, wieder zurückführt, soll ein schönes altes Bauernhaus bilden. Es ist dies der Stammhof des Erzbischofs Rohracher von Salzburg in Thurn, ein Paarhof aus dem 17. Jahrhundert. Hier blieb neben anderen alten Bauteilen auch noch die Rauchküche und ein „Hinterladerbackofen“ vor dem Haus erhalten. Es ist zu hoffen, daß die Denkmalpflege genügend Mittel aufbringen wird, dieses Haus vor häßlichen Modernisierungen zu schützen und zu einem Museum umzugestalten, indem man dem Besitzer einen Neubau ermöglicht.

Durch diesen eindrucksvollen Abschluß würde die „Lienzer Museumsstraße“ zu einer anziehenden Sehenswürdigkeit weit über Tirol hinaus werden.

Chronik der Volkskunde

11. Österreichische Volkskundetagung in Klagenfurt

Über Einladung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde fand in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum für Kärnten vom 18. bis 21. April in der Bäuerlichen Volkshochschule „Dr. Arthur Lemisch“ auf Schloß Krastowitz bei Klagenfurt die 11. Österreichische Volkskundetagung statt. Neben den drei Lehrkanzelinhabern für Volkskunde in Österreich und vielen anderen Fachleuten aus dem Inland waren auch Fachvertreter aus Jugoslawien, der Schweiz und Deutschland zur Tagung gekommen, die unter dem Gesamthema „Arbeit und Gerät in der Volkskultur“ stand.

Der Vorsitzende des Fachverbandes, Prof. Dr. Karl Ilg, konnte zur Eröffnung der Tagung auch prominente Persönlichkeiten des Landes Kärnten, allen voran den Herrn Landeshauptmann Hans Sima, und den Landeshauptmann-Stellvertreter von Steiermark, Prof. Dr. Hanns Koren begrüßen. In seinen einführenden Worten legte Prof. Ilg insbesondere die Bedeutung der Volkskunde für eine echte Völkerverständigung dar, die die profunde Kenntnis des eigenen Volkes in seinen verschiedenen Gliedern und der anderen Völker mit zur Voraussetzung hat. Diese kann aber nur durch eine stärkere Verankerung der Volkskunde auf akademischem Boden wie in den Lehrplänen der Höheren Lehranstalten erreicht werden.

Landeshauptmann Sima überreichte die Grüße des Landes Kärnten und würdigte die Arbeit der Volkskundler, die wesentlich für echte Volkstumspflege und Volkskunst ist und nicht zuletzt auch eine große Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft hat.

Das Vortragsprogramm umfaßte folgende Einzelthemen, an die sich jeweils eine rege Debatte anschloß: „Arbeit und Gerät“ (Prof. Dr. Hanns Koren), „Brauch und Arbeit“ (Prof. Dr. Richard Wolfram), „Arbeit und Gerät bei den deutschen Kolonisten in Brasilien“ (Prof. Dr. Karl Ilg), „Geräte der Almwirtschaft“ (Oberrat Dr. Kurt Conrad), „Holzgewinnung im steirischen Ennstal“ (Oberrat Dr. Karl Haiding), „Erste Ergebnisse der ADV-Umfragen zur alten bäuerlichen Arbeit“ (Universitäts-Dozent Dr. Günther Wiegelmann), „Die historischen Pflugformen der südlichen Alpenländer“ (Univ.-Dozent Dr. Oskar Moser), „Zu den steirischen Gerätelandschaften“ (Oberrat Dr. Sepp Walter), „Museumsobjekte und historische Bildquellen — ein Vergleich an Beispielen niederösterreichischer Arbeitsgeräte“ (Kustos Dr. Hermann Steininger), „Der bäuerliche Mensch als Industriearbeiter in Tirol“ (Dr. Hans Gschneider).

Die Exkursionen führten nach Maria Saal, wo der hochinteressante Dom und das neue Kärntner Freilichtmuseum mit seinen für die einzelnen Landschaften charakteristischen Hofformen besucht wurde, und zum Abschluß der Tagung in die alte Bergbaulandschaft von Bleiberg sowie in das reichhaltige Bezirksheimatmuseum von Spittal a. d. Drau.

Im Rahmen der Tagung fand auch die Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde statt, bei der vor allem Mittel und Wege besprochen wurden unserem Fach den ihm zukommenden Platz insbesondere in den Lehrplänen der verschiedenen österreichischen Schulgattungen zu geben. Die Neuwahl der Vorstandsmitglieder erbrachte keine Veränderungen, so daß weiterhin Prof. Dr. Karl Ilg der Vorsitzende des Fachverbandes, Prof. Dr. Richard Wolfram Vorsitzender-Stellvertreter, Univ.-Ass. Dr. Dietmar Assmann Schriftführer und Museumsdirektor Hofrat Dr. Franz Koschier Kassier bleiben. Als Beiräte wurden die Univ.-Dozenten Dr. Oskar Moser und Direktor Dr. Franz Lipp gewählt. Dietmar Assmann

Gedenkstunde für Maria Vinzenz Süß

Das Salzburger Museum Carolino Augusteum hat am 5. Mai 1968 eine Gedenkstunde für den Gründer und ersten Direktor des Museums anlässlich der 100. Wiederkehr seines Todestages abgehalten. Süß, der am 15. Jänner 1802 in Weißenbach bei Strobl geboren worden war und am 5. Mai 1968 in Salzburg starb, hat das Museum nicht nur gegründet, sondern mit unerhörter Umsicht und Zähigkeit geleitet, so daß am Ende seines Lebens so ziemlich alle Gebiete, die auch heute vom Salzburger Museum betreut werden, schon durch Sammlungen vertreten waren. Er hat sich also auch mit den Anfängen der sammlerischen Volkskunde beschäftigt, was ihm umso näher lag, als er selbst Sammler des mündlichen Überlieferungsgutes war. Seine Sammlung „Salzburgische Volkslieder mit ihren Singweisen“ von 1865 gehört zu den Kronjuwelen der österreichischen Volksliedsammlung. Feier und Ausstellung zu Ehren von Süß waren also wahrhaftig berechtigt. Leopold Schmidt

Hohe Auszeichnung für Matthias Eder

Am 21. April 1968 hat Bundeskanzler Dr. Josef Klaus bei seinem Aufenthalt in Tokio dem Korrespondierenden Mitglied unseres Vereines, Prof. Dr. P. Matthias Eder SVD, das ihm auf Antrag des Vereines und Museums hin vom Bundespräsidenten verliehene Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst überreicht. Prof. Dr. P. Eder hat sich durch seine Arbeiten zur Volkskunde des Fernen Ostens, vor allem durch die Gründung, Leitung seiner Zeitschrift höchste Verdienste um unser Fach erworben.

Volkskunde an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

In der Feierlichen Jahressitzung am 17. Mai 1968 wurde mitgeteilt, daß Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie gewählt wurde.

Karl Meuli †

Ein Großer der Volkskunde, vor allem der schweizerischen, aber auch der vergleichenden Volkskunde ist nicht mehr: Karl Meuli (16. IX. 1891 bis 1. V. 1968) ist tot. Eigentlich war er Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel, und mit diesem seinem Hauptgebiet ungemein innig verbunden, der Religionsgeschichte der Antike hingegeben, und in diesem Zusammenhang der berufene Herausgeber der Werke Bachofens. Aber die Festschrift, welche ihm von den Schweizer Kollegen 1951 gewidmet wurde, trug nicht umsonst den Titel „Heimat und Humanität“. Das „Humane“ stand dabei für die Antike, die

„Heimat“ galt der schweizerischen Volkskunde, und beides war nicht gegensätzlich gemeint, sondern als Hintergrund jenes Zusammenwirkens sehr weit gespannter geistiger Beziehungen, wie sie in Meuli selbst, in seinem regen, kühnen Geist vor sich gingen.

Meuli war nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen, man merkt es an den jahrzehnte langen Nachwirkungen seiner frühen Arbeiten zur Volkskunde, an der Angereghtheit seiner großen Basler Freunde Paul Geiger und Hans Rudolf Wackernagel so wie vieler anderer durch ihn, was er vor allem bei persönlicher Präsenz ihnen gewesen ist. Er gab der Volkskunde in der Schweiz nicht zuletzt als langjähriger Vorsitzender der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde neue Auftriebe, er verstand es, die großen Arbeiten der Gesellschaft, darunter den Atlas der schweizerischen Volkskunde, geistig und materiell zu fördern, und es mag wohl sein, daß er noch hinter weit mehr derartigen Unternehmungen und Planungen des Faches stand, als sich nach außen hin zeigte.

Bei einer Persönlichkeit solcher Größenordnung war es nicht leicht, gelegentlich zu bekunden, daß man fachlich nicht seiner Meinung sei. Seine Arbeiten auf dem Gebiet des Maskenwesens, die ungemein anregend gewirkt haben, konnten mit der Zeit nicht ohne Kritik hingenommen werden, und dagegen war Meuli empfindlich. Aber solche persönliche und zeitgebundene Dinge erscheinen unwesentlich neben der Leistung und der Wirkung dieses in seiner Art zweifellos großen Gelehrten, den auch unser Verein schon vor Jahren respektvoll zum korrespondierenden Mitglied gewählt hatte. Wir betrauern ehrlich den nunmehr im 77. Lebensjahr Dahingegangenen.

Leopold Schmidt

Adolf Helbok †

Am 29. Mai 1968 ist der Universitätsprofessor i. R. Dr. Adolf Helbok im 86. Lebensjahr (geb. am 2. Februar 1883 in Hittisau in Vorarlberg) in Götzens bei Innsbruck gestorben. Helbok war eigentlich Historiker, der sich besonders mit der Geschichte von Vorarlberg und Lichtenstein, späterhin mit deutscher Geschichte im allgemeinen beschäftigte, aber von Anfang an mit besonderem Hinblick auf die Volksgeschichte. Von dort her und von seiner regen Beschäftigung mit der Vorarlberger Heimatkunde und besonders dem Heimatmuseumswesen dieses Bundeslandes fand Helbok den Weg zur Siedlungsgeschichte und zur Hausbau-forschung, damit also in gewissem Sinn auch zur Volkskunde. Er gehörte noch zu jenen Persönlichkeiten, ähnlich wie sein Vorgänger Hermann Wopfner in Innsbruck, die gelegentlich einmal eine Professur für Volkskunde erhielten, ohne jemals Volkskunde gelernt zu haben, und ohne sich auch im weiteren mit dem Fach und den ihm eigenen Methoden usw. zu beschäftigen, weil sie mit den von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte her mitgebrachten Stoffen ihr Auslangen zu finden glaubten.

Helbok hat mit seinen eigenen Arbeiten, die übrigens vielfach auf Vorarbeiten seiner Assistenten und Mitarbeiter beruhten, hier eine Linie durch seine Zeit gezogen, die sich am besten mit den Titeln und Erscheinungen seiner Bücher abstecken läßt: Die Bevölkerung der Stadt Brgenz im Mittelalter (= Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, H. 7) Innsbruck 1912; Aufbau einer deutschen Landesgeschichte aus einer gesamtdeutschen Siedlungsforschung (= Schriften zur deutschen Siedlungsforschung, H. 1), Dresden 1925; Siedlungsgeschichte und Volkskunde (= Schriften zur deutschen Siedlungsgeschichte, H. 2), Dresden 1928; Volkskunde Vorarlbergs (= Heimatkunde von Vorarlberg, H. 8), Wien 1928; Vorarlberger Heimatforschung, ihre Aufrichtung und ihr Sinn

(= Heimatkunde von Vorarlberg, H. 12), Wien 1935; Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. 2 Bde., Berlin 1935 f.; Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende (= Deutsches Volkstum Bd. VI), Berlin 1937; Deutsche Siedlung. Wesen, Ausbreitung und Sinn (= Volk. Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 5), Halle an der Saale 1938; Der österreichische Volkskundeatlas, seine wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung (= Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, H. 1), Linz 1955.

Helbok hat diesen seinen wissenschaftlichen Weg, den eine genauere Bibliographie, die hoffentlich erstellt werden wird, deutlicher nachzeichnen könnte, im wesentlichen als Hochschullehrer zurückgelegt: 1924 wurde er Professor für Geschichte und allgemeine Wirtschaftsgeschichte in Innsbruck, zehn Jahre später, 1934, erreichte ihn die Berufung nach Berlin, von wo er aber schon 1936 nach Leipzig ging. Aber auch von dort ging er bereits 1937/38 nach Innsbruck zurück und wirkte von 1938 bis 1945 als ordentlicher Professor für Volkskunde an der dortigen Universität. Der Historiker, der er in Berlin und Leipzig doch noch war, hatte in Berlin 1935 die Leitung des Atlas der deutschen Volkskunde übertragen erhalten, die er aber wieder abgab, als er nach Leipzig berufen wurde. In Österreich wurde er 1945 außer Dienst gestellt. Im Alter versuchte er sich noch einmal mit einem Volkskunde-Atlas, als der Österreichische Volkskunde-Atlas nach den Vorarbeiten durch Ernst Burgstaller in ein Stadium der Organisation und Publikation trat. Aber auch diesem Unternehmen gehörte Helbok nicht sehr lange an. Nach seinem Rücktritt von der Atlasleitung wandte er sich noch einmal seinem eigentlichen Fach zu und schrieb eine „Deutsche Volksgeschichte“, Tübingen 1964, die man freilich nicht mehr als wissenschaftliche Leistung im eigentlichen Sinn ansprechen darf.

Für den Außenstehenden läßt sich über die kraftvolle Persönlichkeit Helboks mit ihrem starken Selbstbewußtsein kaum schon ein gerechtes Urteil bilden. Die Betreuung mit hohen Ämtern und Würden im Fach Volkskunde ist eigentlich weniger ihm anzulasten als jenen Männern und Mächten, die ihn jeweils an diese Stellen gebracht haben: Volkskunde als eine Art von Nebengeleise. Das hat dem Fach sehr geschadet und vor allem seine akademische Geltung in Deutschland bis heute getrübt. Helbok war sich vermutlich solcher Folgen gar nicht recht bewußt. Aus seinen sehr lebendig geschriebenen, inhaltsreichen „Erinnerungen“ (Ein lebenslanges Ringen um volksnahe Geschichtsforschung. Herausgegeben im Auftrag seiner Innsbrucker, Berliner und Leipziger Schüler von Fritz Ranzi und Margit Gröhsel. Innsbruck o. J.) geht eher hervor, daß er alle derartigen Stellungen und Würden als ihm zustehend und berechtigt empfand, und nur über deren Aberkennung 1945 verärgert war. Er verstand die Welt wohl im wesentlichen von seiner Person her. Sein Briefwechsel und die Aktenstücke zum Österreichischen Volkskundeatlas dürften darüber reichen Aufschluß geben, aber es wird sich wohl kaum so bald ein Geschichtsschreiber unseres Faches finden, der dies alles aufarbeiten wird. Dabei wäre manches davon, was längst „Zeitgeschichte“ geworden ist, gar nicht uninteressant, denn Helbok ist doch mehrere Male im Brennpunkt der Ereignisse gestanden, die Geschichte der beiden Atlanten, des deutschen und des österreichischen, haben mit der Geschichte unseres Faches sehr viel zu tun, und was nun jeweils

von seinen Wünschen und Plänen ausgeführt oder eben nicht ausgeführt wurde, das wäre allein schon ein Kapitel für sich.

Mit dem Verein und dem Museum in Wien hat Helbok nie sehr viel zu tun gehabt. Arthur Haberlandt hat ihn freilich 1936 zum Korrespondierenden Mitglied des Vereines wählen lassen. Aber das hat Helbok so wenig berührt, daß er nie darauf zurückkam und auch in seinen „Erinnerungen“ davon keine Erwähnung tat. Man kann daran leicht zeitgeschichtliche Erwägungen anknüpfen, mag es aber ebenso leicht vor der fachlichen Öffentlichkeit bleiben lassen. Innerhalb des Faches sollte aber vielleicht angesichts des Todes von Helbok doch überlegt werden, was von seinen Leistungen nachlebt, und ob alles an seinen Studien eigentlich schon Vergangenheit, Wissenschaftsgeschichte geworden ist.

Leopold Schmidt

Franz Roitinger †

Wenige Monate nach seiner Pensionierung verstarb am 12. Mai 1968 Dr. Franz Roitinger, Kustos 1. Kl. i. R. an der Wörterbuchkanzlei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Am 25. September 1906 als 10. Kind des Moar-Bauern Leopold Roitinger in Einberg, Gem. Weibern im o.-ö. Hausruckviertel, geboren, führte der Weg des begabten Bauernsohnes über das Gymnasium in Ried im Innkreis nach Wien, wo er Germanistik und Altphilologie studierte. Auf Grund seiner Dissertation über die „Mundart von Weibern“, die sich durch feine Lautbeobachtungen auszeichnete, wurde er 1933 zum Dr. phil. promoviert. Erst 1938 gelang es seinem Lehrer, Univ.-Prof. Dr. Anton Pfalz, ihn an der Wörterbuchkanzlei der Österr. Akademie der Wissenschaften, in der Roitinger schon als Student gearbeitet hatte, unterzubringen. Ein glücklicher Beginn für ein geistiges Leben, das sich gleichermaßen zwischen musikalisch-kompositorischer Tätigkeit und wissenschaftlich-dialektologischer Arbeit zu teilen verstand, schien gekommen. Die Einziehung zum Militärdienst im Jahre 1940, setzte der günstigen Entwicklung ein jähes Ende. Seine zähe Natur und sein unbeugsamer Wille ließen Roitinger zwar harte Kriegsjahre und die Gefangenschaft in Rußland bis 1947 überstehen, doch wurde seine Gesundheit so sehr angegriffen, daß es ihm niemals mehr beschieden war, gänzlich unbeschwert und schmerzfrei zu leben.

Sofort nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft nahm Roitinger seine Tätigkeit an der Wörterbuchkanzlei wieder auf. Mit bewundernswertem Fleiß arbeitete er an der Lemmatisierung der Belege für den Hauptkatalog des Wörterbuches, dessen Umfang in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg unter Dollmayrs und Kranzmayers Leitung sprunghaft anstieg. Mit freudiger Begeisterung ging er, als alle Vorbereitungen für die Publikationen des Wörterbuches geleistet waren, ans Artikelschreiben. Roitinger umfassende Kenntnisse auf dem Gebiet der Mundartkunde, sein feines Sprachgefühl, sein Wissen um die sachlichen Gegebenheiten der bäuerlichen Welt, nicht zuletzt aber sein unermüdlicher Fleiß, kamen den ersten sechs Lieferungen des „Wörterbuches der bairischen Mundarten in Österreich“ sehr zugute. Einige verstreute wissenschaftliche Arbeiten, z. B. in der Zeitschrift für Mundartforschung zeugen für seine erfolgreiche Forschungstätigkeit. Die Vollendung eines größeren dialektologischen Werkes, nämlich einer Formenlehre der österr.-bairischen Mundarten, blieb ihm leider versagt. Doch lebt Roitingers Arbeit in unserem Wörterbuch fort. Sein wissenschaftliches Ethos wird der Jugend unseres Institutes ein Ansporn bleiben.

Maria Hornung

Literatur der Volkskunde

Karl Ilg (Herausgeber), **Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs**. Band IV: Die Kunst. XII und 410 Seiten. 78 Abb. auf XLVIII Tafeln. Innsbruck 1967, Universitätsverlag Wagner. S 147,—.

Von dem auf vier Bände geplanten Werk sind die Bände 1 und 3 schon vor längerer Zeit erschienen, Klaus Beitz hat hier (ÖZV Bd. XVII/66, S. 49 ff.) ausführlich darüber berichtet. Nunmehr liegt der 4. Band vor, dessen letzter Beitrag, gleichsam auch das Schlußkapitel des ganzen Werkes, nochmals volkkundliche Gedankengänge aufnimmt. Aber zunächst bietet der Band doch eine ausführliche Kunstgeschichte des Landes vor dem Arlberg, bestehend aus folgenden Einzeldarstellungen von prominenten Kennern: Kolumban Spahr, Die vorromanische und romanische Kunst; Gert Ammann, Die bildende Kunst der Gotik; Norbert Lieb, Kunstgeschichte 1500—1800; Heinz Mackowitz, Malerei und Plastik des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Beitrag von Lieb läßt den überraschend großen Beitrag Vorarlbergs zur Renaissance- und Barockkunst vorzüglich hervortreten, da ist manches davon auch für uns sehr wichtig. Eugen Thurnher behandelt dann, wie schon ähnlich in anderen früheren Arbeiten, „Das literarische Schaffen“. Von Ernst Schneider stammt der Überblick über die Musikgeschichte des Landes, ein bisher nur wenig behandeltes Kapitel, in dem sich der richtungsgebende, von Hans Joachim Moser stammende Satz „Überall dort, wo es an stärkeren Tonsetzeranlagen zu mangeln scheint, blüht meist die Sparte der Volksmusik als Ausgleich dafür besonders stark“, zustimmend zitiert findet.

Dieser stoffreiche Beitrag zur Musikgeschichte mit seinem Eingehen auf die schlichtesten Zweige der Musikpflege steht sehr zweckentsprechend vor der „Zusammenfassung zum Gesamtwerk“, in der der Herausgeber über den „Volkscharakter“ handelt. Ilg ist sich der Schwierigkeiten der Erfassung eines Landes-Volkscharakters wohl bewußt, und stützt sich dementsprechend auf die verschiedensten Aussagen, von gelehrten Urteilen bis zu lokalen Schwänken. Eine tragfähige Grundlage bilden die Urteile vor etwa anderthalb Jahrhunderten, als ein Benda Weber und ein Johann Jakob Staffler von Tirol aus ihre topographischen Kennzeichnungen durchführten. Aber auch das Urteil der „eigenen Landsleute“ im 19. Jahrhundert wird ausgewertet, Bergmann etwa ebenso wie Hermann Sander sowie Weizenegger und Merkle. Bei Merkle stehen eigentlich schon viele Charakterzüge ähnlich betont drin wie bei den Volkscharakterologen der Gegenwart. Ilg hat alle diese Aussagen hinsichtlich der „auffallenden Eigenschaften“, also der Charakterkonstanten, gegliedert, von den wirtschaftlichen Fähigkeit und der immer wieder unterstrichenen Sparsamkeit bis zu den kleinen Volksneckereien. Die allgemeine Darstellung wird durch eine nach den wichtigsten Landesteilen noch aufgeschlossenen, diese „tatschaftlichen Verschiedenheiten“ sind schon immer betont worden, und werden daher auch hier nachgezogen. Während bei der allgemeinen Charakteristik fast nur positive

Eigenschaften anerkannt werden, finden sich bei den talschaftlichen Sondercharakteristiken doch einige Einwände, aber mehr im Sinne der Anekdote, der Ortsneckerei. Auf die Städte des Landes, ausgenommen Dornbirn, scheint dabei weniger zu entfallen. Daß in allen diesen Charakteristiken doch beträchtliche Verallgemeinerungen enthalten sind, braucht nicht betont zu werden. Aber es ist anderseits verständlich, daß eine Landes- und Volkskunde wie die vorliegende den Versuch einer Volkscharakteristik für ihren Raum unternehmen wird.

Man erwartet jetzt also den immer noch ausstehenden 2. Band, der hoffentlich in absehbarer Zeit dieses umfangreiche Werk abschließen wird.
Leopold Schmidt

Kunstjahrbuch der Stadt Linz. Herausgegeben vom Stadtmuseum Linz. 1967. 180 Seiten, mit zahlreichen Abb. Wien und München 1968, Verlag Anton Schroll.

Die Stadt Linz gibt seit zwei Jahrzehnten eine ständig wachsende Fülle von Publikationen heraus, von denen so manche auch volkswissenschaftlich bedeutsam erscheint. Eine zeitlang erschienen im „Jahrbuch der Stadt Linz“ recht wichtige volkswissenschaftliche Artikel. Seit das „Historische Jahrbuch der Stadt Linz“ an dessen Stelle trat, sind die volkswissenschaftlichen Artikel eher in den Hintergrund getreten. Immerhin darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß im letzten Band dieses Jahrbuches (1966, erschienen 1967, S. 375 ff.) noch eine nachgelassene Arbeit von Karl M. Klier (Linz im Liede, Nachträge II) erschienen ist.

Das Historische Jahrbuch der Stadt Linz wird vom Linzer Stadtarchiv herausgegeben. Aber daneben gibt seit einigen Jahren nun auch das Stadtmuseum Linz ein eigenes Jahrbuch heraus, nämlich das „Kunstjahrbuch der Stadt Linz“, von dem ebenfalls ein neuer Band vorliegt. Das von Georg Wach a herausgegebene Jahrbuch war von Anfang an auf eine vorzügliche Aufmachung bedacht, die Bände sind jeweils sehr geschmackvoll ausgestattet, und bieten inhaltlich meist Studien über ein zentrales Thema. So war der Band 1964 dem Thema „Gotik und Donauschule in und um Linz“ gewidmet. An Beiträgen aus unserem engeren Fachbereich wären in jenem Band 1964 die Arbeiten von mir (Das Linzer Volto-Santo-Fresko im Gefüge der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung und Wallfahrtskunst im Raum von Oberösterreich) und von Franz Gall (Das ritterliche Spiel zu Linz von 1489/1490) zu nennen. Im Jahrbuch für 1965 ist die nachgelassene Arbeit von Gustav Gugitz, Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild (mit 44 Abb.) enthalten.

Der Band für 1967 ist wieder einem gemeinsamen Thema gewidmet: Kunst in Linz um 1600. Da Linz wie die meisten österreichischen Landeshauptstädte einen beachtlichen Anteil an der Spätrenaissance auf allen Gebieten besessen hat und zum Teil noch besitzt, und so manche künstlerische und kunstgewerbliche Züge dieser Zeit recht volkstümlich waren, wird man die Beiträge dieses Bandes von uns aus mit besonderem Interesse zur Kenntnis nehmen. Das gilt vor allem für die stoffreiche Übersicht von Georg Wach a, aber auch für den Artikel von Fritz Blümel über die Renaissanceöfen des Linzer Hafners Paul Tilpolz, wie für eine Reihe von anderen Arbeiten, die sich verdienstvollerweise mit Dingen wie Steinätzungen, Ziehbrunnengittern, Stadtrichterschwertern usw. beschäftigen. Da alle Arbeiten reich, zum Teil auch farbig bebildert sind, bietet das Jahrbuch weit mehr an Quellenmaterial und Anregungen, als man vielleicht zunächst von unserer Seite aus meinen könnte.

Leopold Schmidt

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben von der Kommission zur Schaffung des Österreichisch-Bayrischen Wörterbuches, bearbeitet von Eberhard Kranzmayr unter Mitwirkung von Franz Roitinger, Maria Hornung, Alois Fischinger, Herbert Tatzreiter. 5. Lieferung (S. 253—316), Wien 1967, Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf. S 96,—.

Auch die neue Lieferung des großangelegten Wörterbuches wird man wieder dankbar begrüßen. Sie enthält unter anderem die umfangreichen Artikel Anton, Aper, April, Arbeit und arbeiten, die selbstverständlich viel Stoff auch volkskundlicher Art enthalten. Bei „Anton“ wie bei „April“ sind beispielsweise mehrere volkstümliche Verse, die mit eingeschickt wurden, abgedruckt. Redensartliches und Brauchtümliches ergibt sich auch bei mehreren anderen Artikeln.

Von den Bearbeitern des Wörterbuches ist nunmehr Dr. Franz Roitinger bereits dahingegangen (gestorben am 18. Mai 1968). An seine Stelle ist Herbert Tatzreiter getreten, so daß die Kontinuität auch hier gewahrt bleiben dürfte.
Leopold Schmidt

Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Zweite erweiterte und veränderte Auflage. 361 Seiten, mit Abb. auf XVI Tafeln. Stuttgart 1967, Eugen Ulmer-Verlag. DM 48,—.

Friedrich Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Zweite verbesserte und stark erweiterte Auflage. 323 Seiten mit 7 Abb. und 8 Bildtafeln. Stuttgart 1967, Eugen Ulmer-Verlag. DM 44,—.

Wir haben auf diese Bände der von Günther Franz herausgegebenen „Deutschen Agrargeschichte“ (Bd. II und III) bereits bei ihrem ersten Erscheinen hingewiesen. Es ist ausgesprochen erfreulich, daß diese wichtigen Arbeiten nunmehr auch in zweiter, veränderter und vor allem vermehrter Auflage erscheinen können. Die Bände I (Jankuhn, Vorgeschichte und Frühgeschichte der deutschen Landwirtschaft), und V (Günther Franz, Geschichte des Bauernstandes) sind allerdings noch nicht erschienen. Abel hat in seiner „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ vor allem die langfristige Entwicklung der Landwirtschaft seit dem Spätmittelalter stärker herausgearbeitet. Der mittelalterliche Landesausbau wurde stärker betont, eine Phase der Landwirtschaftsgeschichte, die uns in Österreich besonders interessiert, da einerseits in den Alpen, andererseits aber auch im Wald- wie im Mühlviertel die Folgen dieser Besiedlungsintensivierung spürbar geblieben sind. Aber auch die Entfaltung der gutsherrschaflich geplanten landwirtschaftlichen Produktion im 16. und 17. Jahrhundert ist für uns wichtig, wenn auch Abel die Entwicklung des Arbeitsgerätewesens in jenem Zeitraum, worauf von volkskundlicher Seite besonderes Gewicht gelegt wird, noch nicht entsprechend berücksichtigt hat.

Friedrich Lütge hat seinem Band die Probleme nunmehr auch für Österreich behandelt, und auch weitere mitteleuropäische Zusammenhänge miteinbezogen. Die neueren Veröffentlichungen von Feigl, Grass und Posch sind wenigstens mit knappen Auszügen eingearbeitet. Die Bauernbefreiung in Österreich ist ausführlicher bearbeitet, freilich so gut wie nur in wirtschaftlicher Hinsicht. Alles in allem aber wird man sich freuen dürfen, daß diese Bände nunmehr überarbeitet vorliegen.

Leopold Schmidt

Albert Walzer, **Baden-Württembergische Bauernmöbel. Teil I: Bauernschränke** (= Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg. Heft 8/9, Stuttgart 1968), 128 Seiten, mit 142 Abb. und 8 Farbtafeln. Bezug durch Silberburgverlag W. Jäckh, Stuttgart.

Es kommt vor, daß gewisse Stoffgebiete unseres Faches mit einem Mal an mehreren Stellen zugleich interessant und daher auch bearbeitet werden. Die bäuerlichen Möbel sind längere Zeit hindurch in vielen Gegenden vielleicht gesammelt, aber durchaus nicht fachlich bearbeitet worden. Nunmehr ergeben sich hintereinander Veröffentlichungen, die offenbar auf fast gleichzeitig durchgeführte Bearbeitungen schließen lassen.

Unter diesen scheint das vorliegende Doppelheft der badisch-württembergischen Museumszeitschrift besonders bemerkenswert. Auf die von Albert Walzer äußerst sorgfältig gestalteten Hefte war gelegentlich schon aufmerksam zu machen. Ihr Grundprinzip, nämlich sonst fast unbekanntes oder doch ungreifbares Material der vielen größeren und kleineren Museen bekannt zu machen, ist vorzüglich und nachahmenswert. Auch über die Möbel der Landschaft konnte man sich bisher nur zum Teil orientieren: Nunmehr hat man zunächst wenigstens für die Kästen das gesamte erhaltene Material schön geordnet vor sich. Walzer hat mit nüchterner Systematik gegliedert: Schranktypen (mit hohen glatten Türen, mit 4 Füllungen auf den Türen, der Säulenschrank), dann Verzierungen (Holzauflagen, Aufgeklebte Graphikblätter, Auf Blankholz, Furnierimitation, Marmorierung, Unifarbene Grundierung, und schließlich: Zu den Bildmotiven der Füllungen und Felder). Man findet sich also leicht zurecht. Mehr als eine solche zeit- und landschaftsstilistische Zuordnung soll ja zunächst nicht gegeben werden. Die Abbildungen, deren reiche Fülle eigens hervorgehoben werden soll, gestattet jede andere Form des „Lesens“ dieser Volkskunstwerke.

Für die topographische Erschließung des alten Möbels bedeutet das Heft also eine sehr wertvolle Bereicherung. Jede weitere Arbeit auf diesem Gebiet wird von ihr, von ihren zahlreichen Abbildungen, nicht zuletzt von den schönen Farbtafeln beträchtlichen Gewinn ziehen können.

Leopold Schmidt

Keyzers Kunst- und Antiquitätenbuch Band III. 480 Seiten, 16 Farbtafeln, 32 Seiten Schwarz-Weiß-Abbildungen, Strichzeichnungen im Text. München 1967, Keyzersche Verlagsbuchhandlung. DM 32,80.

Der steigende Wohlstand der letzten Jahre hat den Antiquitätenhandel und die Sammelfreude ganz beachtlich anwachsen lassen. Die Verlage haben den Zug wohl bemerkt, und sich mit verschiedenen Sammlerhandbüchern von mehr oder minder lexikalischem Charakter eingestellt. Manche davon haben, ebenfalls einem Zug der Zeit folgend, auch die verschiedenen Gebiete der Volkskunst bereits zu berücksichtigen begonnen. Freilich sind viele der bisher vorliegenden Darstellungen nicht von direkten Kennern, vielmehr von Nachschreibern und Auswertern gemacht worden, so daß es sich dabei kaum um wirklich förderliche Literatur handeln konnte.

Anders beim vorliegenden Band. Das Keyzersche Kunst- und Antiquitätenbuch hat im Verlauf der letzten zehn Jahre schon zwei umfangreiche Bände über die verschiedensten Sammelgebiete vorgelegt, und greift nunmehr mit diesem III. Band auch auf das Gebiet der Volkskunst aus. Der Verlag hat sich dabei alle einschlägigen Beiträge von Fach-

leuten, die zum Teil auch an volkskundlichen Sammlungen tätig sind, schreiben lassen, im wesentlichen von Vertretern der heute in Süd-Deutschland tätigen „mittleren“ Generation, der bekanntlich eine gewisse Dynamik eigen ist. Es handelt sich durchwegs um sehr gute, stoffreiche Beiträge, die trotz der Neigung einiger Autoren zu theoretischen Einführungen im wesentlichen doch sachliche, gut gegliederte Übersichten bieten.

In diesem Rahmen also hat Bernward Deneke die „Bauernmöbel“ behandelt (S. 13—40), Lenz Kriss-Rettenbeck die „Weihe- und Votivbilder“ (S. 41—67; es sind nicht nur die Votivbilder, sondern alle Votivgaben behandelt), Wolfgang Brückner erläutert die „Hinterglasmalerei“ (S. 69—99) und anschließend und offenbar mit besonderer Lust die „Andachtsgraphik“ (S. 101—131). Zu diesen aneinandergereihten und geistig ziemlich eng miteinander verbundenen Beiträgen kommen dann, unter andere Artikel eingestreut, noch die Kapitel von Paul Stieber „Deutsches Hafnergeschirr“ (S. 241—292) und von Lydia Bayer „Altes Spielzeug“ (S. 329—355). Auch da waren besondere Sammler und Kenner am Werk. Es werden vor allem die Museen, bis zu den Heimatmuseen hin, an diesem Werk und seinen genau gearbeiteten Spezialkapiteln nicht vorübergehen können. Darstellungen wie die von Brückner über die Andachtsgraphik oder jene von Stieber über das Hafnergeschirr hat es in dieser straffen Form und mit diesem reichen Inhalt praktisch bisher noch nicht gegeben. Dazu kommt noch, daß sich die Verfasser sehr bemüht haben, auch die ganze vorhandene Literatur nicht nur auszuwerten, sondern auch anzuführen. Man wird außerhalb des Faches daher sicherlich überrascht sein, wenn man feststellen muß, daß es zu Brückners „Andachtsgraphik“ so unwahrscheinlich wenig Literatur gibt¹⁾; sie ist, wenn ich das biographisch formulieren darf, so gut wie zur Gänze in meiner Lebenszeit entstanden, manche der genannten Bücher habe ich wachsen gesehen und in irgendeiner Form fördern dürfen. Das heißt unter anderem auch, und das gilt für die meisten der vorliegenden Kapitel, daß in dem von uns so ungefähr durchgelebten halben Jahrhundert fast alles entstanden ist, was heute benützt wird, daß unser Fach auch in diesen Bereichen und durch die Arbeit der erst kürzlich von uns gegangenen wie der jetzt lebenden Forscher einen gewaltigen Zuwachs zu verzeichnen hat. Auch das wird durch dieses „Keysersche Handbuch“ vor einer großen Öffentlichkeit bekundet, und dafür sollte man auch den hier vertretenen Autoren dankbar sein.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von Rolf Wilh. Brednich. Bd. XII. VIII und 253 Seiten, mit Noten und Abb. Berlin 1967, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 64,—.

Dieses schöne Jahrbuch ist früher eigentlich keines gewesen, da es nur in ziemlich langen Abständen erschien, und schließlich für lange Jahre hindurch überhaupt eingeschlafen blieb. Erst seit fünf Jahren kann man also von einem wirklichen „Jahrbuch“ sprechen, die schmalen,

¹⁾ Zu der von Brückner angegebenen Literatur käme jetzt z. B. von Hans Bleibrunner, Andachtsbilder aus Niederbayern (Beilage zum Amtlichen Schul-Anzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern, Nr. 6 vom 1. Dezember 1968. 58 Seiten mit zahlr. Abb.).

aber inhaltsreichen, leider auch sehr teuren Bände erscheinen nunmehr recht regelmäßig.

Inhaltlich stehen sie auf einer sehr hohen Stufe. Was heute auf dem Gebiet der Volksliedforschung geleistet wird, das kommt hier zur Geltung, und wird auch in einem respektablen Besprechungsteil überblickt. Es zeichnen sich einige Interessengebiete stärker ab. So kann man immer wieder Arbeiten zum Werden, zum Wandel dessen, was man Volkslied nennt, finden. Etwa X,1: Christoph Petzsch, Weiterdichten und Umformen. Grundsätzliches zur Neuausgabe des Lochamer-Liederbuches; XI,1 Hermann Strobach, Variabilität. Gesetzmäßigkeiten und Bedingungen; XII,21 Ernst Klusen, Das Gruppenlied als Gegenstand. Dazu kommen Arbeiten zur Quellenkunde, beispielsweise IX,45 Bengt R. Jonsson, Ältere deutsche Lieder in schwedischer Überlieferung, oder X,42 Rolf W. Brednich, Das Reutlingersche Sammelwerk im Stadtarchiv Überlingen als volkskundliche Quelle. Besonders bemerkenswert erscheinen die oft umfangreichen stoff- und motivgeschichtlichen Monographien, die man vielleicht manchmal gar nicht hier suchen würde. So etwa IX,116 Rolf W. Brednich, Die Legende vom Elternmörder in Volkserzählung und Volksballade, oder IX,144 Erik Dal, Ahasverus in Dänemark. Volksbuch, Volkslieder und Verwandtes. Bemerkenswert auch XI,37 Ernst Hilmar, Mariä Wanderung. Überlieferung und Geschichte eines geistlichen Volksliedes, und XI,58 Josef de Coo, Das Josefshosen-Motiv im Weihnachtslied und in der bildenden Kunst, sowie jetzt XII,103 Leander Petzoldt, Volksballade, Sage und Exempel. Zur Stoff- und Überlieferungsgeschichte der Volkserzählung vom „beleidigten Totenschädel“.

Österreichische Themen finden sich eigentlich selten behandelt. X,103 hat Wolfgang Suppan seine Volksliedmiszellen von der Pürgg in Steiermark vorgelegt. Altösterreichisches, vor allem Ausführungen über Volkslieder der Gottschee, sind dagegen öfter anzutreffen. So hat IX,52 Zmaga Kummer über das Gottscheer Volkslied vom warnenden Vogel und seine slovenische Vorlage geschrieben, XI,90 über Maria und die Turteltaube, ein Gottscheer Volkslied. XII,80 behandelt Hellmut Rosenfeld Die Brautwerbungs-, Meererin- und Südeli-Volksballaden und das Kudrun-Epos von 1233.

Die Arbeiten im Band XII stehen also, wie man sieht, im Zug der augenblicklich in Freiburg und auch sonst betriebenen Forschung. Der XII. Band dokumentiert dies wiederum nicht nur durch die großen Abhandlungen, sondern auch durch die kleineren Forschungsberichte und durch die oft recht umfangreichen, gewissenhaften Buchbesprechungen. Die vor allem von Brednich selbst und von Wolfgang Suppan wie von wenigen anderen Mitarbeitern verfaßten Rezensionen sind gewissenhaft und kenntnisreich gestaltet. Besonderen Dank wird man fremdsprachenkundigen Mitarbeitern wie Felix Karlinger, Ina-Maria Greverus, Zmaga Kummer, Karl-Heinz Pollock und einigen anderen Mitarbeitern außerhalb des Freiburger Archives dafür zollen, daß sie durch ihre ausführlichen Buchbesprechungen Veröffentlichungen bekannt machen, deren tatsächliche Bedeutung sich sonst wohl nur dem engsten Spezialisten erschließen würde. Die Volksliedforschung leistet hier beispielhafte Vorarbeit für jede Art von „vergleichender Volkskunde“, ihr Jahrbuch weist aus, daß sie sich zur Zeit in wirklich guten Händen befindet.

Leopold Schmidt

Hermann Bausinger, *Formen der „Volkspoesie“* (= Grundlagen der Germanistik Bd. 6) 291 Seiten. Berlin 1968, Erich Schmidt Verlag.

Der Tübinger Vertreter der Volkskunde versucht hier den Studierenden der Germanistik, die mehr oder minder volkskundlich orientiert werden sollen oder auch sein mögen, einen Überblick über den Grundbestand dessen, was man so allgemein als Volksdichtung bezeichnet, zu geben. Da das Thema sicherlich seit langem zum Bestand seiner Vorlesungen und Übungen gehört, und so manche Einzelkapitel von ihm in Detailstudien bearbeitet wurden — beispielsweise Witz oder Rätsel —, so liegt eine lesenswerte Darstellung vor, die auch der Anfänger mit einigem Gewinn zur Hand nehmen wird. Viele detaillierte Ausführungen sind freilich im unhörbaren Gespräch mit den benachbarten Fachleuten entstanden, die sich mit den einzelnen Gruppen nach bestimmten Richtungen hin auseinandergesetzt haben, und mit denen hier mehr oder minder deutlich diskutiert wird.

Die Darstellung gibt zunächst eine ausführliche Einleitung „Zur Problemgeschichte“, die von den Sammlungs- und Forschungsanfängen bei Percy und Herder, den Brüdern Grimm und den Romantikern über die verschiedenen Schulen (Bastians Elementargedanke, Thoms' Folklore, Naumanns Gesunkenes Kulturgut, Jolles' Einfache Formen usw.) bis an die Gegenwart heranzuführt. Es bleibt dabei nicht immer bei der Volksdichtung und ihren Formen, oft, vielleicht allzu oft, wird die Problemgeschichte der ganzen Volkskunde mitvorgetragen, wie sie dem Germanisten aber nun doch in dieser Kürze nicht klarzumachen sein dürfte.

Dann folgen die sachlichen Hauptabschnitte. Zunächst „Sprachformel und Sprachspiel“ mit den Kapiteln „Funktionsformel“, „Spielformel“, „Redensart und Sprichwort“, „Spruch und Inschrift“, „Rätsel“ und „Witz“. Das sprachlich-formale Element, das zur Erschließung des Kinderreimes beispielsweise herangezogen werden muß, erscheint bei den „Wunschformeln“, „Kontaktformeln“ usw. besser dargestellt als sonst üblich. Auch für die „Spielformeln“, wie Bausinger ein weiteres Gebiet zusammenfaßt, sind „Nachahmungsformeln“, „Phantasieformeln“ und „Lernformeln“ glücklich herausgehoben. Daß sich Bausinger dabei auf eine so unbedeutende und abgeleitete Sammlung wie das „Allerleirauh“ von Enzensberger stützt, ist erstaunlich. Aber er liebt nun einmal die Heranziehung von Literatur und Literaten, man wird Zitate dieser Art bei ihm immer wieder finden. Für „Redensart und Sprichwort“ liegt sehr viel an Vorarbeiten vor, da kann Bausinger nur auswählen, wobei die Berücksichtigung der Sonderformen: Rechtsspruchwort, Bauernregel und Wellerismus — wir sagen doch lieber Sagwort — angenehm auffällt. Die „Redensart“ ist übrigens bei ihm leider ebenso kurz weggekommen wie bei Mathilde Hain, die sonst im Stammerschen „Aufriß“ dafür ja viel vorgearbeitet hat. Auf sie kann Bausinger auch in seinem Abschnitt „Rätsel“ weitgehend zurückgreifen, nur daß er versucht, auch das Rätsel der Zeitungs- und Zeitschriftenzeit mitheranzuziehen, was bekanntlich nicht recht geht. Die Abschnitte über Spruch, Inschrift usw. schließen stärker an die vielen guten Vorarbeiten an und erzählen flüssig, wieviel es hier einstmals gegeben hat.

Während wir der erzählenden Kraft Bausingers uns in solchen Abschnitten gern anvertrauen, wird man beim nächsten Hauptabschnitt, den „Erzählformen“, wieder mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. An sich folgt er der ungeheuer großen Literatur über Schwank, Märchen, Sage, Legende, Beispiel und Anekdote mit Bedacht und einer gewissen Hinneigung zu den geläufigen, lebenden Formen, wie dies

auch beim Kapitel über den Witz zur Geltung kommt. Aber man merkt, daß sich diese schon rein stofflich übergroßen Gebiete eben nicht leicht auf siebzig Seiten darstellen lassen. Die Freude am lebendigen Erzählen, die Kenntnis solcher Dinge wie der dörflichen oder kleinstädtischen Anekdote beleben aber die gelehrte Darstellung doch beachtlich.

Die Aufnahme eines eigenen Abschnittes „Szenische und musikalische Formen“ bedeutet sicherlich ein Wagnis. Auf nicht einmal zwanzig Seiten vom Volksschauspiel, auf kaum mehr als zwanzig Seiten über das Volkslied zu schreiben, ist nicht leicht, und dennoch möchte ich sagen, daß Bausinger hier Gutes geleistet hat. Die Volksschauspielforschung der letzten Jahrzehnte hat es ihm freilich erleichtert, man merkt der Darstellung den Nutzen der nacharbeitenden Lektüre der vielen Arbeiten von Dörner, Hans Moser, Kretzenbacher und mir an. Aber das Ausgreifen auch noch auf das Vereinstheater ist Bausingers eigenstes Anliegen, und in diesem Zusammenhang auch durchaus berechtigt. Schwieriger ist es schon mit dem Volkslied, da Bausinger wohl die anderen Möglichkeiten der Betrachtung kennt, beispielsweise also die der funktionalistischen, auf das Brauchtumslied hin ausgerichteten, und dennoch im wesentlichen sich mit formalen Einteilungen herumzuschlagen muß. Zudem verwendet er ziemlich viel Raum für die in letzter Zeit vielfach besprochenen Probleme des „Zweiten Daseins“, der „Folksongs“ und aller jener Dinge, die gegenüber dem gewaltigen Bestand des alten Volksliedgutes fast keine Bedeutung besitzen. Immerhin, man merkt das redliche Bemühen, in ein solches kleines Handbuch alles, auch die Fragestellungen der mitunter unsicher tastenden Forschung der Gegenwart, hineinzuzwingen.

Das ergibt also zusammen mehr, als der Titel annehmen lassen würde, dessen Anführungszeichen um das Hauptwort „Volkspoesie“ ja zunächst unangenehm berühren. Auch der Titel des einleitenden Kapitels, „Die Erfindung der ‚Volkspoesie‘“, verspricht nichts Gutes. Aber aus dem Hin und Her der Gänsefüßchen ist dann, offenbar durch die Wucht des in anderthalb Jahrhunderten gesammelten und geordneten Stoffes bedingt, doch eine beachtliche Darstellung erwachsen, der man die vielen Wenn und Aber, die immer wieder auftretenden zweifelnden Meditationen nicht recht übelnehmen mag. Leopold Schmidt

Alfred Fiedler und Jochen Helbig, Das Bauernhaus in Sachsen (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde Bd. 43). 112 Seiten, mit 63 Abb. im Text und Randzeichnungen. Berlin 1967, Akademie-Verlag. DM 7,50.

Innerhalb der längst sehr umfangreich gewordenen Reihe der „Veröffentlichungen“ des Berliner Institutes erscheint seit einiger Zeit eine Serie von kleinerformatigen Bändchen, die zusammen offenbar eine Art von „Bauernhauswerk“ der heutigen „Deutschen Demokratischen Republik“ darstellen sollen. Vorzügliche Kenner gestalten die einzelnen Bändchen: Karl Baumgarten, Mecklenburg (Bd. 34, 1965), Werner Radig, Brandenburg und Mittelbegebiet (Bd. 38, 1966) und nun eben Fiedler und Helbig zusammen das Bändchen über Sachsen, wobei übrigens nicht das halbierte Königreich Sachsen von 1815, sondern das ganze alte Kursachsen aufgenommen erscheint, mit dem Nordsächsischen Heide-land, dem Spreewald und dem Lausitzer Becken- und Heide-land im Norden.

Das Bändchen ist ebenso nützlich wie seine Vorgänger, weil es auf verhältnismäßig engem Raum sehr systematisch den Gesamtbestand dar-

stellt, und zwar so verständlich wie nur möglich, also gut gegliedert, durch Photos wie durch Zeichnungen (Grund- und Aufrisse) erläutert, und durch eine „Erklärung hauskundlicher Fachausdrücke“ lesbar gemacht. Diese Fachausdrücke werden überdies noch durch Randzeichnungen erklärt. Der Inhalt hebt altertümliche Dinge (Speicherbauten, gekreuzte Windbretter, Blockbau, Umgebände usw.) wohl hervor, belegt auch ihre Verbreitung, nennt deshalb aber jüngere Dinge (Verschieferung, Kummethallen usw.) nicht weniger. Eine nüchterne Darstellung der geographisch-geschichtlichen Umwelt wird ebenso gegeben wie die der immer wieder spürbaren wirtschaftlichen und sozialen Einflüsse, die in den einzelnen Teillandschaften recht verschieden waren und auch durchaus nicht vereinheitlicht vorgetragen werden. Man merkt, daß sich Fiedler auf viele fleißige Vorarbeiten (Veröffentlichungen seit 1955) stützen kann. Man möchte der sehr sachlich eingestellten Reihe dieses kleinen „Bauernhauswerkes“ gutes weiteres Gedeihen wünschen.

Leopold Schmidt

Konrad Dilger, *Untersuchungen zur Geschichte des osmanischen Hofzeremoniells im 15. und 16. Jahrhundert* (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Band IV). München, Verlag R. Trofenik, 1967. Geb. 141 Seiten, 4 Abb. im Text.

Die vorliegende Dissertation aus der Schule des Münchner Turkologen H. J. Kissling, dessen volkskundliche Interessen so vielfältig Probleme unseres Faches aus der Sicht nächstlicher Kultursituationen beleuchten, räumt mit mehreren bisher festgefahrenen Meinungen auf. So z. B. mit der Ansicht, daß jenes vielzitierte Hofzeremoniell der Osmanen, wie es im „Qänunnâme“ Sultan Mehmed's II. (1451–1481) als Zeremonialbuch (J. v. Hammer-Purgstall hatte den Begriff als „Staatsgrundgesetz“ vorgestellt und übersetzt) vorliegt, von diesem Eroberer-Sultan selber unter Nachahmung byzantinischer Verhältnisse gestaltet sei. Das ist nicht der Fall. Ein solches Zeremoniell, wie wir es aus so vielen Einzelheiten in den Gesandtschaftsberichten („relazioni“) kennen, entstand sehr allmählich aus den besonderen Verhältnissen bei Hofe, die sich den ständig sich ändernden Machtverhältnissen insbesondere beim steilen Anstieg nach dem Fall von Konstantinopel (1453) angleichen mußten. Immer weniger zeigt sich der Sultan selber bei Hofe, bei öffentlichen Audienzen u. dgl. Solch eine zunehmende (nicht auf Hofintriguen oder Haremswirtschaft beruhende und von der Volkstradition so gedeutete) Isolierung des Herrschers nimmt bereits im 14. Jh. ihren Ausgang und reicht bis zur nur noch symbolischen Teilnahme des Herrschers am gemeinsamen Mahl. Was der Sultan bis dahin persönlich erledigt hatte, gleitet mehr und mehr in die Hände des Divan der Vezîre, in die Obliegenheiten dieser Ratsversammlung. Das zeigt sich mit den wachsenden Regierungsaufgaben der Einzelvezîre auch in den Umbauten des ehemals zentralen Herrscherpalastes, der Moschee, des Ratssaales, zumal ja auch die immer größere Anzahl der ausländischen, vor allem der westlichen Gesandten anders aufgenommen, gehört und bewirtet, mit Geschenken bedacht werden mußte. Daher die neuen Tischordnungen, die zeremonielle Überreichung der Geschenke, der Verzicht auf den Handkuß durch die abendländischen Gesandten usw. Gerade hier ergeben die Reiseberichte und unter ihnen jene des protestantischen Gesandtschaftspredigers im Gefolge des kaiserlichen Gesandten der Habsburger an der Pforte, jenes Schwaben Salomon Schweigger, der zwischen 1577 und 1581 Konstantinopel, Ägypten und das Heilige Land besucht hatte (vgl. unsere Rezension über den

Neudruck seiner „Reißbeschreibung auß Teutschland nach Konstantinopel vnd Jerusalem“, Graz 1964 in der OZV XXII, S. 62 f.), lebhaft Einblicke in das Alltags- und Festesleben an der Pforte. Sie betreffen Hand- und Armelkuß, Kleidung, Sitzen, Stehen, Verbeugungen, Händehaltung, Geschenke, Bewirtung, Tischgewohnheiten der Sultane für sich und im Verein zumal mit ihren abendländischen Gästen. Die Entwicklung am Sultanshofe betrifft im Wesentlichen jedoch nur äußerliche Ähnlichkeiten mit jenen des gestürzten Byzanz, wie sie sich von selber aus der jeweils wechselvollen Änderung der Machtbefugnisse der Herrscher ergaben, wobei es im islamischen Bereich jedoch niemals zu jener Zeremonien und Hofbrauchtum sehr entscheidend mitgestaltenden Transzendenzierung des Herrschergedankens kommen sollte, der für Byzanz so kennzeichnend war. Freilich kann man auch sonst das Hofzeremoniell von Byzanz, das wir ja fast nur aus einer Fassung des 10. Jhs. (Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos; Gesandter Liudprant von Cremona) kennen (ein weiteres Zeremonialbuch für rein religiöse Verrichtungen gehört zu Byzanz dem 14. Jh. an), nicht unmittelbar mit jenem der Osmanen im 16. Jh. vergleichen. Für den Volkskundler bleibt es reizvoll zu sehen, wie etwa Stuhl und Tisch am Serail erst später und unter italienischem Einfluß Eingang fanden; wie der Sultan auf Thron und Vela und Vorhänge, die für Byzanz so kennzeichnend sind, keinen Wert legte usw. Es bedürfte hier noch eingehender Sonderuntersuchungen, in welchem Ausmaße das Herrschertum aus dem Brauchtum früher orientalischer Kulturen nachwirkte, in Byzanz nicht minder als bei den Osmanensultanen.

Leopold Kretzenbacher

Vlasta Koren (Hrsg.), *Etnografija Pomurja, I (Volkskunde des Murgebietes)*. Murska Sobota, Pomurska založba (Mur-Verlag) 1967; geb. 195 Seiten, zahlreiche Abb.

Nahezu alle maßgeblichen Publikationen zur slowenischen Volkskunde waren in den letzten Jahren in den Schriften des „Instituts für Volkskunde an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften“ (Institut za slovensko narodopisje pri SAZU) erschienen. Nebenher laufen seit 1948 die Jahresbände des „Slovenski etnograf“ (zuletzt Bd. XVIII/XIX, 1965/66). Die Studien betrafen vorwiegend Krain und das westliche Slowenien. Weniger traten die nordöstlichen Landesteile, das „pannonische“ Slowenien in Erscheinung, mithin das Territorium der historischen Untersteiermark (Štajersko) und das Übermurgebiet (Prekmurje). Hier legt nun die Leiterin des kleinen, aber instruktiv aufgestellten Museums von Murska Sobota (etwa 15 km östl. v. Radkersburg), Frau Custos Vlasta (Beran-) Koren, in Zusammenarbeit mit mehreren Fachkollegen den 1. Band einer volkskundlich ausgerichteten Schriftenreihe, die „Etnografija Pomurja“, vor. Die Pläne gehen weit zurück. Ich erinnere an eine Tagung der slowenischen Denkmalpfleger dort 1956, als deren Frucht ein schmaler, im Ausland m. W. nicht beachteter Band „Spomeniško Pomurje“ mit den Vorträgen zum archäologischen, kunsthistorischen, literarhistorischen, naturwissenschaftlichen und auch volkskundlichen Denkmalbestand erschienen war (Murska Sobota, Obmurska založba 1956; 14 Bildtafeln zu 12 Beiträgen, jeweils mit französischer Zusammenfassung S. 87—94). Darunter befindet sich bereits eine kleine Übersicht über „Die volkskundlichen Denkmäler des Murgebietes“ von Tončica Urbas (S. 37—44). Der Band ging auch im jugoslawischen Fachschrifttum so gut wie unter. Anders nun dieser, auch äußerlich schon fast aufwendig, aber geschmackvoll-repräsentativ gestalteter Neuband mit dem

ansprechenden Farbbild der bunten Ostereier als Blickfang, mit guten Schwarzweißbildern und moderner graphischer Gestaltung im Marginaldrucke der wissenschaftlichen Anmerkungen und jeweils einer ausführlichen Zusammenfassung in deutscher Sprache. Die Generallinie auf eine geplante volkskundliche Gesamterfassung der nordostslowenischen Landschaften läßt sich aus der Einleitung von Franjo Baš erkennen. Ihm reihen sich diese durchwegs ausgereiften Studien an: Matija Maučec, Das Bauernhaus und seine Funktion im Übermurgebiet; Vlasta Koren, Der bäuerliche Weinbau in den östlichen Windischen Büheln; Marija Makarovič, Frauenkopfbedeckungen im Übermurgebiet im 19. und 20. Jh.; Angelos Baš, Der Hochzeitslader im Übermurgebiet; Zmaga Kumer, Erzähllieder aus dem Übermurgebiet; Niko Kuret, Reménke, Remenice = Ostereier des Übermurgebietes; Ladislav Vörös, Das erzählende Lied der Magyaren im Prekmurje. — Man möchte dem hoffnungsvollen Beginn eines volkskundlichen Reihenwerkes der slowenisch-magyarischen Landschaften in der unmittelbaren Nachbarschaft Österreichs einen guten Fortgang wünschen.

München

Leopold Kretzenbacher

Anzeigen / Einlauf 1965—1968: Museen, Sammlungen, Ausstellungen

(Fivos Anoyanakis), Ekthesis ellenikon laikon mousikon organon (Exposition d'instruments de musique populaires grecs). Athen, Foyer des Beaux Arts et des Lettres, Mai 1965. 59 Seiten, 24 Bildtafeln, Skizzen im Text. 19.850

Monografien von het Rijksmuseum voor Volkkunde „Het Nederlands Openluchtmuseum“, Arnhem:

1. Amaria van Hemert, De handwerken op het Eiland Marken. 2. Ausgabe 1967. 74 Seiten, 104 Abb.

2. H. Noorlander, Klompen, hun makers en hun dragers. 1962. 82 Seiten, 104 Abb.

3. J. Vader, Een Oud-Walchersee boerderij. 1963. VIII und 79 Seiten, 52 Abb. 19.782

(Wilhelm Ast und Hermann Steininger), Gutenstein — Alte Hofmühle. Museum. Holz und das bäuerliche Nebengewerbe im Schneeberggebiet. Gutenstein 1965, 24 Seiten, IV Tafeln (3 Bil. hektographiert Berichtigungen und Ergänzungen). 18.987

Hiltraud Ast, Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein in Niederösterreich (ÖZV Bd. XX/69, S. 192 ff., mit 2 Bildtafeln).

Gerhard Baer, Haus und Wohnung. In Zusammenarbeit mit Alfred Bühler, Alain Jeanneret, Walter Raunig, Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkkunde Basel. Sonderausstellung vom 17. Januar bis 31. August 1967. 50 Seiten, 32 Bildtafeln. 19.761

Iwan Balassa und L. Szolnok, Ethnographische Sammlungen der Museen in Ungarn. Zusammengestellt. Budapest o. J., 36 Seiten, Abb. 1 Karte. 18.629

(Angelos Baš), Razstava gozdin in lezni delvci na južni Pohorju (Ausstellung Wald- und Holzarbeiter im südlichen Bavern). Ljubljana (Laibach) 1965. Etnografski muzej. 15 Seiten, Abb. i. T. 18.970

Wilhelm Benda, The State Jewish Museum in Prague. Prag o. J. 40 Seiten, Abb. 19.509

Staatliche Museen zu Berlin. 75 Jahre Museum für Volkkunde zu Berlin 1889 — 1964. Festschrift. Berlin 1964. 240 Seiten, 64 Bildtafeln, Skizzen im Text. 19.180

Erika Billeter, Keramik (= Sammlungskatalog 3 des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich). Zürich 1965. 215 Seiten, Abb. i. T.

- Bert Bilzer, Franz Fuhse. Ein Lebensbild. Schriftenverzeichnis bearbeitet von Irene Berg. Braunschweig 1965. 37 Seiten, 1 T. 19.466
- Gh. Bodor, Das Volkskundemuseum der Moldau, Jassy. Bukarest 1965. 18 Seiten, Bildtafeln. 18.960
- Gudmund Boesen, Danish Museums. Published by the Committee for Danish Cultural Activities Abroad. Copenhagen 1966. 247 Seiten, Abb. und Karten im Text. 19.219
- (Fritz Bollhammer), Heimatmuseum der Stadt Mistelbach. Zur Eröffnung nach der Neugestaltung. Mistelbach 1967. 20 Seiten, Abb. im Text. 18.830
- (Beppo Bracco), La pittura su vetro nell'arte popolare romana. Torino, Provincia di Torino, Assessorate all' Istruzione. 1967. Unpag., 123 Abb. 19.726
- Ungarische Volkskunst aus zwei Jahrhunderten. Ein Führer für Ausstellungsbesucher. Budapest, Magyar Népzeti Múzeum-Néprajzi Múzeum. o. J. 32 Seiten, Abb. im Text. 18.978
- Muzeul Satului. Anuar (Dorf-Museum. Jahrbuch). Bukarest 1966 ff. 19.938
- Muzeul Satului (Dorf-Museum) (Führer). Bukarest o. J. 12 Seiten, Abb. 19.940
- (M. Chatzidakis), Benaki Museum. Kurzgefaßter Museumsführer. Athen 1960. 74 Seiten, Abb. im Text. 18.849
- Jules Carotti, Musée de Cambéry. Catalogue raisonné. Chambéry (1911), VI und 196 Seiten, 14 Tafeln, 1 Plan. 18.992
- Roxane Cuvay, Führer durch das Kaiser-Franz-Joseph-Museum Baden. Zusammengestellt. Baden bei Wien, Verein Niederösterreichische Landesfreunde, 1965. 25 Seiten, 22 Bildtafeln. 18.889
- (Klaus Demus), Katalog der Neuen Galerie in der Stallburg (= Führer durch das Kunsthistorische Museum, Nr. 15). Wien 1967. XV und 50 Seiten, 32 Bildtafeln, IV Farbtafeln. 19.764
- (Otto Doppelfeld), Römer am Rhein. Ausstellung des Römisch-Germanischen Museums Köln. Kunsthalle Köln, 15. April bis 30. Juni 1967. Köln 1967. 360 Seiten, 128 Bildtafeln, XVI Farbtafeln. 19.615
- Bálazs Draveczky, A Somogy megyei muzeológiai kutatás története (Die Geschichte der museologischen Forschung des Komitates Somogy) (= Somogy Muzeum füzetek, = Hefte des Somoyi Museums, Heft 6). Kaposvár 1966. 80 Seiten, Abb. im Text. 19.781/6
- J. Duyvetter, „Hou en Trou“. Klederdrachtententoonstelling 1967 — 1968 in het Nederlands Openluchtmuseum. Arnhem 1967. 52 Seiten, 48 Abb. 19.785
- Hans Eckstein und Klaus-Jürgen Sembach, Lampe — Leuchter — Laterne. Gebrauch und Form vom 3. Jahrtausend bis heute. München, Die Neue Sammlung, 1964. 40 Seiten, Abb. im Text. 18.985

Erich Egg und Franz Colleselli, Ausstellung Essen und Trinken. Juli bis September 1967. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Volkskundemuseum. Innsbruck 1967. 96 Seiten, Abb. 19.735

Paul Engelmeier, Heimathaus Münsterland (Telgte), die Pflegestätte neuzeitlicher Handwerks- und Wohnkultur sowie religiöser Volkskunst in Westfalen. (In: Das schöne Münster, Heft 17, 1959. Unpag., Abb. im Text.) 19.920

Rupert Feuchtmüller, Die niederösterreichischen Ausstellungen. Idee und Verwirklichung (Alte und moderne Kunst, Nr. 69, Juli/August 1963, S. 22 ff., mit 16 Abb.) 18.888

Unser schönes Floridsdorf (= Wien XXI). Blätter des Floridsdorfer Heimatmuseums. Wien 1967 ff. 19.474

Gh. Focsa, Muzeul satului, muzeu etnografie in aer liber (Aus: Muzeul satului, Anuar 1, Bukarest 1966, 34 Seiten, zahlr. Abb.) 19.939

(Otto H. Förster und Gert von der Osten), Wallraf-Richartz-Museum der Stadt Köln. Verzeichnis der Gemälde. Köln 1965. 227 Seiten, 232 Bildtafeln. 19.411

Wilhelm Freh (Hg.), Schloßmuseum Linz. Führer durch die Sammlungen. Linz 1966. 252 Seiten, 111 Abb. im Text, 3 Pläne. 19.410

Matthias Frei (Schriftleiter), Gröden und sein Heimatmuseum. Ein talkundlicher Führer. Museum de Gherdeina, Cesa di Ladins, St. Ulrich 1966. 74 Seiten, 32 Abb. 19.447

Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt. 28. Mai bis 30. Oktober 1966 (= Kataloge des Niederösterreichischen Landesmuseums Nr. 29). Wien 1966. 436 Seiten, 48 Abb. auf Tafeln. 19.225

Jelena Gamulin, Zarka Mladineo und Ida Vidović, Obris jednog vremena. Izloba u čast 55 godisnjice vsnutka muzeja i VIII savjetovanja etnologa Jugoslavije (Umrisse eines Zeitraumes. Ausstellung aus Anlaß des 55-Jahr-Gedächtnisses der Gründung des Museums und der 8. Beratung der Ethnologen Jugoslawiens). Split (Spalato) 1965. Etnografski muzej. Unpag., mit Abb. 19.023

Torsten Gebhard, Freilichtmuseum — eine Aufgabe unserer Zeit (Das schöne Allgäu, 29, 1966, S. 83 ff., mit Abb. im Text.) 19.551

(Raymond Girard), Exposition de faiences anciennes des manufactures de Grenoble et de La Tronche XVIII e et XIX e siècles. Grenoble, Archives départementales de l'Isère, juillet — septembre 1964. 36 Seiten, 8 Bildtafeln. 18.958

(Franz Glück), Das barocke Wien. Stadtbild und Straßenleben. Historisches Museum der Stadt Wien. 20. Sonderausstellung Juni—September 1966. 94 Seiten, 24 Abb. auf Tafeln. 19.506

(Carl Graepler und Alfred Höck), Gesticktes und Gestricktes. Dörfliche Textilkunst aus dem nördlichen Hessen. Marburger Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. 1965. 71 Seiten, 33 Abb. auf Tafeln. 18.729

- (Thomas Grochowiak, Michel Sokoloff, Heinz Skrobucha),
Sammlung Popoff. 50 russische Ikonen vom 15.—19. Jahrhundert. Kunst-
sammlungen der Stadt Recklinghausen, o. J. 88 Seiten, Abb. im Text.
19.763
- Führer durch das Deutsche Apothekenmuseum im Heidelber-
ger Schloß. Heidelberg 1966 (4. Ausgabe). 24 Seiten, Abb. 19.498
- (Erwin Heinzle), Österreichische Kunst. Forschung und Erhaltung.
Ausstellung des Österreichischen Bundesdenkmalamtes. Bregenz, Vorarl-
berger Landesmuseum 1966. 94 Seiten, 20 Tafeln. 19.412
- Roger Henninger, Le Musée de la ville de Strasbourg. Straßburg
1966. 43 Seiten, Abb. im Text. 19.705
- Brukenthalmuseum — Kleiner Führer durch die Abteilungen. He-
rmanstadt, o. J. Unpag., Abb. im Text. 19.508
- Das Deutsche Hirtenmuseum im Heimatmuseum Hersbruck bei
Nürnberg. Neuausgabe. 4 Seiten, Abb. 18.964
- Hans Hoehenegg, Führer durch das Haller Museum. Hall in
Tirol, 1965. 12 Bll. hektograph. 19.038
- Hans-Hagen Hottenroth, Volkskundliches aus dem Bezirk
Scheibbs aus der Privatsammlung Hottenroth. Ausstellung im Saal der
Arbeiterkammer Scheibbs 1966. Unpag., hektograph. 19.716
- derselbe, Adventausstellung 1967 im Saal der Arbeiterkammer
Scheibbs. Krippen und andere Weihnachtsdarstellungen aus dem Ybbs-
und Erlafgebiet. Scheibbs 1967. 10 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln.
19.892
- Nieves de Hoyos Sancho, El Museo del pueblo Espanol (aus:
Actas do Congresso internacional de etnografia, Lisboa 1963, 6 Seiten,
5 Tafeln). 19.984
- Ruzena Hrbkova und Ludvik Kunz, Olomoucha a Sternberska
keramika. Ausstellung im Moravskeho Museum, Brünn 1964 (Olmützer
und Sternberger Keramik). 36 Seiten, 16 Bildtafeln. 18.979
- B. Jacobs, De oude imkerij, verteld door, en uitgewerkt door
H. W. M. Plettenburg. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1964.
90 Seiten, 70 Abb. 18.784
- (Valentin Jaquet), Lateinamerikanische Volkskunst. Objekte des
Brauchtums. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweize-
risches Museum für Volkskunde. Basel 1965. 20 Seiten, 32 Bildtafeln.
18.957
- Jahrbuch der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Hg. im Auftrag
des Stiftungsrates vom Kurator Hans-Georg Wormit. Köln-Berlin 1963 ff.
19.187
- Jáno Akos und Ede Solymos, Bács-Kiskun megye népművészele.
(Volkskunst des Komitates Bács-Kiskun.) Kecskémét 1966, Katona József
Múzeum. 29 Seiten, VIII Farbtafeln, 29 Abb. 19.502
- (Teodor Jonescu), Das Brukenthal-Museum. Die Galerie der bil-
denden Künste. Bukarest 1964. 147 Seiten, zahlr. Abb. 19.959

Alfred K a m p h a u s e n, Das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum. Häuser und Hausgeschichten. 2. Aufl. Neumünster 1966. 76 Seiten, Abb. im Text, 1 Plan. 19.481

Hubert K a u t und Ludwig S a c k m a u e r, „Alte Backstube“. Führer durch die Zweigstelle des Josefstädter Heimatmuseums. Kleine Kulturgeschichte des Wiener Bäckerhandwerks. Wien-München 1967. 40 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. 19.619

Herbert Wolfgang K e i s e r, Volkskunde. Ein Wegweiser durch die Sammlung. Oldenburg, Landesmuseum 1965. Unpag., mit Abb. 18.785

A. J. B e r n e t - K e m p e r s, De grutterij uit Wormerveer. Het Nederlands Openluchtmuseum, 1961. 40 Seiten, 33 und 6 Abb. 19.787

d e r s e l b e, Toen Marken nog ‚het eiland‘ was. Met medewerking van A. J. Aanstoot, J. A. van Beelen en A. Meulenbelt-Nieuwborg samengesteld. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1965. 108 Seiten, 82 Abb. im Text. 19.806

(Bernhard K l a u s, Elisabeth R ü c k e r und Wulf S c h a d e n d o r f), Bibel und Gesangbuch im Zeitalter der Reformation. Ausstellung zur Erinnerung an die 95 Thesen Luthers vom Jahre 1517. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum 1967. 99 Seiten, Abb. im Text, 2 Farbbilder. 19.762

Anton Adalbert Klein, Adolf Mais und Helmut J. Mezler-Andelberg, Raimund Friedrich Kaindl 1866—1966. Kulturhistorische Ausstellung Joanneum Graz. Graz, Steiermärkische Landesbibliothek 1966. 71 Seiten, 1 Bildtafel. 19.431

Karl M. K l i e r, Erinnerungen an Sandor Wolf (Volk und Heimat, Jg. 18, Nr. 8, April 1965, Eisenstadt. S. 5 f.). 18.934

János K o d o l a n y i (Hg.), A Néprajzi Muzeum 1963—1964. Evi targy gyüjtése (Die Sammeltätigkeit des Ethnographischen Museums 1963 — 1964) (aus: Néprajzi Ertesítő Bd. 47, Budapest 1965, S. 179 ff., mit 102 Abb. im Text). 19.452

Ernst K ö l l e r, Ausstellung Ikonen. Christliche Kunst des Europäischen Ostens. Graz, Künstlerhaus 1967. 24 Seiten, 49 Abb., V Farbtafeln. 19.478

Wolfhilde von König, Blick in eine Sammlung von Ostereiern (Ciba-Symposium, Bd. 15, Heft 1, 1967, S. 21 ff., mit Abb.). 19.511

(Franz K o l l r e i d e r), Stadtmuseum Lienz, Schloß Bruck. 4. verbesserte Aufl. Lienz, Osttirol 1965. 24 Seiten, mit Abb. 18.962

d e r s e l b e, Bäuerliches Gewerbe-Museum in Schloß Bruck, Lienz (ÖZV Bd. XX/69, 1967, S. 197 ff., mit 4 Abb.). 19.381

Vlasta K o r e n, Zbirka brisac v Pokrajinskem muzeju za Pomurje v Murski Soboti (Die Sammlung von Handtüchern im Bezirksmuseum für das Murgebiet in Murska Sobota) (Slovenski Etnograf Bd. XVI-XVII, 1964, S. 89 ff., Abb. im Text). 19.045

Monumentorum Tutela. Ochrana pamiatok (Denkmalschutz). Hg. Maria K o s o v a. Bratislava-Preßburg 1966 ff. 19.585

- Sonja Kovačevićova, Ludova plastika na Slovensku (Volksplastik in der Slowakei). Prag, Narodopisne muzeum, 1967. Unpag., zahlr. Abb. 19.766
- Fritz Ketzschmer, Bilddokumente römischer Technik, im Auftrage des Vereins Deutscher Ingenieure zusammengestellt und bearbeitet. 3. Aufl. 104 Seiten, 159 Abb. 19.501
- (Jan Křiž), Norbert Grund 1717 — 1767. Ausstellung gemeinsam veranstaltet von der Österreichischen Galerie in Wien und der Nationalgalerie in Prag. Wien 1967. 72 Seiten, 20 Abb. auf Tafeln. 19.613
- (Harry Kühnel), Ausstellung Gotik in Österreich. Veranstaltet von der Stadt Krems. XXII und 458 Seiten, 16 Farbtafeln, 98 Bildtafeln, 4 Faltafeln. Krems 1967. 19.612
- (Boris Kuhar, Vida Stare und Pavla Strukelj), Vrazeverje na Slovenskem (od mlajše kamene dobe do aumletov 20. stol. etja) (Aberglauben in Slowenien. Von der jüngeren Steinzeit zu den Amuletten des 20. Jahrhunderts) Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1963/1964. 35 Seiten. 19.433
- Boris Kuhar, Včeraj in danes v Skovjanskih hribih (Gestern und heute in den St. Kanzianer Bergen). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej 1966. 17 Seiten, Abb. im Text. 19.434
- Maria Kundgraber, Entstehung und Bedeutung der Gottscheesammlung des Österreichischen Museum für Volkskunde (Carinthia I, Bd. 155, 1965, S. 799 ff., 16 Abb. im Text). 19.039
- Claude Lapaire, Museen und Sammlungen der Schweiz. Bern 1965. 245 Seiten, Bildtafeln, 5 Karten im Anhang. 19.037
- Wolfgang Leber, Die Puppenstadt Mon Plaisir. München 1965. 78 Seiten, 46 Abb. 19.183
- Zdenka Lechner, Muzeji Slavonije (Slavonische Museen) Osijek (Esseg), Društva muzejsko konzervatorskih radnika NR Hrvatske 1957. Unpag., Abb. im Text. 19.228
- Franz Lipp und Jan Bujak, Volkskunst der Tatra in Polen, Ausstellung im Oberösterreichischen Landesmuseum (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseum, 53), Linz 1965. 30 Seiten, mit Abb. 18.974
- (Adolf Mais und Hermann Steininger), Die datierte Keramik der Neuzeit in Niederösterreich. Sonderausstellung der Handelskammer Niederösterreich. Wien 1967. 25 Seiten, vervielfältigt, mit 19 Abb. 19.831
- Marija Makarović, Kmečki nakit (Bauernschmuck). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej 1965. 15 Seiten, Abb. 19.973
- Gorazd Makarović, Razstava slikarstvo na panjskih koncnikah (Ausstellung Malerei auf Bienenstockbrettchen). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej 1967. Unpag., mit Abb. 19.736
- Museo de Mallorca. Seccion etnologica de Muro (= Guías de los museos de Espana, XXVIII), Madrid 1966. 105 Seiten, Abb. im Text. 19.727

(Franz M a r e s c h), Arbeitsmedizin in Österreich. Sonderausstellung zum XV. Internationalen Kongreß für Arbeitsmedizin. Wien 1966. 16 Seiten. 19.432

Erwin Mehl, Winterfreuden im Museum (Wintersportmuseen). (Glück auf! Zeitschrift der Österreichischen Hochschülerschaft der Montanistischen Hochschule Leoben. Sommersemester 1966/67, S. 36 ff., Abb. im Text.) 19.812

La collezioni del Museo di Merano. Die Sammlungen des Meraner Museums. Meran 1965. 25 Seiten, zahlr. Bildtafeln. 19.700

Mitteilungen des Vereins „Oberpfälzisches Bauernmuseum“. Nabburg 1965 ff. 19.796

Walter Modrija n, Der römische Landsitz von Löffelbach (= Schild von Steier. Kleine Schriften 3). Graz, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum 1965. 2. Aufl., 32 Seiten, 19 Abb. im Text. 19.988

Stefan Mruskovic, Muzeum ludowej architektury pri SNM v Martine (Museum der Volksarchitektur der Slowakei). Martin 1966. 40 Seiten, Abb. 19.829

Ausstellung „Das Mühlviertel“ 13. Februar bis 7. März 1965. Linz, Handelskammer 1965. Unpag., mit Abb. 19.983

Museen in Köln. Bulletin. Wallraf-Richartz-Museum, Köln. 1964. ff. 18.612

Wladimir Nekuda, Z dilen stredovekych hrnciru na Morave (Aus mittelalterlichen Keramikwerkstätten in Mähren). Brünn, Moravske Muzeum, 1964. 40 Seiten, 61 Abb. im Text. 19.223

W. van Nesp en, G. Simons und G. van Deuren, Tentoonstelling van en keuze uit de verzameling Mevrouw O. Du Cajn (Neuerwerbungen, Ausstellung einer Auswahl der Sammlung Mevrouw O. Du Cajn). Antwerpen, Volkskundemuseum 1965. 126 Seiten, vervielfältigt, Abb. im Text. 19.981

Schatzkammern des Landes. Oberösterreichische Museen und Heimathäuser (= Oberösterreich, 13. Jg., Heft 1/2, Sommer 1963). 94 Seiten, mit Abb. 19.148

(Niels Ox en v a d), Damask og drejl i fynske eje (Damast und Drillich in fünischem Besitz). Odense (Bys Museer) 1966. 48 Seiten, VIII Bildtafeln. 19.703

Ksawery Piwocki, Ikona w Polsce i jej przeobrazenia Katalog wystawy. Warschau, Panstwowe Muzeum 1967. Unpag., XVI Bildtafeln. 19.909

Alena Plessingerova, Narodni muzeum v Praze (Das Nationalmuseum in Prag). Kalender 1967. 2 Textblätter, 12 Farbtafeln. 19.535

dieselbe, Soucasni lidove rezbari (Gegenwärtige Volks-Schnitzerei). Prag, Narodni Muzeum, 1966. Unpag., Abb. im Text. 19.771

(France Pl an i n a), Loski grad in Muzej. Vodnik po loskem muzeju. Ljubljana 1962. 23 Seiten, Abb. im Text. 18.991

(Wulf Podzeit), Frühes Linz. Ausgrabungen im VÖEST-Gelände. Katalog zur Ausstellung des Stadtmuseums in der Neuen Galerie der Stadt Linz. Linz 1967. 124 Seiten, 13 Tafeln. 19.847

Viktor Herbert Pöttler, Das österreichische Freilichtmuseum. Der „Salleger Moar“ (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums in Graz-Stübing, H. 1) Graz 1967. 79 Seiten, Abb. im Text, 2 Faltblätter. 19.849/1

Lothar Pretzell, Katalog der Ausstellung „Kostbares Volksgut“ aus dem Museum für deutsche Volkskunde. Berlin 1967. 215 Seiten, zahlr. Abb. im Text. 19.842

Günther Probszt-Ohstorff, Ausstellung „Kunst und Kultur der Medaille“ in Graz im März 1967. Mit einem Beitrag von Friedrich Waidacher (= Schild von Steier, Kleine Schriften 5). Graz 1967. 50 Seiten, 11 Tafeln. 19.556

Friederike Prodingler, Fayencen aus der Werkstatt Obermillner. Der Sammlungsbestand im Salzburger Museums Carolino Augusteum. (Aus: Jahresschrift des Museums Carolino Augusteum, Bd. XI, 1965, erschienen 1966, S. 53 ff., mit 16 Abb.) 19.542

Holger Rasmussen, (Hg.), Dansk Folkemuseum & Frilandsmuseet. History Activities. Axel Steensberg in honour of his 60th birthday. Kopenhagen 1966. 264 Seiten und 16 Seiten Beilage. 123 Abb. 1 Karte.. 19.285

P. Emmeram Ritter und Friedrich Wilhelm Riedel, Musik-Theater-Tanz vom 16. Jahrhundert bis zum 19. Jahrhundert. 7. Ausstellung des Graphischen Kabinetts des Stiftes Göttweig. 1966. 86 Seiten, Bildtafeln. 19.933

Rolf Robischon, Bedeutung und Inhalt von Volkskundemuseen. (Rheinische Heimatpflege, N. F. Bd. II, 1965, 13 Seiten, 12 Abb.) 18.847

Savaria. A Vas megyei muzeumok ertesítője. Szombathely (Steinamanger) 1963 ff. 19.144

Ernst Schlee, Gottorfer Kultur im Jahrhundert der Universitätsgründung. Kulturgeschichtliche Denkmäler und Zeugnisse des 17. Jahrhunderts aus der Sphäre der Herzöge von Schleswig-Holstein. Gottorf. Kiel 1965. 451 Seiten, Abb. im Text. 19.003

Leopold Schmidt, Alte Bauteile des Österreichischen Museums für Volkskunde aus der Zeit vor der Ausgestaltung als Schönbornsches Gartenpalais. (Das Josefstädter Heimatmuseum, Nr. 39, Wien 1965, S. 3 ff., mit 2 Abb.) 18.897

derselbe, Vorarlberger Volkskunst in Wien (Zur Neuaufstellung eines Saales). (Österreichische Hochschulzeitung Bd. 17, Nr. 13, S. 7, mit 3 Abb.) 18.899

derselbe, Bäuerliche Möbel aus Niederösterreich im Volkskundemuseum zu Berlin (In: 75 Jahre Museum für Volkskunde, Berlin 1964, S. 135 ff., mit 4 Tafeln). 19.152

derselbe, Schloßmuseum Gobelsburg. Sammlung Altösterreichische Volksmajolika. Katalog. Wien 1966, 40 Seiten, 12 Abb. im Text. 19.435

derselbe, Die Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. (Österreichische Hochschulzeitung Bd. 18, Nr. 5, S. 4 f., mit 1 Abb.) 19.563

derselbe und Klaus Beitzl, Institut Autrichien de Paris: Arts populaires d'Autriche. Exposition faite par le Musée des Arts Populaires de Vienne, du 16 juin aus 7 juillet 1967. Wien 1967. 28 Seiten, mit Abb. im Text. 19.666

derselbe, Schloßmuseum Gobelsburg. Der museologische Versuch einer zentralen Wiener Sammlung. (Österreichische Hochschulzeitung Bd. XVIII, Nr. 12, S. 5, mit 1 Abb.) 19.808

Josef Schönecker, Aus der Heimatstube unserer Hauptschule (= Heimathefte von Taufkirchen an der Pram, 2). Taufkirchen, Oberösterreich, 1964. 72 Seiten, mit Abb. 19.016/2

(Sigurd Schouby und Manfred Meinz), Fliesen. Sammlung Johann Keller, München. Altonaer Museum in Hamburg, 1965. Unpag., 12 Tafeln. 19.701

Herbert Schwedt, Volkskundliche Sonderausstellungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen. (ÖZV Bd. XIX/68, 1965, S. 266 ff., mit 8 Abb.) 19.123

Alpines und anderes Spielzeug im Schweizerischen Museum für Volkskunde Basel (in: Schweiz. Offizielle Reisezeitschrift der Schweizerischen Bundesbahnen Nr. 2, 1966, S. 25 ff., mit Abb. im Text). 19.599

(W. Schwengler und Fr. Dworschak), Der Wein im Kuenringerland. Kunst, Geschichte, Brauchtum und Wirtschaft. Dürnstein 1967. 82 Seiten, 10 Bildtafeln. 19.846

Slovačko. Narodopisny sbornik pro moravskoslovenske pomezí. Uherške Hradiste (Ungarisch-Hradisch). 1967, ff. 19.790

Razstave Slovenskega etnografskega muzeja 1965—1966 (Die Ausstellungen des Slowenischen Ethnographischen Museums). (Slovenski etnograf Bd. XVIII-XIX, 1965—1966, S. 170 ff., mit Abb.) 19.575

(Gertrud Smola und Fritz Waidacher), Sonderausstellung Schloß und Schlüssel. Alte und neue Schlosserkunst. Geschichte der technischen Entwicklung und Formgestaltung, Zunftwesens und Brauchtums. Graz, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum 1965. 107 Seiten, 32 Abb. auf Tafeln. 19.963

(Gertrud Smola), Sonderausstellung Druckerkunst für Tracht und Mode. Vom Handmodelldruck und anderen Textildruckarten in Geschichte und Gegenwart, in Handwerk, Industrie und Kunstgewerbe. Graz, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum, 1967. 20 Seiten, mit Abb. 19.765

Gerd Spies, Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder. Braunschweig, Städtisches Museum 1967. 88 Seiten. Abb. im Text. 19.646

derselbe, Führer durch die Schausammlung des Städtischen Museums Braunschweig. Keramik (= Arbeitsberichte, Heft 11) Braunschweig 1967. Unpag., Abb. im Text. 19.835/11

- Anton Stalzer, Burg Seebenstein. Mit kulturhistorischer und burgenkundlicher Einführung. Wien 1967. 63 Seiten, 103 Abb. auf 94 Tafeln und 24 Strichzeichnungen im Text. 19.838
- Katalog der Ausstellung „Der steirische Bauer“. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Eine Dokumentation (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs Bd. 4). Graz 1966. XXVIII und 621 Seiten, 72 Abb. auf Tafeln. 19.275
- Hermann Steininger, Die datierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Niederösterreich (= 88. Sonderausstellung des Niederösterreichischen Landesmuseums). Wien 1965. 33 Seiten, XIII Tafeln. 18.986
- derselbe, Motivbilder aus niederösterreichischen Gnadestätten. (Ausstellung der Galerie Autodidakt, 28) Wien 1966. 19 Seiten, Abb. im Text. 19.224
- Ulrich Steinmann, Gründer und Förderer des Berliner Volkskunde-Museums. Rudolf Virchow, Ulrich Jahn, Alexander Meyer Cohn, Hermann Sökeland, James Simon (Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte, Bd. 9, 1967, S. 71 ff., mit 1 Tafel). 19.953
- Konrad Strauß, Eine Ausstellung Alt-Österreichischer Volksmajolika im Schloß Gobelsburg bei Krems. (Weltkunst, Bd. XXXVI, München 1966, S. 699 ff. mit 4 Abb.) 19.300
- Wilhelm Sulser, Von den Schutzpatronen der Schuhmacher. Schönenwerd, Bally Schuhmuseum, 1965. Unpag., mit Bildtafeln. 19.439
- Alba Regia. Annales Musei Stephani Regis. István Király Múzeum Ekvönyve. Székesfehérvár 1966 ff. 19.467
- Lajos Szolnoki, A Néprajzi Múzeum 1962. Evi targygyűtese (Die Sammeltätigkeit des Ethnographischen Museums 1962). (Aus: Néprajzi Ertesítő Bd. XLV, Budapest 1963, S. 91 ff., mit 85 Abb. im Text.) 19.942
- Somogyi Múzeum füzetei (Hefte des Somogyi Museums). Rippl-Ronai-Museum, Kaposvár. Hg. Gyula Takats. 1964 ff. 19.781
- Gilbert Trathnigg, Welser Museen (Oberösterreichische Kulturberichte XXI. Folge, 9, März 1967, S. 1 ff., mit Abb.). 19.591
- (Arthur Trautmann und Rudolf Schick), Das städtische Heimatmuseum Walldürn (= Walldürner Museumsschriften 2) Walldürn 1965. 80 Seiten, mit Abb. 19.147
- Ulster Folk Museum. Yearbook. Incorporating Annual Report and Accounts. Holywood, 1966 ff. 19.900
- J. Vader, De wagenmakerij op Walcheren. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1961. IV und 70 Seiten, hektographiert, Skizzen im Text. 19.357
- Vranjski Glasnik. Vranje, Narodni muzej u Vranju. 1965 ff. 19.279
- Friedrich Waida cher, Sonderausstellung Die Zinngießerfamilie Zamponi. Graz 1967, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum. 50 Seiten, 20 Tafeln. 19.903

(Rolf Wallrath), Jugend im Bild. Familie und Freundschaft, Lehre und Spiel. Ausstellung im Wallraf-Richartz-Museum. Köln 1965. 29 Seiten, 40 Abb. im Text und auf Tafeln. 19.499

Kunst und Kultur im Weserraum 800—1600. Ausstellung des Landes Nordrhein-Westfalen. Corvey 1966. 2 Bände: I. Beiträge zur Geschichte und Kunst. XXIV und 322 Seiten. II. Katalog. S. 321—920, Bildtafeln 108—262. 19.280

(Robert Wildhaber), Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde Basel. Sonderausstellung Kinderspielzeug. Basel 1964. 53 Seiten, mit Abb. 18.627

derselbe, Hirtenkulturen in Europa. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde. Basel 1966. 40 Seiten, 32 Bildtafeln. 19.702

Helmut Wilsdorf, Die Röhrenbarte von 1726 im Museum für Volkskunde zu Berlin (Forschungen und Berichte, VII, Kunsthistorische Beiträge, Berlin 1965. S. 43 ff., mit Tafel 17—20). 19.557

Franz Windisch-Graetz, Kunstgewerbemuseum im Schloß Petronell. Katalog und Geschichte des Schlosses. Wien, Österreichisches Museum für angewandte Kunst 1965. 62 Seiten, mit Abb. 19.226

Heinrich Winkelmann, Wegweiser durch das Bergbau-Museum. Bochum 1957. 91 Seiten, und Abb. 19.753

Karl Wolfsgruber, Ein Besuch im Diözesanmuseum Brixen. Kurzer Führer durch die Sammlungen des Museums. Brixen 1963. 16 Seiten, 14 Farbtafeln. 19.406

Neue Kataloge für das Schloßmuseum Gobelsburg

Am 19. Juni 1968 wurde in der Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde in Gobelsburg bei Langenlois, Niederösterreich, die Ausstellung „Französische Volkskunst“ eröffnet. Zu diesem Anlaß erschien der Katalog der ständigen Sammlung „Altösterreichische Volksmajolika und Waldviertler Volkskunst“, bearbeitet von Klaus Beitzl und Leopold Schmidt (60 Seiten, mit 12 Abb., öS 15,—) in zweiter Auflage, sowie der von Klaus Beitzl bearbeitete Katalog der Sonderausstellung „Französische Volkskunst“ (25 Seiten, öS 5,—).

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1968

Bildbeilage

zu Maresch, Bäuerliches Handwerk

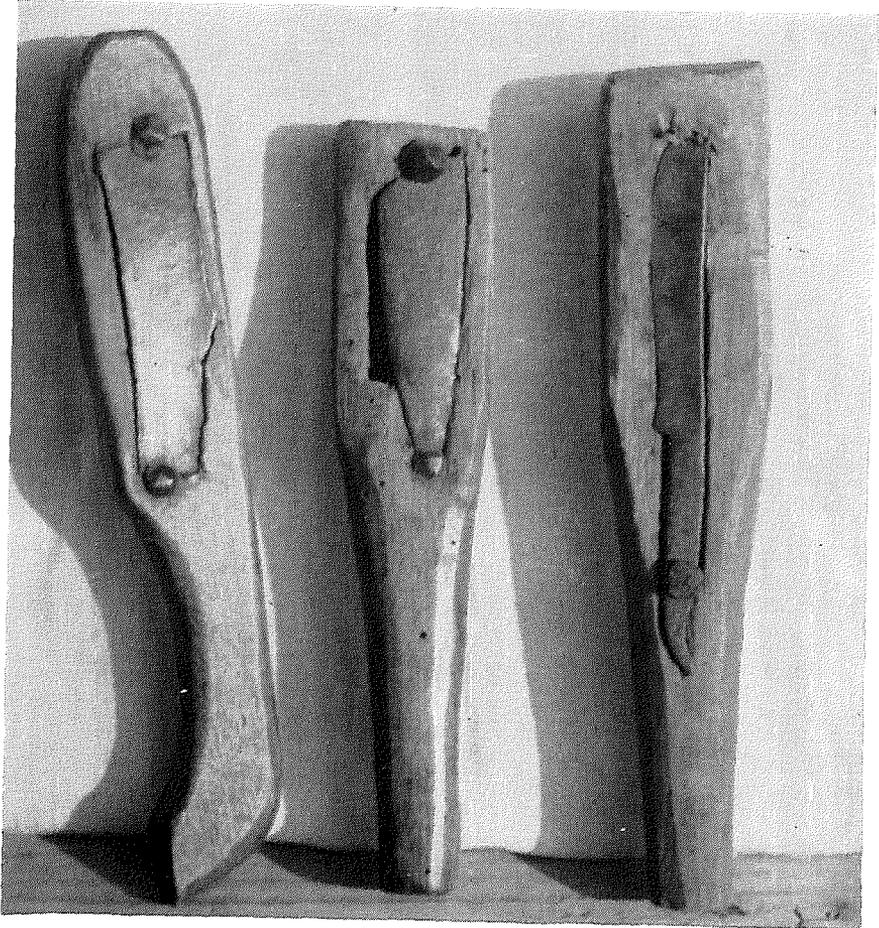


Abb. 1: Drei Schabhobel
(Aufnahmen: Maresch)



Abb. 9: Ährenausschlagen am Wagenrad

zu M a r e s c h, Bäuerliches Handwerk



Abb. 10: Schlagkreuz zum Ährenausschlagen

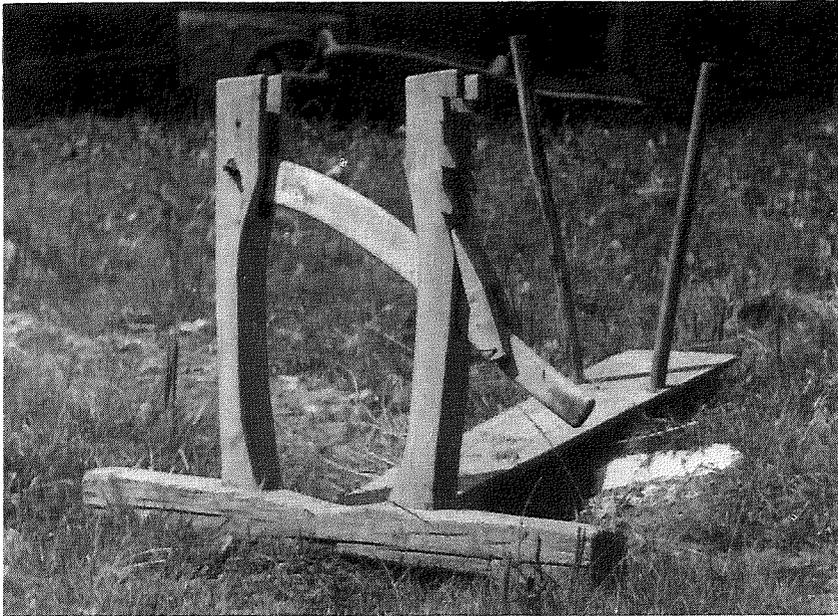


Abb. 11: Strohschab-Bindegerät

zu Wissor, Museum Mödling

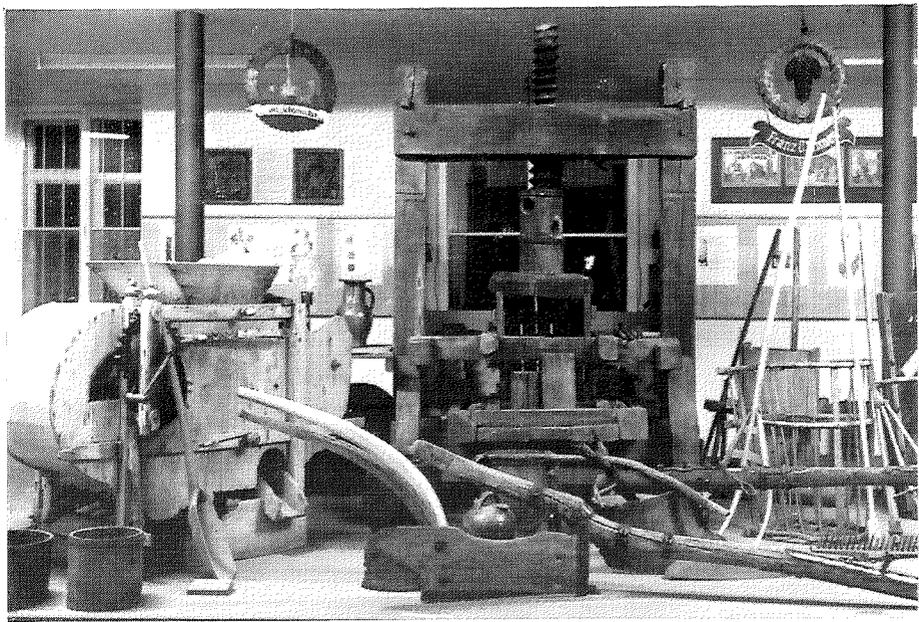


Abb. 1



Abb. 2

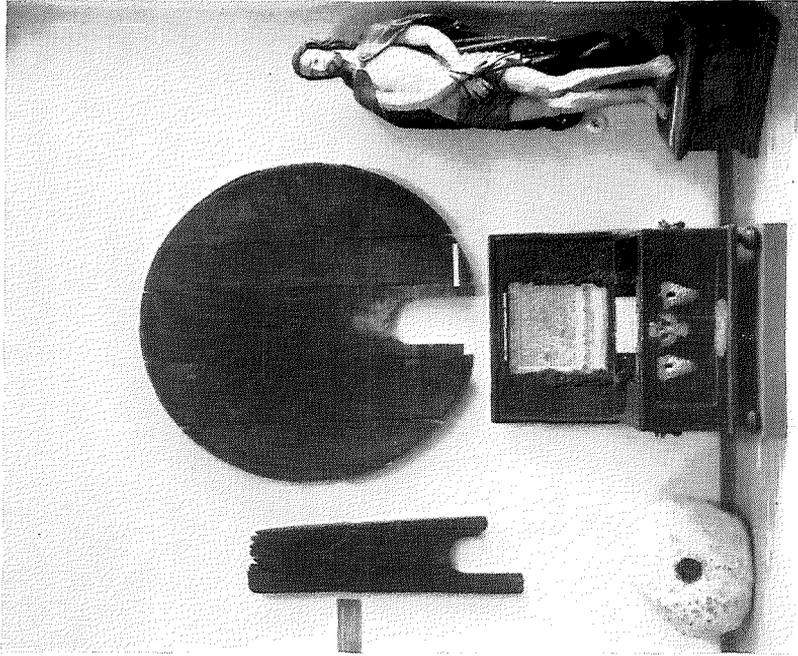


Abb. 3. Faßboden, Hauerinnungstruhe



Abb. 2. Bindergerät, Heurigentisch

zu Wissor, Museum Mödling



Abb. 6. Tracht aus Sulz

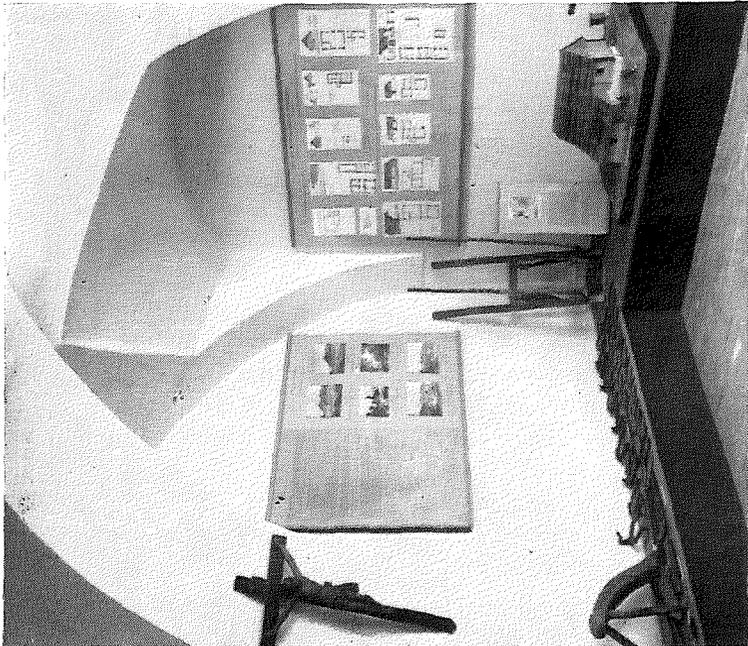


Abb. 5. Haus- und Hofformen

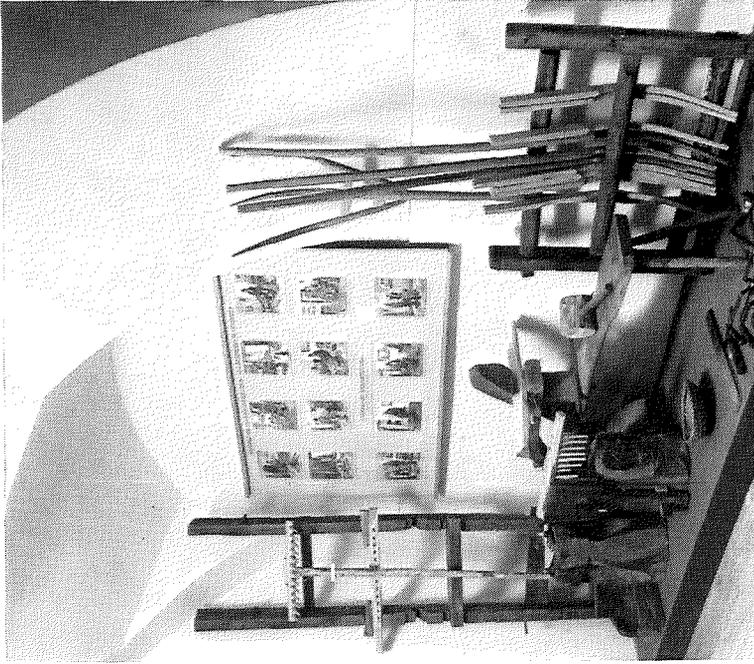


Abb. 8. Gerät eines Rechenmachers

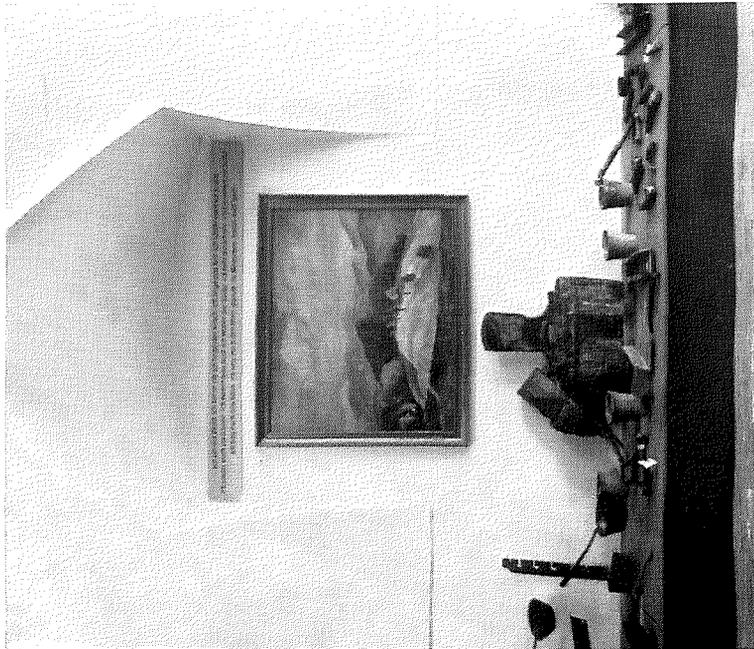


Abb. 7. Pechgerät

zu A s t. Lienzer Museumsstraße

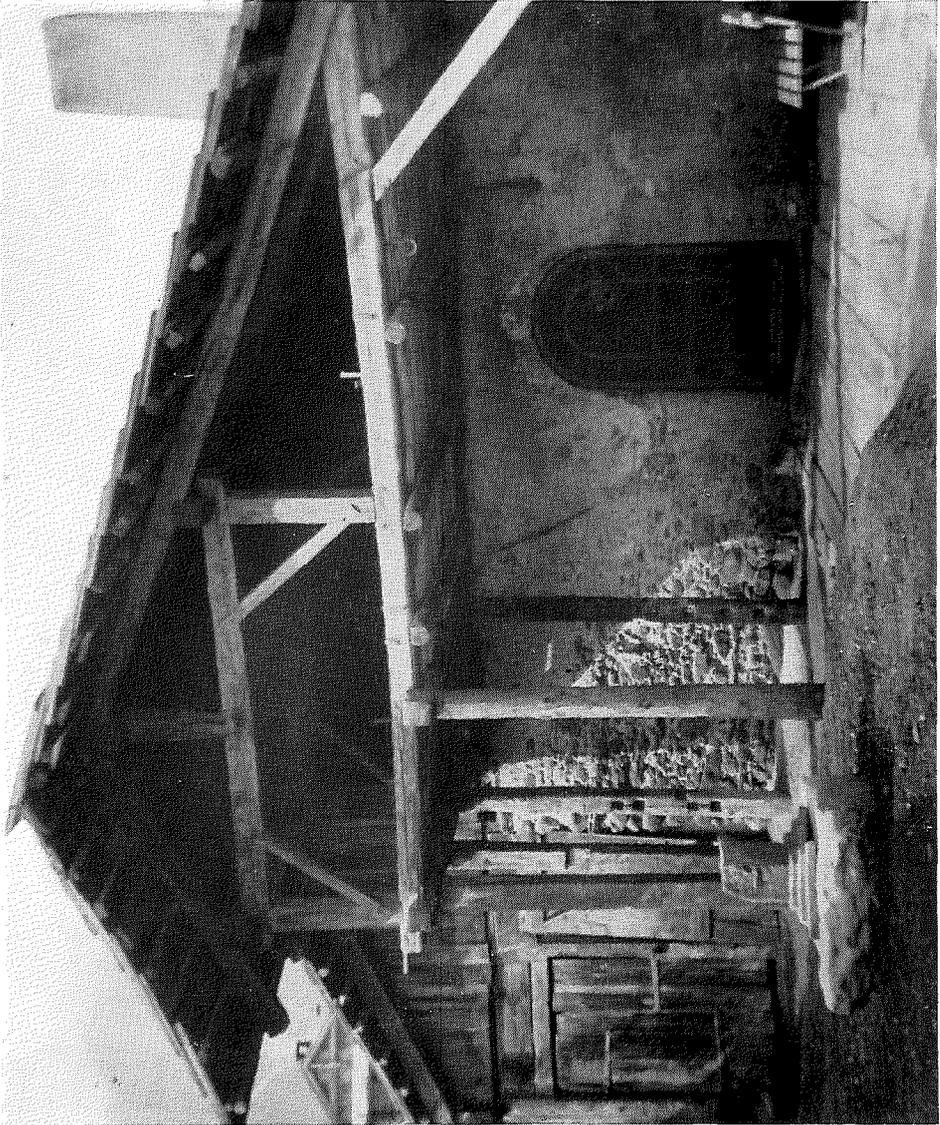


Abb. 1. Klösterleschmiede, Bad- und Brechelstube

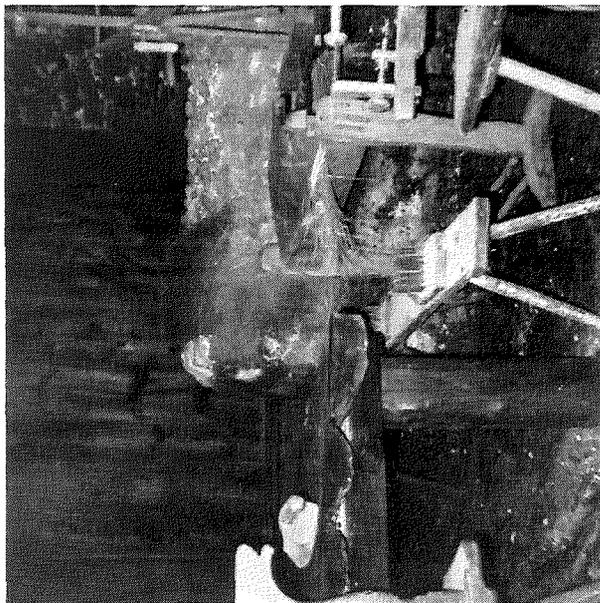


Abb. 3. Hölzerne Brechelstube des Freilichtmuseums

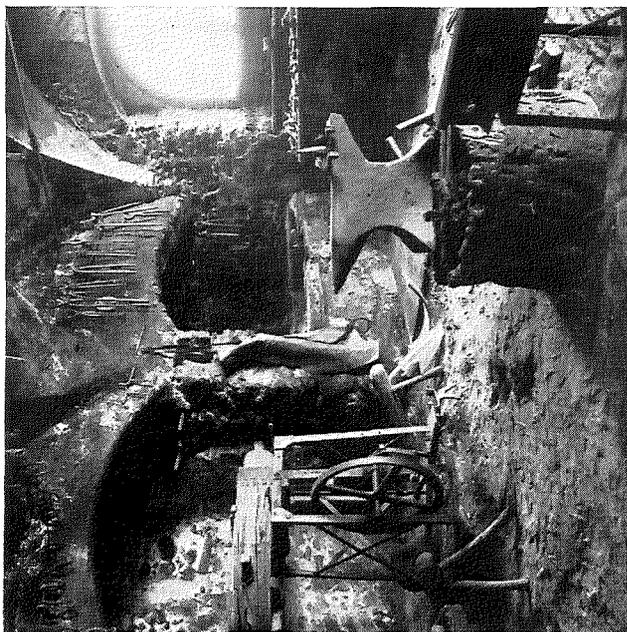


Abb. 2. Inneres der Klotterleschmiede

zu A s t, Lienzer Museumsstraße



Abb. 4. Pfarmühle Lienz, abgerissen im Jahre 1960



Abb. 6. Eine der Mühlen in der Zauche

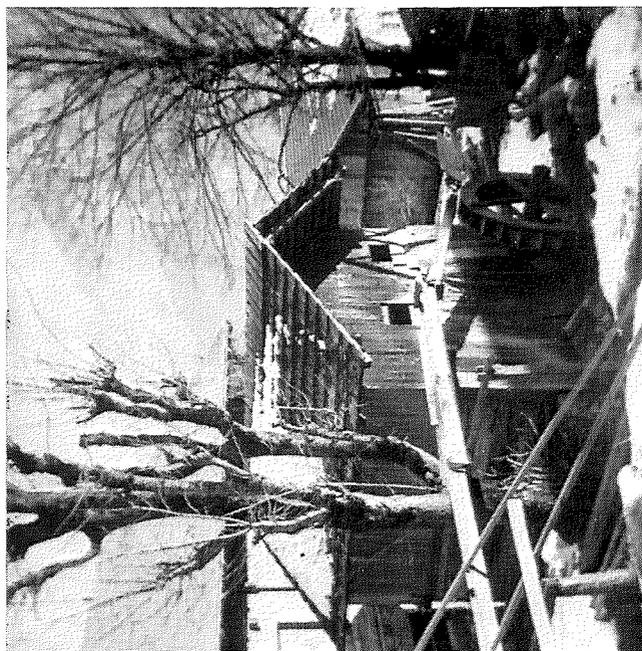


Abb. 5. Mühlen in der Zauche bei Lienz

Die Bundschuhsage

Ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Kärntner Herzogseinsetzung

(Mit 5 Abbildungen)

Von Ulrich Steinmann

Die Bundschuhsage ist in zwei abweichenden Fassungen überliefert¹⁾, einer älteren, die im folgenden behandelt werden soll, und einer jüngeren Bearbeitung, die mit dem Volksbuch „Ein wahrhaftige Historie von dem Kaiser Friedrich“ verbunden wurde (gedruckt 1519). Diese zeitgemäße Umgestaltung der Sage bedarf ebenfalls einer besonderen Untersuchung.

1. Die Erstfassung der Sage und älteste Bundschuh-Darstellungen

Die älteste bekannte Aufzeichnung der Bundschuhsage befand sich im Kloster Scheyern auf der sogenannten Scheyerner Tafel, die in der Fürstenkapelle, einer mittelalterlichen Familiengruft der Wittelsbacher, aufgestellt war. Scheyern liegt südwestlich von Pfaffenhofen, etwa auf halbem Wege zwischen München und Ingolstadt. Die Burg war vor dem 12. Jahrhundert Stammsitz der Grafen von Scheyern; doch hielten sie sich seit 1100 meist auf anderen Burgen auf. Eine Linie besaß z. B. die Burg Wittelsbach, nach der sie sich später benannte. Etwa 1119 übergaben die Grafen ihre Stammburg den Benediktinerklöstern Fischbachau und Eisenhofen, die von ihren Vorfahren gegründet waren und deren Insassen in den nächsten Jahren nach Scheyern übersiedelten²⁾. Erst nach diesem Zeitpunkt und bis etwa 1270 befand sich hier die Begräbnisstätte des Hauses Scheyern-Wittelsbach. Doch ist die Lage dieser ursprünglichen Gruft nicht bekannt³⁾. Zuletzt haben die Großeltern

¹⁾ Zur Bundschuhsage vgl. Günther Franz, Zur Geschichte d. Bundschuhs (Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 47, 1934, S. 1 ff.). — Albert Rosenkranz, Der Bundschuh, Bd. 1, Heidelberg 1927, S. 15.

²⁾ M. Knitl, Scheyern als Burg u. Kloster, Freising 1880, S. 48—52. — Michael Hartig, Kunstgeschichte d. Benediktinerstiftes Scheyern in d. Zeit d. Gotik (Jahrbuch d. Vereins f. christl. Kunst in München, Bd. 2, 1914, S. 1).

³⁾ Knitl S. 99 mit Anm. 3 u. S. 101.

Kaiser Ludwigs des Bayern hier ihre Ruhestätte gefunden (1253 und 1267) ⁴⁾.

Der Bau der Fürstenkapelle mit der jetzigen Gruft ist ins 14. Jahrhundert zu datieren, denn erst 1349 — zwei Jahre nach dem Tode Kaiser Ludwigs — wird zum erstenmal ein Altar dieser Kapelle genannt, der Alexiusaltar ⁵⁾. Wahrscheinlich ist sie also noch zu Lebzeiten Kaiser Ludwigs zu Ehren seiner in Scheyern begrabenen Vorfahren errichtet worden.

Sein Enkel, Herzog Friedrich der Reiche von Bayern-Lands-
hut, ließ die Fürstenkapelle, die jetzige Kapitelkirche, nach 1390 mit Tafelgemälden aus der Geschichte des Hauses Scheyern-Wittelsbach schmücken. Nur zwei von diesen ursprünglichen Gemälden sind in Abbildungen bekannt ⁶⁾. Dargestellt ist einmal Kaiser Arnulf, der Herzog von Kärnten und Bayern gewesen ist, mit seiner ihm fälschlich angedichteten ersten Gemahlin Agnes von Byzanz (Abb. 2). Nach der chronikalischen Tafel, die Herzog Friedrich zur Verherrlichung der Wittelsbacher Vorfahren ebenfalls in der Fürstenkapelle aufstellen ließ, sollen die Grafen von Scheyern Nachkommen dieses Kaiserpaares gewesen sein. Der Zweck dieser Fabel ist klar und wird auch angedeutet: Es soll dadurch eine Abstammung der Wittelsbacher von den Karolingern und dem byzantinischen Kaiserhaus vorgetäuscht werden ⁷⁾. Es sind deshalb zwei Söhne Arnulfs und seiner angeblichen ersten Gattin erfunden: Arnold und Werner. Das zweite ursprüngliche Gemälde zeigte, wie der Kaiser den einen mit dem Nordgau (nördlich der Donau) belehte, den andern mit der Grafschaft Scheyern und der Pfalz bei Rhein, die in Wirklichkeit erst 1214 zu Bayern kam.

Die Entstehungszeit der chronikalischen Tafel läßt sich sehr genau feststellen, da ihr Urheber, Herzog Friedrich der Reiche, am 4. Dezember 1393 gestorben ist und andererseits unter den abge-
schiedenen Frauen des Hauses auch seine Schwägerin Katharina von Görz genannt wird, die am 31. Juli 1391 starb. Zwischen 1391

⁴⁾ Christian Haeutle, Genealogie d. erl. Stammhauses Wittelsbach, München 1870, S. 3 f.

⁵⁾ Hartig S. 4 mit Anm. 3.

⁶⁾ Hartig S. 8 f. — Abb.: Ignaz Franz Xaver v. Wilhelm, *Vindiciae arboris genealogicae augustae gentis Carolingo-Boicae*, Monachii 1730, S. 37 u. 38/39; danach in: Palignesius (d. i. Gottfried Philipp v. Spannage), *Monita genealogica*, Alestadii 1732, neben S. 176 u. 178.

⁷⁾ Joseph v. Hefner, Über die Fürstengruft u. d. Fürstenkapelle zu Scheyern (Oberbayer. Archiv, Bd. 2, 1840, S. 188 ff.). — Friedrich Hector Grf. Hundt, Kloster Scheyern, seine ältesten Aufzeichnungen... (Abhandlungen d. k. bayer. Akad., Histor. Kl., Bd. 9, München 1862/66, S. 269 ff.).

und 1393 muß die Tafel entstanden sein ⁸⁾. Sie ist bei der Säkularisation 1803 verschwunden, aber als offizielle Darstellung war sie in vielen Abschriften verbreitet und hat die zeitgenössische Geschichtsschreibung stark beeinflusst.

Noch ein weiteres Denkmal seiner Vorfahren wird Herzog Friedrich dem Reichen zugeschrieben. In der Klosterkirche zu Scheyern befindet sich das Grab des Grafen Otto I. von Scheyern (gest. 1072) und seiner Gattin Haziga, die das Kloster Fischbachau gestiftet hatte. Die Gebeine des Paares wurden 1127 von dort nach Scheyern überführt. Ein Hochgrab für sie verschwand hier bei der Renovierung 1623, aber eine kolorierte Zeichnung des 16. Jahrhunderts ist erhalten (Abb. 1). Michael Hartig (1914) hat ihr entnommen, daß dieses künstlerisch bedeutende Grabdenkmal aus stilistischen Gründen in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren ist ⁹⁾. Als Urheber vermutet er Friedrich den Reichen, sicher mit Recht.

Die meisten Wappen am Aufbau des Hochgrabes werden von den Wittelsbachern erst im 13. und 14. Jahrhundert geführt ¹⁰⁾. Vor allem fällt links das Wappen mit dem „Bundschuh“ auf. Es zeigt in Seitenansicht einen hohen schwarzen Stiefel mit drei roten Riemen ¹¹⁾, die waagrecht um den Schaft laufen und anscheinend einzeln festgeschnürt sind, auf welche Weise ist nicht zu erkennen. Das Stifterpaar hat keine Beziehungen zu dem Bundschuh. Die Scheyerner Tafel schreibt ihn dem Grafen Ekkhard I. zu (einem Sohn Ottos und Hazigas), der in der Tafel aber als Sohn Werners, also als Enkel Kaiser Arnulfs bezeichnet wird ¹²⁾. Er soll auf einem Kreuzzug Kaiser

⁸⁾ Hundt S. 278. — Knitl S. 104 mit Anm. 3. — Die Sterbedaten nach W. K. Prz. v. Isenburg, Stammtafeln, 2. Aufl., Bd. 1, Marburg 1953, Taf. 27.

⁹⁾ Hartig (wie Anm. 2), S. 4 f. mit Tafel 3. Der gevierte Schild unterstützt die Datierung (vgl. Anm. 10). — Die Zeichnung befindet sich heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv zu München, Abt. 1, Plansammlung Nr. 2627. — Zur Überführung der Gebeine 1127 vgl. Knitl S. 57 f.

¹⁰⁾ Der gezackte Balken seit 1220 (später irrträglich den Grafen von Scheyern zugeschrieben), vgl. K. Primbs, Die Entwicklung des Wittelsbachischen Wappens (Archival. Zeitschrift, Bd. 8, 1883, S. 249 ff., 253 f., 264 f.); der Löwe seit 1230 (ebd. S. 255 f.); die Rauten seit 1247 (ebd. S. 257 f.); der gevierte Schild seit 1358, vgl. Primbs (ebd. N. F. 2, 1891, S. 15 unter Stephan III.).

¹¹⁾ Beschreibung laut freundlicher Auskunft von Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Puchner, Bayerisches Hauptstaatsarchiv zu München, vom 6. 9. 1966.

¹²⁾ „Grauf Wernher von Scheyrn vodernt das herzogtum an künig Chunraden, wann er sein rechter erb was . . . Er starb und liezz den krieg seinem Sun Grauf Ekhart, der traib in gar und gar mändlichen.“ (Forts. s. Anm. 13.) — Zitiert nach v. Hefner (wie Anm. 7), S. 191.

Heinrichs III. Bundschuhe mit roten Riemen getragen und bei der Eroberung Jerusalems und des Heiligen Grabes das Bundschuhzeichen in einem Banner geführt haben. Die Tafel erzählt dies folgendermaßen:

„Graf Ekkehard von Scheyern kämpfte um das Herzogtum Bayern, und die Ungarn zogen dreimal mit ihm gegen das Reich. Es ward vereinbart, daß er das Herzogtum zurückerhalten und mit König Heinrich III. zu dem Heiligen Grabe ziehen sollte mit allen seinen Mannen. Graf Ekkehard machte eine glänzende Fahrt, und das ganze Heer des Königs kam nach Konstantinopel. Dort beschlossen sie, zu Fuß weiterzuziehen, und gaben die Pferde fort. Welche Wunder Graf Ekkehard auf dem Marsch vollführte, das wäre gar zu lang. Er hatte zwei Bundschuhe an mit roten Riemen. Daran erkannte ihn das ganze Heer. Wo er des Nachts lag, da steckte man einen Bundschuh auf, und es legte sich mehr Volk dazu als zu dem König. Der König hieß ihn, den Bundschuh in ein Panier zu setzen. Das tat er. Da zog das Heer zum größten Teil dem Bundschuh nach. Auch ward das Heilige Grab unter dem Bundschuh gestürmt und gewonnen. Man nannte ihn auch nicht anders als Herzog Bundschuh. Zum Gedächtnis, daß Jerusalem zu Fuß gewonnen wurde, sollten er und die Seinen den Bundschuh führen.“¹³⁾

Graf Ekkehard I. war nach Ansicht der älteren Historiker der Großvater des ersten Bayernherzogs Otto I., neuerdings wird er als Bruder des Großvaters bezeichnet¹⁴⁾. An einem Kreuzzug hat er niemals teilgenommen¹⁵⁾. Doch scheint er im Ausland verstorben zu sein, da keine Seelgerüststiftungen für ihn nachweisbar

¹³⁾ „Grauf Ekkart von Scheyren kriegt umm das hertzogtumm ze Bayren und dy Ungern furen drey stund mit im auf das reich unnd ward getädinget, das im das hertzogtumm wider ward, und daz er mit künig Heinrich dem dritten solt varen zu dem heyligen grab mitt allen den seinen. Grauf Ekkert fur do dye vart gar herlich, und alles her des küniges chom gen Constantinopel und do wurden sy da yberain, ze wollten zu füzen ziehen, vnd gaben dye pfärd hin, wes wunnders grauf Ekhard auf dem weg erzeuget, das wär gar ze lange. Er hett zwen puntschuch an mit roten riemen. Do erkennt in alles her pey, wann wo er des nachtes lag, da steckt man ainen puntschuch auf, da leget sich dann mer Volkes zu, dann zu dem künig. Der künig hiezz im den puntschuch in ain Panier machen, dos tet er, da zoch das her allermaist dem puntschuch nach. Auch ward das heylig grab gestürmet und gewonnen under dem puntschuch. Man hiezz in auch anders nit, denn hertzog Puntschuch. Also zu seiner gedächtnizz, das Jerusalem zu füssen gewonnen wär, solt er und dye seinen füren den Puntschuch.“ — Ebd. S. 191.

¹⁴⁾ v. Isenburg (wie Anm. 8), Taf. 26 c.

¹⁵⁾ Jodok Stülz, Die Sage über den Ursprung des Marktes Ried... (Zeitschrift des Museums Francisco-Carolinum, Linz 1844, S. 48—53); zitiert bei Meindl (wie unten Anm. 26), S. 139 ff. — Siegmund Riezler, Jerusalempilger und Kreuzfahrer aus Baiern (Forschungen zur deutschen Geschichte 18, 1878, S. 551). — Franz (wie Anm. 1) S. 4 mit Anm. 2.

sind ¹⁶⁾. Am 11. Mai 1091 war er nicht mehr am Leben. Die Erzählung von der Eroberung Jerusalems unter dem Bundschuh ist unwahrscheinlich und unhistorisch, das ist längst erkannt worden. Wir haben es also mit einer Sage zu tun, deren älteste bekannte Fassung auf der Scheyerner Tafel (1391/93) überliefert ist.

Auffallend sind die roten Riemen des Bundschuhs. Es muß ein besonderer Grund vorgelegen haben, gerade dieses Kennzeichen zu betonen. Es ist deshalb vor allem die Entstehungszeit der Sage festzustellen. Die Sage behauptet, Graf Ekkehard von Scheyern und seine Nachkommen sollten den Bundschuh führen (gemeint ist im Wappen). Doch ist dieses Wappen im 11. Jahrhundert zu Lebzeiten des Grafen Ekkehard unmöglich. Die Bezeichnung „Bundschuh“ für einen groben Bauernschuh taucht in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts auf ¹⁷⁾. Wappenfiguren wie den Bundschuh gab es dagegen erst im 14. Jahrhundert. Nach den uns bekannten Belegen läßt er sich als Wappenzeichen frühestens in dem genannten Jahrhundert nachweisen. Wenigstens dieser letzte Satz der Sage kann deshalb erst damals entstanden sein.

In den offiziellen Wappen und Siegeln der Wittelsbacher kommt der Bundschuh während des 14. Jahrhunderts allerdings niemals vor. Das Bundschuhwappen am Hochgrab Ottos und Hazi gas kann nicht zum Beweis des Gegenteils herangezogen werden. Ähnlich wie die Wappen mit dem gezackten Balken nachträglich den Grafen von Scheyern zugeschrieben wurden, so ist dieses Bundschuhwappen erst auf Grund der Sage erfunden.

Im folgenden seien deshalb weitere Darstellungen auf ihren Quellen- und Aussagewert geprüft:

1. Ein Tafelgemälde mit der Erstürmung Jerusalems aus der Zeit Herzog Friedrichs ist nicht mehr vorhanden. Bei der Erweiterung der Fürstenkapelle im Jahre 1550 wurden die Bilder direkt auf die Wand gemalt, aber 1623 in verkleinertem Maßstab wieder auf Holz übertragen ¹⁸⁾. Dieses späte Gemälde kann deshalb nicht als authentisches Zeugnis gewertet werden.

2. Nach einer Handschrift des 17./18. Jahrhunderts befand sich vor der Fürstenkapelle ein Grabstein mit einem Bundschuh, der nicht mehr vorhanden ist. J. v. Hefner (1840) hat ihn dem Grafen Ekkehard

¹⁶⁾ Knitl (wie Anm. 2), S. 42. — Zum folgenden Datum: Friedrich Hector Grf. Hundt, Bayrische Urkunden aus dem XI. u. XII. Jahrh. (Abhandlungen d. k. bayer. Akad., Histor. Kl., Bd. 14, Abt. 2, 1878, S. 36 mit Anm. 2). — v. Isenburg (wie Anm. 8), Taf. 184, Generation 6 unter Richgardis.

¹⁷⁾ Grimms Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 522 f.; Franz (wie Anm. 1), S. 1 f. mit Anm.

¹⁸⁾ Hartig (wie Anm. 2), S. 8. — Knitl S. 103, Nr. 9.

zugeschrieben; doch die Chronik sagt dies nicht¹⁹⁾. Ob ihm nach seinem Tod überhaupt ein Grabstein gesetzt wurde, erscheint zweifelhaft, da keine Seelenmessen für ihn vorliegen; und wenn, dann auf keinen Fall in Scheuern, da er vor 1091 gestorben ist, während die Klosterkirche in Scheuern erst nach 1123 als Familiengruft in Frage kam. Wir hören auch nur von einer Überführung der Gebeine seiner Eltern von Fischbachau nach Scheuern. Jedenfalls wird der Grabstein mit dem Bundschuh später entstanden sein, frühestens im 14. Jahrhundert.

In der Zeit nach 1400 läßt sich der Bundschuh in zwei Siegeln der Wittelsbacher nachweisen, aber außerhalb des eigentlichen Wappens:

3. Auf einem Siegel, mit dem Herzogin Elisabeth, die Witwe des Herzogs Stephan III. von Bayern-Ingolstadt, Urkunden von 1405 und 1420 besiegelte, sehen wir über ihrem vierfeldigen Wappen einen Ritter in Turnierrüstung, der auf dem Stechhelm einen winzigen Halbstiefel mit eingekerbtem Rand als Helmzier führt²⁰⁾; also außerhalb des Wappens. Man darf daraus wohl schließen, daß der Bundschuh damals von den Wittelsbachern als Emblem auf Turnierrüstungen verwendet wurde.

4. Auf einem Siegel, das Pfalzgraf Johann von Neumarkt, der Sohn König Ruprechts, von 1419 bis 1432 benutzt hat, werden die Wappenschilder von zwei wilden Männern gehalten²¹⁾. Der rechte von ihnen (vom Betrachter aus) hat vor der Brust einen besonderen Schild, auf dem ein Halbstiefel erscheint (Abb. 4); also ebenfalls außerhalb des eigentlichen Wappens. Zu erkennen ist eine dreimalige Einschnürung des Schaftes; der Einschnitt oben weist auf eine vordere Öffnung hin.

Nach dem Beitzext eines bayerisch-pfälzischen Stammbaums aus der Mitte des 15. Jahrhunderts hat besonders Johann von Neumarkt das Bundschuhwappen „viel und oft aufmalen lassen“²²⁾. An dem von ihm

¹⁹⁾ „An dem Fueß, so viel man abnemen kan, diser Sepultur weiset sich ein Grabstein, darauf ein Bundtschuech aufgehauen, wie dergleichen oben höchstgedachter Herzog Eckardus, ... in Wappen soll geführt und deßwegen nur der Herzog Pundtschuech genant worden seyn.“ Cod. bav. 1629 (= Cgm 1629) der Bayer. Staatsbibliothek zu München, zitiert nach v. Hefner (wie Anm. 7), S. 183. Die Handschrift stammt aus dem 17./18. Jahrh., vgl. Catalogus cod. manuscr. Bibl. Reg. Monacensis, T. 5. Die deutschen Handschriften, Th. 1, 1866, S. 217, Nr. 1629.

²⁰⁾ August Scherl, Das Schwandorfer Wappen, in: 650-Jahr-Feier d. Stadt Schwandorf in Bayern (= Festschrift d. Stadt Schwandorf), Schwandorf 1955, S. 20. — Abb. (1420): Karl Ritter v. Mayerfels, Der Wittelsbacher Stamm-, Haus- u. Geschlechtswappen, Konstanz 1880, Taf. III, Fig. 1, dazu S. 10, 42 f.

²¹⁾ Karl Primbs, Entwicklung des Wappens der pfälzischen Wittelsbacher (Archival. Zeitschrift, Bd. 13, 1888, S. 204; ders., ebd. N. F. 1, 1890, S. 72). — Abb. (1426): Georg Hager, Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz-Regensburg (= Die Kunstdenkmäler d. Kgr. Bayern, Bd. 2), H. 2. Bezirksamt Neunburg v. W., 1906, S. 56, Fig. 58 u. 59.

²²⁾ Ludwig Rockinger, Über ältere Arbeiten d. baier. u. pfälz. Geschichte... (Abhandlungen d. bayer. Akad. d. Wiss., Hist. Kl., Bd. 15, 1888, Abt. 1, S. 170; Abt. 3, S. 117).

errichteten Wartturm der Neunburg befindet sich unter seinen Ahnenwappen, in Stein gehauen, auch ein Schild mit einem Stiefel (in Seitenansicht) mit zwei Riemen²³⁾.

5. Angeschlossen sei das Siegel von Schwandorf in der Oberpfalz, das zuerst 1442 belegt ist. Der Wappenschild ist geteilt und zeigt oben den pfälzischen Löwen, unten die bayerischen Wecken mit dem Bundschuh (von der Seite gesehen). Wahrscheinlich hat der Markt Schwandorf dieses Wappen von Johann von Neumarkt erhalten²⁴⁾. Es war damals üblich, den Städten das Wappen des Landesherren zu verleihen, aber stets mit einem Beizeichen, um es von seinem Wappen unterscheiden zu können. Das Beizeichen ist hier der Bundschuh. Es ist ein Halbstiefel mit drei Riemen, die waagrecht um den Schaft laufen. Auch diese Verwendung des Bundschuhs beweist, daß er kein offizielles Wappenzeichen der Wittelsbacher gewesen ist, sonst könnte er nicht als Beizeichen in dem Wappen eines ihrer Märkte auftreten.

Ein vorn geöffneter Bundschuh mit einem besonderen Riemenverschluß ist deutlich auf den beiden folgenden Belegen zu erkennen:

6. Eine Abschrift der Scheyerner Tafel aus dem Jahre 1425 enthält die Zeichnung eines Wappenschildes mit einem Bundschuh (Abb. 3). Es ist ein dunkelbrauner Halbstiefel, vorne mit einer rotgeränderten Öffnung, die mit drei kurzen roten Riemen verschlossen wurde²⁵⁾.

7. Im Jahre 1435 verlieh Herzog Heinrich XVI., der Sohn Herzog Friedrichs des Reichen von Bayern-Landshut, dem damals bayerischen Markt Ried im Innviertel ein Wappen, das schrägrechts geteilt ist und rechts oben (vom Betrachter aus) die bayerischen Wecken zeigt, links unten in Gold einen schwarzen Halbstiefel mit drei kurzen roten Riemen (Abb. 5). Die Riemen sind auf der rechten Stiefelseite mit Metallplättchen befestigt und werden mit Hilfe von drei goldenen Ringschnallen (vor der Öffnung) festgeschnürt. Die Verleihungs-

²³⁾ Hager (wie Anm. 21), S. 55 f. mit Fig. 57.

²⁴⁾ Scherl (wie Anm. 20), S. 19 ff. mit Abb. (1487). — Abb. (1442): Joseph Pessler, Chronik u. Topographie von Schwandorf (Verhandlungen d. histor. Vereins von Oberpfalz 24, = N. F. 16, 1866, S. 206).

²⁵⁾ Bayer. Staatsbibliothek zu München, Cod. bav. 805 (= Clm 1805), Bl. 45 v. — Vgl. v. Hefner (wie Anm. 7), S. 188 mit Anm. 19 u. S. 191 mit Anm. dd. — Zur Handschrift: Catalogus cod. lat. Biblioth. Reg. Monacensis, T. 1, 1, ed. alt. (= Catalogus cod. man. Bibl. Reg. Mon. 3, 1) 1892, S. 292; zur Datierung: Georg Leidinger in: Andreas von Regensburg, Sämtl. Werke (= Quellen u. Erörter. z. bayer. u. dt. Gesch. N. F. 1), 1903, S. LXXXV.

Eine Mikroaufnahme und eine Beschreibung der Farbgebung verdanke ich der Handschriften-Abt. der Bayer. Staatsbibliothek zu München (15. 6. 1966).

urkunde mit dem buntbemalten Wappen ist erhalten ²⁶⁾. Das älteste Siegel der Stadt enthält den Bundschuh spiegelbildlich und vereinfacht ²⁷⁾.

Bei allen angeführten und sonst bekannten Darstellungen liegt ein Einfluß der älteren Sage vor. Es kann sich deshalb bei der Bundschuhsage nicht um eine Wappensage handeln, deren Zweck es ist, ein vorhandenes Wappen zu erklären. Diese Voraussetzung fehlt hier, da die Wittelsbacher den Bundschuh niemals in ihrem offiziellen Wappen geführt haben und auch als Emblem auf Schilden und Turnierrüstungen nur vereinzelt und den erhaltenen Belegen zufolge erst unter dem Einfluß der Sage und, soweit feststellbar, nach ihrer schriftlichen Fixierung von 1391/93. Es müssen deshalb andere Gründe für die Entstehung der Bundschuhsage maßgebend gewesen sein.

Die Bedeutung des Wortes Bundschuh als Bündnis ist seit Anfang des 15. Jahrhunderts belegt, zuerst 1403 für einen Städtebund und 40 Jahre später für einen Bauernaufstand ²⁸⁾. Darauf kann die Bundschuhsage also nicht zurückgeführt werden.

Älter ist die Verwendung des Bundschuhs als Hauszeichen. In mehreren Städten des Rheingebietes gab es Häuser „Zum Bundschuh“: in Frankfurt a. M. (1312), in Köln (1334) und in Straßburg (1350) ²⁹⁾.

Aus dem Gebrauch des Bundschuhs als Haus- und Wappenzeichen ließe sich zwar erklären, daß einer bestimmten Person ein Bundschuhwappen angedichtet sein kann, doch der unmittelbare Anlaß zur Entstehung der Sage, daß Graf Ekkehard als angeblicher Enkel Arnulfs von Kärnten auf einem Kreuzzug Bundschuhe mit roten Riemen trug und bei der Eroberung Jerusalems ein Banner mit diesem Bundschuhzeichen führte, muß mit wesentlich bedeutungsvolleren Umständen zusammenhängen.

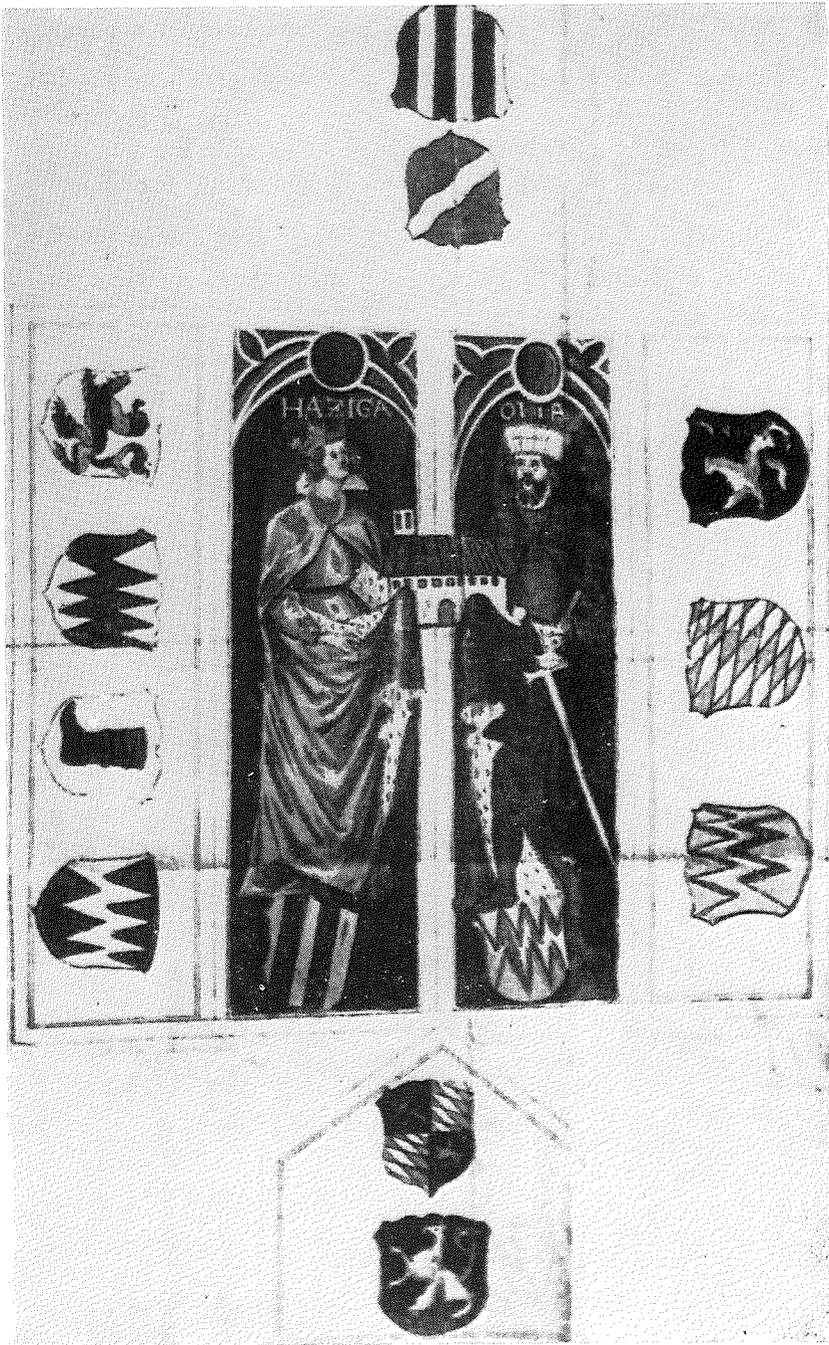
²⁶⁾ Konrad Meindl, Geschichte der Stadt Ried in Oberösterreich, Bd. 1, München 1899, S. 134 mit farbiger Abb.; Verleihungsurkunde vom 5. Mai 1435, ebd. S. 836—838. — Vgl. Franz (wie Anm. 1), S. 5 mit Anm. 1.

Meindl erklärt die roten Riemen des Bundschuhs als redendes Wappen, analog dem Aalfisch und der Schere in den gleichgestalteten Wappen von Altheim und Scharding: „In der ähnlichen Lautung des Wortes Riemen mit Ried liegt die ganz einfache Lösung der vielbesprochenen, sagenumkleideten Wappenfrage.“ (S. 135).

²⁷⁾ Meindl S. 136 mit Abb.

²⁸⁾ Franz (wie Anm. 1), S. 5 u. 9.

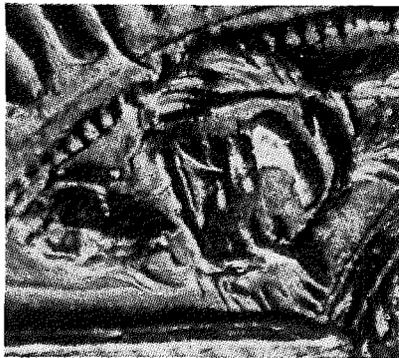
²⁹⁾ Albert Heintze u. P. Cascorbi, Die deutschen Familiennamen, 7. Aufl., Halle 1933, S. 51. — Bundschuh als Familienname in Liegnitz 1339, s. Hans Bahlow, Schlesisches Namenbuch, Kitzingen 1953, S. 123.



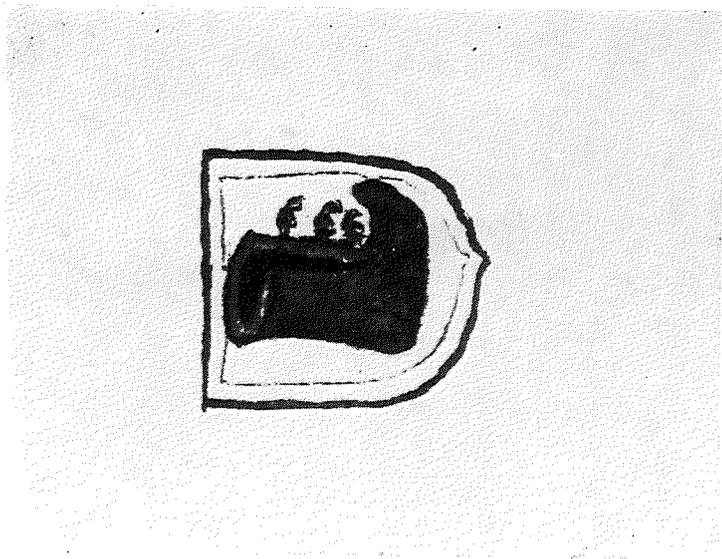
1. Hochgrab Ottos und Hazigas von Scheyern (2. Hälfte des
14. Jahrhunderts)
Zeichnung im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, München (nach Hartig)



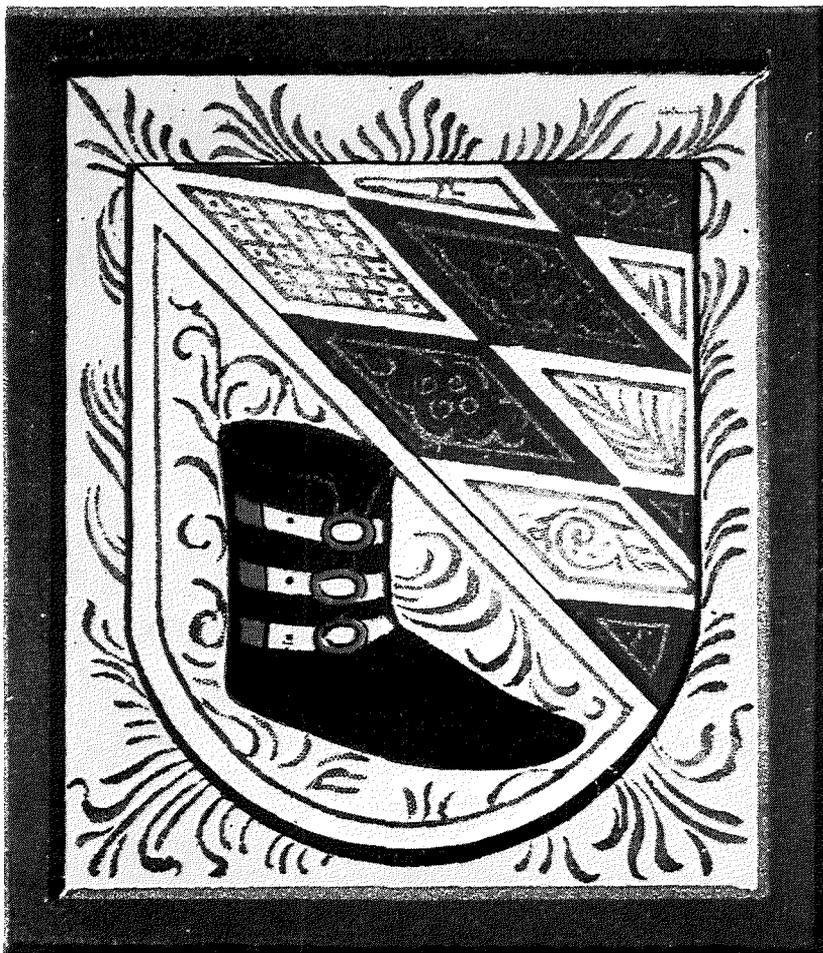
2. Arnulf von Kärnten und Agnes von Byzanz
Kupferstich nach Gemälde in Scheyern (nach Wilhelm, 1730)



4. Siegel Johanus von Neumarkt, 1419/1432, Ausschnitt
(nach Hager)



3. Bundschuhwappen von 1425
Bayerische Staatsbibliothek, München (Cim 1805)



5. Wappen der Stadt Ried im Innkreis, Oberösterreich, verliehen 1435
(nach Meindl)

2. Die Entstehung der Sage im Zusammenhang mit der Kärntner Herzogseinsetzung

Schauen wir uns um, wo der Bundschuh im 14. Jahrhundert eine Rolle gespielt hat, so werden wir auf die Herzogseinsetzung in Kärnten verwiesen. In der reichen Literatur, die über dieses Thema erschienen ist³⁰⁾, wurde die Bundschuhsage allerdings noch nicht berücksichtigt. Es sei hier deshalb kurz auf die ältesten Bräuche der Herzogseinsetzung und auf ihre Entwicklung im 14. Jahrhundert eingegangen³¹⁾. Noch heute befindet sich auf dem Zollfeld nördlich von Maria Saal der ehrwürdige Herzogstuhl. Sein wichtigster Bestandteil ist der ältere Westsitz, ein mächtiger Quaderstein mit einer vertieften Sitzfläche³²⁾. Wahrscheinlich um 1360 wurde er von Herzog Rudolf IV. von Österreich durch neun Marmorblöcke meist antiker Herkunft zu dem jetzigen Herzogstuhl mit zwei Sitzen erweitert, die mit dem Rücken aneinander-

³⁰⁾ Übersicht von H. Wießner in: *Monumenta historica ducatus Carinthiae*, Bd. 6, 1958, S. 17 f.

³¹⁾ Vgl. zum folgenden: Steinmann, Die älteste Zeremonie der Herzogseinsetzung und ihre Umgestaltung durch die Habsburger (*Carinthia I*, Jg. 157, 1967, S. 469 ff.). — Danach beschreibt nur Ottokar in seiner Reimchronik (1304/09) die Einsetzung Herzog Meinhards (1286), Johann von Viktring in den beiden Fassungen seines Geschichtswerks (1340/43) dagegen die Einsetzung Herzog Ottos von Österreich (1335), während die jüngste der drei Hauptquellen, der Schwabenspiegeleinschub, als Rechtfertigungsschrift Herzog Rudolfs IV. von Österreich verschiedene Neuerungen der Habsburger seit 1335 zusammenstellt, wahrscheinlich aus Anlaß seiner Einsetzung (1360), um ein höheres Alter der neuen Gebräuche vorzutäuschen.

³²⁾ Über die neuesten Untersuchungen am Herzogstuhl, wodurch der Westsitz einwandfrei als der ältere Sitz erwiesen wurde, vgl. Gotbert Moro, Zur Zeitstellung und Bedeutung des Kärntner Herzogstuhles, in: *Mundart und Geschichte*. E. Kranzmayer zu seinem 70. Geburtstag (= *Studien zur österr.-bair. Dialektkunde 4*), Wien, 1967, S. 101 f.; gekürzt in: *Carinthia I*, Jg. 157, 1967, S. 427 ff.

Ein würfelförmiger Felsblock wurde auch in Prag bei der Einsetzung der böhmischen Herzöge benutzt (vgl. Steinmann, ebd. S. 497 mit Anm. 85). Das gleiche wird von der Besitzergreifung Moskaus berichtet, worauf Arthur Haberlandt hingewiesen hat (*Südostdeutsche Forschungen 2*, 1937, S. 251); doch die Formulierung des Gewährsmannes Joannes Boemus (*Omnium gentium Mores, leges et ritus*, lib. 3, cap. 6) findet sich bereits wörtlich bei Aeneas Silvius, der den quadratischen Stein nicht in Moskau, sondern in Nowgorod lokalisiert (*Historia. De Europa*, cap. XXVII), vgl. John Meier, Ahnengrab und Rechtsstein (Veröffentlichungen d. Kommission f. Volkskunde 1, Berlin 1950, S. 96). Über nordische Königserhebungen auf Steinen: ebd. S. 91 ff.

stoßen³³⁾. Den ältesten Bericht über die Einsetzungsbräuche finden wir bei Ottokar, dem steirischen Reimchronisten, in seiner Beschreibung der Einsetzung Herzog Meinhards (1286). Nach seiner Darstellung fand die gesamte Zeremonie am westlichen Steinthron mit dem vertieften Sitz statt³⁴⁾:

Auf den Stein setzt sich der Älteste eines freien Bauerngeschlechtes mit gekreuzten Beinen und erwartet den neuen Herzog. Dieser hat bäuerliche Kleidung angezogen: graue Hosen, rote Bundschuhe mit Riemmen, einen grauen Rock ohne Kragen, einen einfachen grauen Mantel und einen kegelförmigen grauen Hut mit vier gemalten „Scheiben“. Mit der einen Hand führt er einen scheckigen Stier, mit der andern ein weiß und schwarz geflecktes Pferd. Vier Herren begleiten ihn und beantworten die 5 Fragen, die der Bauer in windischer Sprache stellt: wer der Ankömmling sei; ob er wert sei, auf dem Stuhl zu sitzen; ob er den rechten christlichen Glauben habe; ob er ein gerechter Richter sei; ob er das Land vor Gefahren schützen und den Witwen, Waisen, Ordensleuten und Geistlichen Frieden schaffen werde. Nachdem die Begleiter des Herzogs jede einzelne Frage positiv beantwortet und schließlich beschworen haben, räumt der Bauer den Sitz und nimmt die beiden Tiere an sich. Der Herzog setzt sich in seiner bäuerlichen Kleidung auf den Stein und schwört denselben Eid, Frieden zu schaffen, gerecht zu richten und am rechten Glauben festzuhalten. Dann empfangen die Herren ihre Lehen und huldigen. — Diese Einsetzung des Herzogs durch den Bauern und das Sitzen auf dem Steinthron symbolisieren die Inbesitznahme des Landes.

Als Meinhards Sohn, Herzog Heinrich, 1335 ohne männliche Nachkommen starb, fiel Tirol an seine Tochter Margarete Maultasch. Mit Kärnten belehnte Kaiser Ludwig der Bayer die Herzöge Albrecht und Otto von Österreich. Beide haben die Zeremonie erheblich umgestaltet. Bereits bei der Einsetzung Herzog Ottos (1335) wurde sie in zwei Teile auseinandergerissen und der bäuerliche Teil zum sog. Fürstenstein bei Karnburg verlegt. Auch die Bräuche selbst wurden in verschiedenen Punkten stark

³³⁾ Der kapitellartige Sitzstein des jüngeren Herzogsitzes gegen Osten stammt nach Karl G i n h a r t aus dem späten 8. oder dem 9. Jahrh. (Carinthia I, Jg. 157, 1967, S. 460 ff.). Aber da dieser kapitellförmig behauene Stein für den Einbau in den Herzogsitz auf einer Seite um ein Viertel gekürzt werden mußte (vgl. Zeichnung ebd. S. 440), ist es recht unwahrscheinlich, daß er von vornherein für diesen Sitz bestimmt war. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er ursprünglich in seiner ganzen Größe einem anderen Zweck gedient hat, wenn sich auch die Erstverwendung bisher nicht feststellen ließ. Es ist deshalb ganz unsicher, ob der Herzogsitz bereits in das späte 8. oder 9. Jahrh. datiert werden darf, vor allem auch deshalb, weil Ottokar (um 1309) nur den westlichen Steinblock kennt.

Die Inschrift RVDOLPHVS DVX auf der Rückenplatte des östlichen Herzogsitzes gehört dem Schriftcharakter nach in die Zeit Rudolfs IV., wie E. K l e b e l nachgewiesen hat (ebd. Jg. 130, 1940, S. 98).

³⁴⁾ O t t o k a r s Bericht in: Monumenta Germ. hist., Deutsche Chroniken, Bd. 5, 1 (1890), S. 265—267.

verändert, wie der Beschreibung Johanns von Viktring (1340/43) zu entnehmen ist. So standen die Tiere nun von vornherein bei dem freien Bauern; während der Herzog von einem großen Gefolge umgeben war. Die Fragen wurden nicht von den Begleitern des Herzogs beantwortet, sondern von den Beisitzern des Bauern, wobei die letzte Frage durch eine harmlosere über seine Abfindung ersetzt wurde. Herzog Otto nahm nicht mehr den Platz des Bauern ein, sondern stieg auf den Fürstenstein hinauf und schwang sein Schwert nach allen vier Himmelsrichtungen.

Als Margarete Maultasch, die ihre Ansprüche auf Kärnten aufrecht erhielt, ihren ersten Gatten, Johann Heinrich von Böhmen, verjagt hatte, heiratete sie im Februar 1342 Ludwig den Brandenburger, den ältesten Sohn Kaiser Ludwigs des Bayern. Von seinem Vater wurde er mit Tirol und angeblich auch mit Kärnten belehnt. Jedenfalls führte er nun den Titel eines Herzogs von Kärnten. Kriegerische Verwicklungen, vor allem mit den Luxemburgern, hinderten ihn, seine Ansprüche auf dieses Land mit Waffengewalt durchzusetzen. Er mußte sich deshalb auf diplomatische Aktionen beschränken, die in der 2. Fassung Johanns von Viktring einen gewissen Niederschlag gefunden haben. Doch wurde Herzog Albrecht von Österreich durch diese Bedrohung veranlaßt, sich der Einsetzungszereemonie zu unterziehen (Juli 1342). Da er wegen seiner Lähmung den Fürstenstein nicht besteigen konnte, wurde er von den freien Bauern auf ein Pferd gesetzt und dreimal um diesen Stein herumgeführt. Der Schwabenspiegeleinschub betont ausdrücklich, daß ihm dadurch alle seine Rechte (auf das Land) zugefallen seien. Nachdem Ludwig der Brandenburger auch von Kaiser Karl IV. mit Kärnten und Tirol belehnt war (1350), erreichte Albrecht ein Versprechen Ludwigs, für zehn Jahre keine Ansprüche auf Kärnten zu erheben (1352), sowie ein Ehebündnis ihrer Kinder.

Wie dem Schwabenspiegeleinschub zu entnehmen ist, hat Albrechts Sohn Rudolf die bäuerliche Einsetzungstracht des Herzogs durch verschiedene jägerliche Zutaten erweitert, um seine Ansprüche auf den angemessenen Titel eines Reichsjägermeisters zu unterstützen. Es sind dies ein roter Gürtel, eine große rote Tasche für den Mundvorrat, wie sie einem Jägermeister zukommt, und ein Jagdhorn mit roten Riemen. Vor allem fällt dabei die Beschreibung der Bundschuhe auf. Hatte Ottokar von roten Bundschuhen mit Riemen gesprochen³⁵⁾, Johann von Viktring allgemein

³⁵⁾ „zwen rôte buntschuoche,
die man mit riemen swinde
im zuo den beinen binde“ (V. 20021—20023)

von Riemenschuhen (calceis corrigiatis), so werden sie hier als „rot gebundene Bundschuhe“ bezeichnet, d. h. als Bundschuhe mit roten Riemen. Unter Herzog Rudolf (1360) waren danach solche Bundschuhe bei der Herzogseinsetzung üblich. Bundschuhe mit roten Riemen soll aber auch Graf Ekkehard von Scheyern auf dem Kreuzzug nach Jerusalem getragen haben, das der Sage nach unter diesem Bundschuhzeichen erobert wurde. Ein Zusammenhang zwischen der Familiensage der Wittelsbacher und der Kärntner Herzogseinsetzung scheint danach unverkennbar.

Offensichtlich sollte die Sage Ansprüche der Wittelsbacher auf Kärnten unterstützen. In erster Linie kommt deshalb eine Entstehung zugunsten Ludwigs des Brandenburgers in Frage. Als er 1342 Margarete Maultasch heiratete und sich den Titel eines Herzogs von Kärnten beilegte, mußte es sein Bestreben sein, möglichst enge Beziehungen der Wittelsbacher zu diesem Lande aufzuzeigen. Der erste Gatte Margaretes, Johann Heinrich von Böhmen, hatte wie sein Bruder, der spätere Kaiser Karl IV., von Haus aus Ansprüche auf Kärnten, da es ihr Großvater, Ottokar II. von Böhmen, besessen hatte. Außerdem konnten sie auf die bäuerliche Abstammung der Přemisliden hinweisen und auf die Bastschuhe ihres sagenhaften Stammvaters Přemisl, die bei der böhmischen Königskrönung eine Rolle spielten. Nach diesem Vorbild haben sich die Wittelsbacher gerichtet. Ihre Abstammung von Kaiser Arnulf und damit von Karl dem Großen mag Kaiser Ludwig der Bayer vielleicht schon früher behauptet haben. Arnulfs Enkel soll Graf Ekkehard I. von Scheyern gewesen sein, der in Wirklichkeit erst 200 Jahre später gelebt hat. Ihm wurden nun die Bundschuhe mit den roten Riemen zugeschrieben. Es sind die gleichen, die bei der Kärntner Herzogseinsetzung von 1360 zur Tracht des Herzogs gehörten. Das bedeutet: Graf Ekkehard, der angebliche Enkel Arnulfs, sollte als der erste gelten, der die bei der Einsetzungszereemonie üblichen Bundschuhe getragen hat. Deshalb auch seine Bezeichnung als „Herzog Bundschuh“.

Es ist dies eine deutliche Parallele zu Přemisl, dem Stammvater der böhmischen Herrscher. Seine bäuerlichen Bastschuhe wurden noch zur Zeit Karls IV. dem böhmischen König bei seiner Krönung vorgezeigt³⁶⁾. Diesen böhmischen Traditionen der Luxemburger wollten die Wittelsbacher eine ebenbürtige Über-

³⁶⁾ Pulkave Chronicon Bohemiae, in: Fontes rerum Bohemicarum 5, 1893, S. 7. — Vgl. J. Peisker, Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen (Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, Bd. 3, 1905, S. 522).

lieferung an die Seite stellen. Durch die angebliche Abstammung von Arnulf von Kärnten, aber mehr noch durch die Einfügung der Kärntner Bundschuhe konnten sie vorrangige Beziehungen ihres Geschlechts zu Kärnten vorgeben. Die Bundschuhe wurden aber bezeichnenderweise nicht Arnulf zugeschrieben, sondern seinem angeblichen Enkel Ekkehard von Scheyern, dem direkten Vorfahren der Wittelsbacher, um etwaige Ansprüche anderer echter oder angeblicher Nachkommen Arnulfs auf Kärnten auszuschalten.

Außerdem enthält die Sage ein stark aggressives Moment. Ebenso wie Graf Ekkehard Jerusalem und die heiligen Stätten unter dem Zeichen der Kärntner Bundschuhe erstürmt hatte, so konnte Kärnten selbst von einem Nachkommen Ekkehards unter dem gleichen Bundschuhzeichen erobert werden. Das steht unausgesprochen zwischen den Zeilen und entspricht durchaus den Feldherrenqualitäten Ludwigs des Brandenburger. Aus diesem Grunde und wegen der Rücksichtnahme auf die böhmischen Traditionen der Luxemburger ist die Entstehung der Sage am ehesten um 1342 anzunehmen.

Historische Sagen fanden damals ohne weiteres vollen Glauben³⁷⁾. Die Taten Ekkehards und die Beziehungen der Kärntner Bundschuhe zum Kreuzzug und zu den heiligen Stätten waren deshalb besonders geeignet, eine Wirkung auf die Zeitgenossen auszuüben. Die Ansprüche der Wittelsbacher auf Kärnten konnten dadurch als weit berechtigter erscheinen als die der Luxemburger und Habsburger, die solchen engen Beziehungen zu diesem Lande bis zu den Karolingern hinauf damals ebensowenig aufzuweisen hatten wie die Bundschuhe der Einsetzungszeremonie als Tracht und Feldzeichen eines ihrer Ahnherren.

Wenn der Bundschuh auch nicht in den offiziellen Wappen der Wittelsbacher erscheint, so gab es doch genügend Gelegenheiten, ihn öffentlich zu führen, z. B. auf Fahnen, Schilden und Rüstungen. Dazu war es aber notwendig, den Kärntner Bundschuh genau nachzubilden. Sein Aussehen um die Mitte des 14. Jahrhunderts mußte deshalb aus bayerischen Darstellungen zu erschließen sein. Doch sind Belege aus der Zeit Ludwigs des Brandenburger nicht bekannt.

Auf der Scheyerner Tafel von 1391/93 werden Bundschuhe mit roten Riemen genannt. Soweit sich feststellen läßt, waren sie erst

³⁷⁾ Vgl. Hans Voltelini, Der Bericht über die Rechte des Herzogs von Kärnten in zwei Handschriften des Schwabenspiegels, in: Aus Politik und Geschichte, Gedächtnisschrift f. Georg v. Below, Berlin 1928, S. 98 f. (zu einer anderen historischen Sage der damaligen Zeit).

zur Zeit Herzog Rudolfs IV. (1360) üblich. Ottokar (Anfang des 14. Jahrh.) spricht dagegen von roten Bundschuhen mit Riemen. Gegenüber den zahlreichen Änderungen, die von den Habsburgern an der Zeremonie und besonders von Herzog Rudolf an der bäuerlichen Tracht des Herzogs vorgenommen wurden, erscheint es nicht angebracht, Ottokars Angaben als Irrtum zu erklären. Wahrscheinlich handelt es sich bei den roten Bundschuhen um die ursprünglichen bäuerlichen Bundschuhe der Herzogstracht, die Rudolf IV. in Bundschuhe mit roten Riemen verändert hat, um sie seiner jägerlichen Kleidung anzupassen. Auf der Scheyerner Tafel wurden die Bundschuhe verständlicherweise so beschrieben, wie sie bei der zuletzt stattgefundenen Herzogseinsetzung (1360) ausgesehen hatten und seitdem bekannt waren. Trotzdem kann die Sage als solche früher entstanden sein.

Die bayerischen Darstellungen des schwarzen oder dunkelbraunen Halbstiefels mit den drei roten Riemen entsprechen also den Kärntner Bundschuhen zur Zeit Herzog Rudolfs. Die Riemen sind waagerecht um den Schaft geschnürt: das zeigt bereits das älteste uns bekannte Bundschuhwappen auf dem Hochgrab Ottos und Hazigas (spätestens um 1390), ebenso alle weiteren Belege (vgl. Abb. 3—5). Die Riemen dienen dazu, eine vordere Öffnung des Halbstiefels zu verschließen, wie auf dem Siegel Johanns von Neumarkt (1419), auf der Zeichnung von 1425 und auf dem Wappen der Stadt Ried von 1435 zu erkennen ist (s. Abb. 3—5)³⁸⁾. Gegenüber den wenigen Merkmalen, die den zeitgenössischen Beschreibungen der Herzogseinsetzung und den erst spät einsetzenden bildlichen Darstellungen³⁹⁾ der Zeremonie zu entnehmen sind, konnten damit genauere Anhaltspunkte wenigstens für die Kärntner Bundschuhe ab 1360 gewonnen werden. Ob die ursprünglichen (roten) Bundschuhe ähnlich oder anders gebunden wurden und eventuell ein anderes Aussehen hatten, läßt sich allerdings nicht

³⁸⁾ Die goldenen Metallteile im Rieder Wappen sind vermutlich heraldische Zutaten von 1435.

³⁹⁾ Vgl. die Illustration aus der 2. Hälfte des 15. Jahrh. in zwei Handschriften der „Österreichischen Chronik von den 95 Herrschaften“, farbige Abb. nach der Handschrift der Univ.- u. Stadt.-Bibl. Bern bei Karl Rauch, Die Kärntner Herzogseinsetzung nach alemann. Handschriften (Abhandlungen z. Rechts- u. Wirtschaftsgesch., Festschrift Adolf Zycha, Weimar 1941, neben S. 222, dazu S. 220 f.). — Josip Malin: Glasnik Muzejskega društva za Slovenijo 23, 1942, S. 57—60. — Ders., Slika koroskega ustoliceja v londonskem rokopisu (Kronika. Časopis za slov. kraj. zgodov. 11, Ljubljana 1963, S. 65—72): Illustr. der Londoner Handschrift.

entscheiden, da Bildbelege für die Zeit vor 1360 nicht überliefert sind ⁴⁰⁾.

Wie wir gesehen haben, gehört die Bundschuhsage auf der Scheyerner Tafel von 1391/93 zur Stammesgeschichte der Wittelsbacher und dient dazu, die Taten ihres Vorfahren Ekkehard I. zu verherrlichen. Sie ist jedoch 50 Jahre früher aus ganz aktuellen politischen Motiven entstanden, um die territorialen Ansprüche Ludwigs des Brandenburger auf Kärnten zu unterstützen und ihn, den Nachkommen Ekkehard's, gegenüber den rivalisierenden Fürstenhäusern als den hauptberechtigten Anwärter erscheinen zu lassen.

⁴⁰⁾ Es ist deshalb ganz unsicher, ob die Kärntner Bundschuhe jemals mit zwei roten Bändern versehen waren, die kreuzweise über die Waden bis zum Knie gebunden wurden, wie Georg Gräber gemeint hat (Schwabenspiegel und Einritt an Fürstenstein, in: Carinthia I, Jg. 132, 1942, S. 182). Solche Bundschuhe mit langen Bändern (als angebliche Tracht zur Zeit Karls des Großen) beschreibt um 1530 Johann Turmair (gen. Aventinus), Bayer. Chronik, Bd. 2 (= Turmair, Sämtl. Werke 5), München 1886, S. 153, vgl. Franz (wie Anm. 1), S. 2 mit Anm. 2. Für die Kärntner Bundschuhe kann diese Stelle nicht herangezogen werden.

Aus dem Nachlaß von Adolf Schullerus

Ein Beitrag zur siebenbürgischen Märchenforschung

Von Misch Orend

Das Hauptanliegen von Adolf Schullerus war nicht die Märchenforschung, sondern das siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch. Ihm hat er seine ganze Kraft gewidmet. Ferdinand Wrede, der Leiter des deutschen Sprachatlasses, nannte dieses Wörterbuch das hervorragendste der deutschen Mundartwörterbücher, weil A. Schullerus die ganze Fülle seiner volkskundlichen Kenntnisse in dieses Wörterbuch hineingelegt habe. Aber gleich nach diesem Hauptanliegen kam die Märchenforschung. Bezeichnenderweise lag ihm aber mehr an der vergleichenden Forschungsweise als an der Sammlung und Deutung des Märchenbestandes seines Volkes.

Seine Forschungsrichtung führte ihn daher zu den Märchen der Rumänen und Magyaren Siebenbürgens, denn am meisten beschäftigte ihn die Frage:

Was ist das Bodenständige und Eigenwüchsige in den Märchen der einzelnen Völker? Er versuchte mit viel Erfolg das Sonderwesen der drei siebenbürgischen Völker, der Rumänen, Magyaren und Sachsen, aus den Märchen herauszulesen, an Märchenbeispielen vorzuführen und in Sätzen begrifflich niederzulegen.

Er war der Meinung, daß aus der großen Fülle des Märchenbestandes der Welt jedes Volk sich Zahl und Art herauswählt, die ihm zusagt, und diese anfüllt mit seinem besonderen Wesen, denn hieraus entstände das Bodenständige und Volkseigentümliche.

Daher sah er sich im ungarischen Märchenschrifttum, besonders aber im rumänischen, um, und zog seine Schlüsse. Es gab zu seiner Zeit wohl keinen gründlicheren Kenner des rumänischen Märchenschrifttums als ihn. Immer behielt er aber die sächsischen Märchen und die der Magyaren im Auge und wog sie gegenseitig ab. Ja, er widmete dem rumänischen Märchenbestand eine besondere Arbeit, indem er über sie die Abhandlung „Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten nach dem System der Märchentypen Antti Aarnes“¹⁾ verfaßte. Über die Märchenfor-

1) FF Communications Nr. 78, Helsinki 1928.

schung schrieb er 1909 in den „Mitteilungen deutscher Vereine für Volkskunde“²⁾ das folgende: „In den letzten Jahrzehnten ist die Märchenforschung nach vier Richtungen fortgeführt worden: 1. Stoffvergleichung (vornehmlich R. Köhler, J. Bolte), 2. psychologische Analyse (Laistner, v. d. Leyen), 3. stilistische Untersuchung (R. Petsch, Weber), 4. Einfluß der mittelalterlichen Erzählliteratur (A. F. Schönbach, in Ungarn L. Katona). Eine Ergänzung ist geboten durch die Untersuchung der Bodenständigkeit der Märchen. Es ist zunächst zu versuchen, die Märchen auf dem Boden des Volkstums, aus dem sie erwachsen sind, aus dem geschichtlichen, geographischen, ethnologischen Verhältnissen dieses Volkstums zu verstehen. Unter welchen Bedingungen und unter welcher speziellen Form erhalten und gestalten sich Märchen in einem geographisch und kulturell abgegrenzten Volksgebiet? . . .“

„Siebenbürgen, das von 1526 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts politisch und kulturell ein Sonderdasein führte... (unter einer Bevölkerung von ca. 2¼ Millionen Rumänen, 600.000 Sekler und Bauern der ungarischen Adelsgüter, 220.000 Sachsen) . . ., dazu Zigeuner, Armenier, Slawen und versprengten Bulgaren, begünstigte den Übergang des Märchengutes von Volk zu Volk.“ Anschließend führte er Märchensammlungen der siebenbürgischen Völker in deutscher Sprache an: Rumänische Märchen: Schott, Obert, Pauline Schullerus; Magyarische Märchen: Sklarek, 10bändige Sammlung der Kisfaludygesellschaft; Armenische Wlislöcki; Zigeunerische: Wlislöcki.

Die Untersuchung hat von drei Fragen auszugehen:

1. Vorsiebenbürgisches, nach Siebenbürgen mitgebrachtes . . . Sondergut. Wie gestaltet es sich aus und wie wirkt es auf die Märchen der mitlebenden Völkerschaften ein?
2. In Siebenbürgen gemeinsam von außen empfangenes Gut. Wie wird es von den verschiedenen Völkerstämmen übernommen?
3. In Siebenbürgen selbst entstandenes Gut. Welchen Beitrag liefern dazu die einzelnen Völkerstämme?“

Die Frucht dieser Überlegungen war sein „Siebenbürgisches Märchenbuch“³⁾, das Märchen gleichen oder ähnlichen Inhalts der drei siebenbürgischen Hauptvölker brachte, um das Gemeinsame und das Unterschiedliche an Beispielen hervorzuheben.

Zunächst muß festgestellt werden, daß ein erheblicher Teil des Märchenbestandes aller drei Völker gemeinsamer Besitz ist. Die engen Berührungen besonders beim Militär, aber auch auf Arbeitsplätzen, bedingt ja den Austausch des Erzählgutes, wie auch ande-

²⁾ Dezember 1909, S. 8—9.

³⁾ A. Schullerus, Siebenbürgische Märchen. Hermannstadt 1928.

rer Dinge der Gesittung. Herauszuheben ist das Märchen von Held Pfefferkorn — Tiperusch Witjass. A. Schullerus schreibt: „Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ein Großteil der siebenbürgischen Märchen den Weg von Süden nach Norden durch rumänische Vermittlung genommen hat. In der gegenwärtigen Form allerdings ergeben sich auch eigentümliche Rückflutungserscheinungen. Im Märchen vom „Hans Pfefferkorn“, das in den Balkanmärchen seine weitverzweigte Verwandtschaft hat, wird der Held ungarisch benannt, Piperes Vitéz, in der deutschen Fassung aber in rumänischer Lautform der ungarischen Bezeichnung Tjiperúsch Witjáss. Die Welle geht also: rumänisch > ungarisch > rumänisch > deutsch 4).

Die Ergebnisse seiner vergleichenden siebenbürgischen Märchenforschung bringt er im „Siebenbürgischen Märchenbuch“. Er schreibt weiterhin:

„Die Schwierigkeit und zugleich der Reiz der Märchenforschung liegt in der Fülle des Stoffes und in seiner Verbreitung ebenso im Querschnitt der Gegenwart über die ganze Erde hin wie in die Tiefe der Vergangenheit... Die Untersuchung selbst hat sich vornehmlich auf die Stoffvergleichung, sodann aber auf psychologische Analyse, auf Stilform, endlich auf gegenseitige Beeinflussung durch und auf die Kunstliteratur erstreckt. Das erstrebte Ziel der Forschung blieb aber immer in erster Linie, Alter und Heimat der Märchen festzustellen... Bei Gelegenheit der Grazer Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (1909) hatte ich auf eine notwendige Ergänzung dieser Forschung durch Achten auf die **B o d e n s t ä n d i g k e i t** der Märchen hingewiesen. Unter welchen Bedingungen und in welcher besonderen Form erhalten und gestalten sich Märchen in einem geographisch und kulturell abgegrenzten Gebiet? Namentlich in einem solchen, wo verschiedene Völkerschaften im Austausch von Sprache, Sitte, wirtschaftlichen Betrieben aufeinander angewiesen neben- und miteinander leben?... Was ist das Sondergut der einzelnen Völkerschaften? Was haben sie als altes Erbe mitgebracht? Was und wie haben sie es den anderen übermittelt? Was ist im Lande selbst aus gemeinsamer Quelle empfangen und wie haben sie es sich angeeignet? ...“

A. Schullerus weist darauf hin, daß 1845 die Brüder Arthur und Albert Schott aus dem rumänischen Banat in deutscher Übersetzung ungarische Märchen herausgebracht hätten, daß zehn Jahre später Franz Obert eine rumänische Märchensammlung aus

4) Ebenda, S. 1—2.

der Mediascher Gegend Siebenbürgens zusammengestellt hätte⁵⁾ und daß Pauline Schullerus 1906 eine Sammlung rumänischer Märchen des mittleren Harbachtals herausgab⁶⁾. Damit war der Weg beschritten, den er fortzusetzen hatte, wenn er nun die Vergleichen in Angriff nahm.

Zunächst weist er darauf hin, daß die siebenbürgischen Märchen aus dem Stoffvorrat des allgemeinen zwischenvölkischen Märchenschatzes schöpfen. Als Eigenbesitz der einzelnen Völkerschaften Siebenbürgens, wobei er sich auf die drei maßgebenden Völker, die Rumänen, Magyaren und Sachsen, beschränkt, kann er nur wenige Stoffgebiete herausheben: „Unter den deutschen Märchen die Tiermärchen, besonders vom Fuchs, Wolf und Bär, die der Rumäne nicht kennt und die von Anfang an die Aufmerksamkeit deutscher Forscher auf sich gezogen haben, ebenso die bodenständigen Schnurren vom alten Kantor und die Zigeunerstückchen, die in reicher Anzahl auch dem rumänischen Märchenschatz angehören.“

„Rumänischer Eigenbesitz sind die vielen Marien-, Christus- und Schöpfungslegenden, in denen die Grenze zwischen Unterhaltung und religiöser Erbauung kaum festzustellen ist, nicht minder die Eulenspiegelgestalt des Pokala, die in köstlicher Mischung harmloses Schildbürgertum mit dem Spott auf unbeliebte höhere Stände und Personen vereinigt.“

„In den ungarischen Märchenschatz sind reichlicher als in den Märchen der Mitbewohner Erzählstoffe der kirchlichen Erbauungsliteratur übergegangen, wohl erklärlich, wenn erwogen wird, daß ein erheblicher Teil der Sekler der katholischen Kirche angehört, die gerade in Ungarn im Dominikanermönch Pelbart einen mittelalterlichen „Beispielerszähler“ von europäischem Ruf aufzuweisen hat.“⁷⁾

Einen größeren Unterschied findet Schullerus in der Stilform der Märchen der einzelnen Völker:

„Das deutsche Märchen ist offenbar schon auf dem Wege, Kindermärchen zu werden. Man hört es den Märchen an, daß ihr Erzähler über dem Erzählten steht. Darum sind die krassen Wundergeschichten gemildert, das Ganze überhaupt auf einen kindlichen Ton gestimmt. Eine gewisse Sachlichkeit beherrscht die Märchen. Es ist bezeichnend, daß unter den verschiedenen Fassungen desselben Märchenstoffes die deutsche durchwegs die kürzeste zu sein pflegt.“

5) Arch. d. V. f. siebenbürg. Landeskunde, Bd. 42.

6) Ebenda, Bd. 33.

7) A. Schullerus, Siebb. Märchen, S. 5.

„Behaglicher legt sich in den Stoff hinein der ungarische Märchenerzähler. Er gibt ausführliche Schilderungen des einzelnen Geschehens, schwelgt mit epischer Breite in der wörtlichen Wiederholung von Rede und Gegenrede bei sich steigender gleicher Veranlassung, malt mit innerer Anteilnahme Verknötung und Lösung seelischer Konflikte aus.“

„Völlig in und mit seinen Märchen lebt der rumänische Erzähler. Er weiß, daß das Erzählte für seine Zuhörer nicht nur Unterhaltung, sondern sittliche Erzählung, ja Erbauung ist. Darum unterläßt er es nicht, die Geschichte durch allgemeine Erfahrungssätze und Sittenregeln zu unterbauen und die Wucht des Schlussergebnisses vorzubereiten. Es ist dabei uralte vorchristliche Religion, daß schließlich alles vom Schicksal vorherbestimmt ist, dem niemand entgehen kann.“⁸⁾

Von der Erzählart und vom Erzählton stellt er fest, daß er sich bei den einzelnen Völkern unterscheidet. Der deutsche Erzählton fließt ruhig dahin, der ungarische wird durch umständliche Erläuterungen in die Länge gezogen, der rumänische erhöht die Spannung durch kurze Zwischenrufe und Bemerkungen und verschärft durch verheißungsvolle Hinweise die Erwartung. „Am deutlichsten tritt die nüchterne Knappheit und Sachlichkeit des deutschen Märchens in Siebenbürgen gegenüber dem behaglichen Redefluß des ungarischen und der anschaulichen Fülle des rumänischen Märchens in den Eingangs- und Schlusssendungen zutage. Das deutsche Märchen begnügt sich mit dem klassischen: ‚Es war einmal...‘ Reicher an Eingangs- und Schlusssendungen ist das ungarische Märchen, obwohl eine gewisse Starrheit in den gezwungenen Bildern der Form und des Unmöglichen nicht vermieden wird. Mit launigem Humor und gut dem Märchentone angepaßt sind oft die Einleitungen rumänischer Märchen.“⁹⁾

Weiterhin weist Schullerus darauf hin, daß es eine mehr oder weniger erstarrte, typisch gewordene Erzählform in ruhigem Fluß gibt, die in Aufeinanderfolge Tatsache an Tatsache reiht, und andererseits die eigenwüchsige, schöpferisch gestaltete Darstellungsform in Rede und Gegenrede, die durch Gebärden, Blicke und Zwischenrufe die Spannung steigert und den Hörer zum miterleben zwingt¹⁰⁾. Freilich bezieht sich dies am wenigsten auf den deutschen Märchenerzähler.

A. Schullerus bemerkt, daß über Herkunft und Heimat der siebenbürgischen Märchen die Untersuchungen kaum begonnen

⁸⁾ Ebenda, S. 5—6.

⁹⁾ Ebenda, S. 8.

¹⁰⁾ Ebenda, S. 10.

sind. Er glaubte aber feststellen zu können, daß die Hauptgruppe der eigentlichen Zaubermärchen unabweisbar den Zusammenhang des siebenbürgischen Märchenschatzes mit den Märchen des gesamten rumänischen Sprachgebietes, bis tief in den Balkan hinein, andeuten. Doch schließt er die Möglichkeit nicht aus, daß dasselbe Märchen in verschiedener Fassung von mehreren Seiten gekommen ist und nun entweder sich mit ehemals gesonderten Vorwürfen verknüpfte, oder daß die Märchen getrennt nebeneinander gehen. Als Beispiel führt er das Märchen vom König Scheidvogel an, das in zwei verschiedenen Fassungen bei den Sachsen erzählt wird, die eine entstammt wohl dem üblichen Märchenkreis des Balkans, die andere steht der alten Erzählung von „Amor und Psyche“ ungleich näher und mag die Berührung mit nordischen Motiven andeuten. Hier glaubt er von den Sachsen mitgebrachtes Erbe zu sehen ¹¹⁾).

Besonders eingehend hat er sich mit dem Märchen „Das Rosenmädchen“ aus Haltrichs Sammlung beschäftigt und zum Vergleich das rumänische Märchen von der „Ileana Cosinzeana“ aus der Sammlung von Teofil Frincu und Gheorghe Candrea der Rumänen aus dem siebenbürgischen Erzgebirge und das magyarische Märchen von „Held Pfefferkorn und Schön-Iulia“ aus der Sammlung O. Mailands hervorgezogen. Er schreibt: „Das Märchen bildet eine besondere Gruppe des bei Aarne unter Nr. 300 zusammengefaßten Typus (auch Aarne 303 und 304).“

Seine Herkunft verlegt er in den Norden. Den Kern der Erzählung bildet immer wieder der Auftritt beim Brunnen oder bei der seidenen Wiege, in der die Heldin schläft. Er schreibt weiter: „Unter den mir bekannten über 120 rumänischen Märchen, die dem Typus Nr. 300 bei Aarne angehören, macht diese Gruppe der Ileana-Cosinzeana-Märchen mit ihren Abarten weit mehr als die Hälfte aus.“

Er glaubt annehmen zu müssen, daß die magyarischen Märchen dieses Vorwurfs den rumänischen Fassungen näher stehen als die sächsischen, die er unmittelbar in die deutschen Heimatgebiete verlegt ¹²⁾).

Aufschlußreich ist seine Bemerkung in den Mitteilungen deutscher Vereine für Volkskunde 1909 über die Heiligengeschichten bei den drei siebenbürgischen Völkern: „Dem Rumänen ist die Heiligengeschichte noch ein Stück abergläubischer Kultus, dem Sekler erbauliche Andacht, dem Sachsen spaßhafte Unterhaltung.“ ¹³⁾

¹¹⁾ Ebenda, S. 12.

¹²⁾ Ebenda, S. 162.

¹³⁾ Dezember-Heft, S. 10.

Alle diese Bemerkungen und Hinweise sind in ihrer Kennzeichnung der Eigenart und Besonderheit der einzelnen Völker wertvoll und bedeutsam und müßten fortgesetzt werden, besonders auch in Bezug auf die Sinnbildgestalten, die den drei Völkern gemeinsam sind oder die sie verschieden haben. Trotz des engen Zusammenlebens gibt es außer dem Gemeinsamen, wie die verschiedenen Sprachen selber, auch Verschiedenheiten in den Sinnbildgestalten. Es sei hier nur kurz auf die Tatsache hingewiesen, daß zum Beispiel allein bei den Rumänen die Wochentage — etwa die heilige Freitagin oder die heilige Sonntagin „sfinta vinerea, sfinta duminica“ — als Sinnbildgestalten in unzähligen Märchen vorkommen — sind hier doch Erinnerungen an Venus und Sol invictus haften geblieben.

Das sächsische Märchen kennt dafür den Sonnenjüngling, niemals aber heilige Wochentage als Sinnbildgestalten.

Adolf Schullerus hatte nicht Zeit gefunden, seine Märchenforschung weiter zu führen und seine umfassenden Kenntnisse auszuwerten. Es ist aber kein Zweifel, daß er nicht nur die deutsche Märchenforschung Siebenbürgens durch seine Forschungen befruchtet hat, sondern auch die der mitwohnenden beiden Völker. Er war der erste, der alle Märchenerscheinungen aller 3 Völker Siebenbürgens in einem Blickfeld sah.

Die Unmittelbarkeit zum Volk und seinem Erzählgut hat er nie erreicht, wie dies bei Haltrich der Fall war. Eine Grenze, eine Kühle bleibt zwischen ihm und dem Volk. Er sah gewissermaßen sein ganzes Leben lang das Volk aus dem Fenster des Pfarrhofes, wo er aufgewachsen war.

Selbst die sächsische Mundart war ihm nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar erschlossen. Aber er überwand gewisse Schwierigkeiten, die hieraus erwachsen, durch Gelehrsamkeit und Willen, das Volkstum in allen seinen Äußerungen zu erfassen und sie im Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch niederzulegen. Dieser Wille reichte so weit, daß er eine Reihe von Mitarbeitern erfaßte, die in seinen Spuren wandelten. Am eindringlichsten aber hat er dann doch sein Augenmerk auf die Märchen gewandt und die Erkenntnis dieses Kunstgutes vorangetrieben.

Über das Sammeln von Volkserzählungen in Klöstern der Romania

Ein fragmentarischer Bericht

Von Felix Karlinger

Der Band „Europäische Legendenmärchen“, den ich zusammen mit Bohdan Mykytiuk in der Reihe „Märchen der Weltliteratur“ (Eugen Diederichs Verlag) im vorigen Jahre veröffentlichten konnte, hat zu mancherlei Rückfragen bei den Autoren geführt, welche ein Problem berühren, das auch den Leserkreis dieser Zeitschrift interessieren dürfte. Es wurde insbesondere von mancher Seite bemängelt — was uns durchaus verständlich ist —, daß bei den von Fräulein Thordis von Seuss-Wirwitz und meiner Wenigkeit gesammelten Texten keine genaueren Belege für die Erzähler bzw. Erzählerinnen und den Fundort gegeben würden. Einzelnen dieser Anfragen haben wir hierauf unsere Quelle genau mitgeteilt und zum Teil Rückfragen dorthin vermittelt, weil es sich um wissenschaftliches Interesse handelt. In bestimmten Fällen sah ich mich veranlaßt, den Fundort nicht preiszugeben. Es scheint mir sinnvoll, hier zum ganzen Problem in gedrängter Form Stellung zu nehmen.

Bereits bei meinen ersten Aufnahmen von Volksliedern und Volkserzählungen in Sardinien und Kalabrien in den Jahren 1952 bis 1955 habe ich vereinzelt auch Klöster aufgesucht. In Austis (Nuoro) begegnete ich zufällig einem Wandermönch, dem ich die ersten Legenden und Legendenmärchen verdanke, und der mich auch auf das Erzählen von „storie più o meno devozionali“ — wie er scherzend meinte — im Bereich der Konvente seiner Heimat verwiesen hat. Trotz der Hilfe des verstorbenen Pfarrers von Berchidda, Don Casu, gewann ich zunächst nur schwer Kontakt mit einigen Männerklöstern sowie einem Nonnenkonvent der Diözese Bosa. Die Ausbeute war nicht sonderlich interessant, nur einige Texte wirkten originell und spontan erzählt, bei der Mehrzahl handelte es sich um nacherzählte Stoffe aus bekannten Sammlungen von Legenden und erbaulichen Geschichten. Erst mit Hilfe einer Lehrerin fand ich dann in den folgenden Jahren Zugang zu anderen Frauenklöstern, wo ich teils in der Küche, teils im Garten mit dem Tonband einige Beispiele aufnehmen konnte.

1958 wiederholte ich diesen Versuch in Sardinien und 1959 in Lucanien, zum Teil mit bischöflichen Empfehlungsschreiben. Es war dabei die Beobachtung zu machen, daß in den größeren städtischen Konventen einerseits der Zugang durch den Klausurzwang schwieriger und andererseits die Nonnen weniger erzählfreudig waren. Dagegen erwiesen sich die kleinen Klöster entlegener Dörfer als aufgeschlossener, wenn auch dem Berichtersteller selten Gelegenheit geboten wurde, mit den einfachen Arbeitsnonnen allein zu sein, und sich die Anwesenheit der Superiorin oder der Schwester Assistentin meist spürbar hemmend auf den Erzählstil und auf die Spontanität der Informantinnen auswirkte.

So kam es dazu, daß ich mich mit meiner verstorbenen Schülerin, Fräulein von Seuss, absprach, daß sie systematisch Aufnahmen in Frauenklöstern des Mittelmeerraumes machen sollte. Zunächst sollten in verschiedenen Ländern Stichproben gesammelt werden, um einen allgemeinen Überblick zu verschaffen, später hofften wir — mit offizieller Unterstützung und mit Mitarbeiterinnen aus den verschiedenen in Frage kommenden Ländern das Terrain gründlich und detailliert untersuchen zu können.

Der erste Ansatz war ermutigend. Fräulein von Seuss, sprachbegabt und anpassungsfähig, vor allem aber auch mit einer gewinnenden und natürlichen Liebenswürdigkeit ausgestattet, verstand es, in einigen südportugiesischen, spanischen, südfranzösischen, sardischen, unteritalienischen Klöstern, aber darüber hinaus sogar in Griechenland und im Libanon Aufnahmen zu machen. Schwierigkeiten ergaben sich zunächst nur durch das Eingreifen von Ordensoberen und Spiritualen. (In einem Falle wurden am Tage nach der Aufnahme die Tonbänder wieder zurückgefordert — und nolens volens zurückgegeben.) Vor allem aber zeigten sich schon hier Schwierigkeiten hinsichtlich einer späteren Veröffentlichung. Vom Wunsche, in das Manuskript vor der Publikation Einsicht zu nehmen, bis zur Forderung, das Erscheinen von einer kirchlichen Approbation abhängig zu machen, reichten die entsprechenden Auflagen. Einzelne Klöster beschränkten sich auf die Bitte, den Namen des Klosters bzw. der Informantinnen nicht mitzuteilen.

Die Veröffentlichung einiger weniger Beispiele in dem genannten Band „Europäische Legendenmärchen“ führte bereits in einem Falle zu Komplikationen. Gemäß der mündlichen Vereinbarungen meiner verstorbenen Mitarbeiterin hatte ich bei einem Kloster um Zustimmung zur Publikation unter Vorlage meiner Übersetzung nachgesucht. Als nach einem halben Jahr keine Antwort eingetroffen war, glaubte ich *ex silentio* auf den Konsens schließen zu dürfen. Nach Erscheinen des Bandes übersandte ich ein

Belegexemplar, das sehr unfreundlich quittiert wurde, obwohl weder Ort noch Informantin genannt worden waren.

Die menschliche Rücksichtnahme verbietet daher in einigen Fällen die Mitteilung der nötigen und üblichen Angaben selbst im wissenschaftlichen Kreis, weil die Leidtragenden unter Umständen gerade jene Personen sind, die bei der Aufnahme besonders behilflich waren. Das Dilemma ließe sich wohl am leichtesten in der Weise lösen, daß die Aufnahmen selbst direkt durch Kleriker oder Nonnen erfolgten. Leider aber fehlen der deutschen Volkskunde Persönlichkeiten vom Range Schreibers, ja in der Forschung zur religiösen Volkskunde ist das Schwergewicht eindeutig an die Laien übergegangen, wenn man von lokalen Fachleuten absieht.

Durch den vorzeitigen Tod von Thordis von Seuss und durch die organisatorische Krise des „Centre d'études de la culture populaire européenne“ blieb die Sammeltätigkeit im Ansatz stecken. Es hat sich dabei aber doch gezeigt, daß der Bereich der Klöster in einige mediterranen Gebiete ein beachtliches Reservoir an Volks-erzählungen darstellt. Wenn auch die Geschichten meist — aber durchaus nicht immer — religiös gefärbt sind und mit Legenden, Legendenmärchen und Legendenschwänke vorherrschen, so lebt in ihnen doch noch die altertümliche Erzählpraxis fort.

Der einzige gangbare Weg, die Sammeltätigkeit wieder aufzugreifen — solange das Sammeln noch einen Sinn hat, denn auch an den Klöstern geht die Zeit nicht vorüber — scheint im Augenblick die Verbindung mit kirchlichen Presse- und Rundfunkstellen in den in Frage kommenden Ländern. Wenn wir ihn noch nicht gegangen sind, dann vor allem aus dem Bedenken heraus, daß einerseits der Zugang zu dem explorierten Material sicher in manchen Fällen für die Forschung nicht leicht sein wird, und daß andererseits die aufgenommenen Erzählungen nicht in einer Form veröffentlicht werden, die der modernen Erzählforschung entspricht. Das „Verbessern“ der Texte in stilistischer Hinsicht mag noch das kleinere Übel sein, schwerer wiegt die Tendenz, Stoffe zu mildern, die der kirchlichen Dogmatik widersprechende Züge oder in der Darstellung der Heiligen schwankhafte Elemente verwenden. Leider hat Monsignore Alcover, seinerzeit Generalvikar der Diözese Palma de Mallorca, keinen Nachfolger gefunden, der im gleichen Maße volkskundlicher Gelehrter und Kirchenmann wäre.

So bleibt für uns zunächst wohl nur als einziger gangbarer Weg das Bemühen, weiterhin dort Aufnahmen zu machen, wo die Türen geöffnet sind. Und auch hinsichtlich der Publizierung der gesammelten Quellen müssen wir beim kleineren Übel bleiben, auf genaue Belege zu verzichten, um wenigstens die Texte mitteilen zu können.

Burgenländisches Brauchtum am Stefanitag

Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde

(Mit 1 Verbreitungskarte)

Von Leopold Schmidt

Während das Brauchtum am Heiligen Abend ebenso reich wie verhältnismäßig bekannt und zum Teil auch erforscht und dargestellt ist ¹⁾, und auch das „Aufkindeln“ am Tag der Unschuldigen Kinder gut erhoben und im weiteren ausführlich dargestellt werden konnte ²⁾, ist das Brauchtum des dazwischenliegenden Festtages, des 26. Dezember, also des Tages des heiligen Erzmärtyrers Stephan sehr wenig berücksichtigt worden. Es handelt sich dabei sicherlich nicht um so umfangreiche Komplexe wie beispielsweise beim „Hängenden Christbaum“ oder eben beim „Aufkindeln“, aber doch um einige bezeichnende Züge, die auch in der Atlasdarstellung Berücksichtigung verdienen. Dies vor allem auch deshalb, weil es eben bisher so gut wie keine Aufzeichnungen oder Darstellungen gibt. Karl M. Klier hat in seiner verdienstvollen „Bibliographie“ keinen einzigen Literaturbeleg dazu verzeichnen können, das Stichwort „Stefanitag“ fehlt auch in dem so genau gearbeiteten Register ³⁾.

Es waren vor allem gute Aufzeichnungen über das „Steffel-aushängen“ in der benachbarten „Buckligen Welt“ in Niederösterreich, welche dazu anregten, bei der Befragung von 1953 eine eigene Frage über den Stefanitag aufzunehmen. In der „Umfrage

¹⁾ Leopold Schmidt, Das Weihnachtsstroh im Burgenland. (Burgenländische Heimatblätter Bd. XVI, 1954, S. 67 ff.)

der selbe, Der weihnachtliche Schlehorn im Burgenland. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 180 ff.)

der selbe, Der hängende Christbaum. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XVIII/66, 1963, S. 213 ff.)

²⁾ Leopold Schmidt, Das Frisch- und Gesundschlagen im Burgenland, in: Festschrift für Alphons A. Barb (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 35). Eisenstadt 1966, S. 522 ff.

³⁾ Karl M. Klier, Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes. V. Teil: Volkskunde. Eisenstadt 1965.

über die Brauchgestalten und Glaubenszüge im November und Dezember“ wurde dementsprechend die Frage

6. 26. Dezember, hl. Stephan:

Gibt es eigene Bräuche und Meinungen an diesem Tag?

War oder ist er der Ziehtag der Dienstboten?

Kennt man ein „Steffelaushängen“ als Scherzbrauch?

veröffentlicht, und sie hatte doch einen gewissen Erfolg. Es wurden sowohl zu den direkt gefragten Punkten Antworten niedergeschrieben, wie auch einige zusätzliche Mitteilungen gemacht, die ein vielseitigeres Bild des Brauchtumes dieses zweiten Weihnachtsfeiertages im Burgenland erbrachten, als bisher bekannt war. Es ergaben sich dabei im wesentlichen folgende Züge:

Der Stephanstag war hier kaum Ziehtag der Dienstboten. Von kirchlichem Brauchtum hatte sich in Zagersdorf ein Kerzenbitterumzug erhalten. In Neudorf bei Landsee weiß man von einer Apfelweihe an diesem Tag. In einigen Orten des Bezirkes Güssing, nämlich in Glasing, Inzenhof, Heugraben und Kroatisch-Ehrendorf und in Urbersdorf kennt man eine öffentliche Namenstagsfeier für die vielen Stefane dieser Gegend. Hierher dürfte es auch gehören, daß in Neumarkt an der Rabnitz im Bezirk Jennersdorf am Stefanitag eine öffentliche Tanzunterhaltung stattfindet.

Von wirklicher Bedeutung waren die Antworten auf die gezielte Frage nach dem „Steffelaushängen“. Dieser Scherzbrauch war unter diesem Namen oder auch als „Fasching-Aushängen“ in einer Reihe von Orten bekannt, auch die Personifikation des „Stefan“ in Form einer ausgestopften Puppe ließ sich belegen. Was von der „Buckligen Welt“ aus für die burgenländische Nachbarschaft anzunehmen war, hatte sich also durch die Befragung erweisen lassen. Als wertvolle Ergänzung jedoch traten die Einsendungen aus dem Seewinkel auf, welche außer den gefragten Bräuchen noch einen weiteren aufzuzählen wußten, nämlich ein „Stefanireiten“. Damit hatte die Befragung ein wichtiges Zeugnis für die Verbreitung eines Rittbrauches ergeben, von dem bisher im Burgenland nichts bekannt gewesen war, und der dementsprechend auch der ganzen älteren Literatur fehlte.

Diese beiden Komplexe, das Stefanireiten und das Steffelaushängen beleben das Brauchtum des Stefanitages in zwei ganz verschiedenen Landschaften des Burgenlandes. Die Auswertung der Antworten auch in dieser Hinsicht erscheint daher angezeigt, um so mehr, als sich deutlich zwei kulturgeographische Ergebnisse dabei abzeichnen. Als Karte 47 a reiht sich die Darstellung in den Komplex der Weihnachtsbrauch-Karten ein.

Stefanireiten

Ortsweise Antworten nach Bezirken angeordnet

Bezirk Neusiedl am See

Apetlon: Es gibt das Ausreiten (Stefanireiten). Die Burschen reiten in der Frühe.

Illmitz: Bis sechs Uhr früh müssen Stall, Hof und Gasse gereinigt sein, weil der hl. Stephanus vor sechs Uhr gesteinigt wurde.

Die Hühner werden innerhalb eines Wagenreifens gefüttert; die außerhalb bleiben, gehen verloren. Die Pferde werden an diesem Tage ausgeritten und bekommen alle Sorten Futter. Grund nicht bekannt.

Pamhagen: Die Burschen reiten die Pferde aus.

Westungarn

St. Peter auf dem Heideboden: „Beiglreiten“ am 26. Dezember.

Zanegg: „Beiglreiten“ am 26. Dezember.

Bezirk Oberwart

Unterwart: „Ausführen“ der Pferde im Orte.

Bezirk Güssing

Moschendorf: Mit den Pferden wird ausgeritten, daß sie gesund bleiben.

1.

Die Befragung von 1953 hat also für drei Orte im Seewinkel Belege für das Stefanireiten erbracht, die Nachbefragung von heimatvertriebenen Deutschen aus Heidebodendörfern durch Doktor Norbert Riedl noch zwei weitere Belege für die auf der ungarischen Seite angrenzende Landschaft. Ferner hat die Befragung zwei Streubelege aus je einem Ort in den Bezirken Oberwart und Güssing erbracht. Von dem Brauch des Stefanireitens, hier meist ganz einfach als „Ausreiten“ oder „Ausführen“ bezeichnet, nur in den deutschen Dörfern auf der ungarischen Seite des Heidebodens mit dem speziellen Namen „Beiglreiten“ (Beigl = Beugel, Gebäck) bedacht, war vorher nichts bekannt, zumindest ist nichts darüber in die Fachliteratur aufgenommen worden. Bei der Befragung für den Österreichischen Volkskundeatlas in den Jahren 1959/60 haben

die gleichen Orte im Seewinkel den Brauch wieder gemeldet ⁴⁾, so daß das tatsächliche Vorkommen dort besonders gut bezeugt erscheint. Die beiden Orte im westungarischen Teil des Heidebodens konnten dagegen durch dieses Befragungsunternehmen nicht erfaßt werden, und auch die beiden Orte im südlichen Burgenland sind dem Österreichischen Volkskundeatlas unbekannt geblieben. Die doppelte Bezeugung im Seewinkel erscheint um so wichtiger, als von dem Vorhandensein des Brauches vorher nichts bekannt war ⁵⁾, und auch in unserer Umfrage kein diesbezüglicher Hinweis im Fragetext gegeben erschien.

Nach der Befragung für den Österreichischen Volkskundeatlas wurden die drei Ortspunkte auf der Karte „Umritte“ in diesem Atlas eingetragen, die weiteren durch uns erhobenen konnten dort nicht bekannt sein und daher auch nicht berücksichtigt werden. Für Karte und Kommentar im Österreichischen Volkskundeatlas zeichnete Helmut Fielhauer als verantwortlich. Er hat alle „Umritte“ in Österreich auf dieser Karte eingetragen, die ihm bekannt geworden waren und im Kommentar seine Erläuterungen dazu gegeben. Karte und Kommentar erscheinen leider nicht ganz stichfest, der Kommentar entspricht unseren Vorstellungen von der Erläuterung einer derartigen Verbreitungskarte nur in recht geringem Ausmaß. Bei der Behandlung der „Patronisierten Umritte“ durch Fielhauer, das soll also heißen jener Ritt-Bräuche die an einem Heiligentermin stattfinden, hat er die „Stephaniritte“ vorangestellt, mit der Begründung „Bezeichnenderweise sind (die zahlenmäßig gegenüber anderen Ritten am stärksten vertretenen) Belege für Stephansritte über ganz Österreich, wengleich in unterschiedlicher Dichte, gestreut“ ⁶⁾. „Dichte“ klingt dabei nach Statistik; bei einer volkskundlichen Karte handelt es sich weniger um stärkere oder schwächere Verbreitungsdichten als um Gruppen von Orten, die in den einzelnen Ländern und Landschaften offenbar zusammentreten, und deren Vorkommen, deren spezielles landschaftliches Zusammentreten eben nun durch den Kommentar zu erläutern ist. Über diese Streuung, die hier das wesentliche Phänomen darstellt, muß man sich aber in diesem Fall aus der Karte

⁴⁾ Österreichischer Volkskundeatlas. 2. Lieferung, geleitet von Richard Wolfram und Egon Lendl unter Mitarbeit von Ingrid Kretschmer. Wien 1965. Darin: Helmut Fielhauer, Karte „Umritte“.

⁵⁾ Das völlig kommentarlose Stichwort „26. 12. Stephanireiten“ im Beitrag „Apetlon“ der Allgemeinen Landestopographie des Burgenlandes, Bd. I, Eisenstadt 1954. S. 158, dürfte auf unser Atlas-Material zurückgehen.

⁶⁾ Fielhauer im Kommentarteil des Österreichischen Volkskundeatlas, 2. Lfg., Bl. 24, S. 5.

selbst unterrichten. Sie zeigt, wenn man sie vom Westen nach dem Osten liest, folgendes Bild: Vorarlberg 1 (abgekommen), Tirol 3 (lebendig), Salzburg gar keinen, Kärnten 10 (lebendig) und 9 (abgekommen), Steiermark 8 (lebendig) 11 (abgekommen), Oberösterreich 7 (lebendig) und 7 (abgekommen), Niederösterreich 1 (lebendig) und 9 (abgekommen), und Burgenland eben 3 (lebendig). Die burgenländischen Belege liegen sehr einsam weit im Osten, weder das angrenzende östliche Niederösterreich und die angrenzende Oststeiermark weisen irgendwelche Belege auf.

Das bleibt also zu berücksichtigen, wenn man die Verbreitung des Brauches interpretieren will, wie dies ja die Aufgabe eines Atlaskommentares ist. Fielhauer hat dafür nichts getan, seine leider etwas schülerhafte Darstellung zieht ältere, zum Teil schon sehr überholte Literatur zur „Deutung“ heran, und bringt nach Richard Wolfram verschiedene Mitteilungen über die Staffansritte in Schweden ⁷⁾, woraus sich freilich für Geltung und Verbreitung des Brauches in Österreich nichts ergibt. Man muß hier schon aus dem eigenen Stoff schöpfen, um mögliche Einsichten zu erlangen.

Zunächst einmal die Tatsache selbst: Es gibt also im burgenländischen Seewinkel einen Burschenbrauch, am Tag des Erzmärtyrers, dem zweiten Weihnachtsfeiertag, werden die Pferde ausgeritten. Der Brauch spielt sich offenbar immer am Morgen ab, auch andere Bräuche am Stephanstag werden als Morgenbräuche charakterisiert, so in Illmitz die große Reinigung von Hof, Stall und Gasse, sogar mit einer legendären Begründung, nämlich „weil der heilige Stephanus vor sechs Uhr gesteinigt wurde“. Das Ausreiten wird nicht näher beschrieben, von einem „Umritt“ im Sinn der altbayerischen Leonhardiritte kann man offenbar nicht sprechen. Die Aufzeichnungen in anderen österreichischen Landschaften zeigen, daß es sich hauptsächlich um ein festliches Ausreiten handelte, mitunter mit einem „Umritt“ beschlossen, wenn möglich mit der Segnung der Tiere verbunden, besonders dort, wo der hl. Stephan als Pferdepatron besonders verehrt wurde, wie an den Kärntner Stephansorten ⁸⁾.

In anderen Landschaften ist die im Seewinkel gepflegte Form stärker bekannt, also das Ausreiten, von dem man meint, es sei ein Vorbeugungsmittel gegen Koliken ⁹⁾. Im gleichen volksmedizinischen

⁷⁾ Richard Wolfram, Die Julumritte im germanischen Süden und Norden. (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 11, 1937, Seite 6 ff.)

⁸⁾ Georg Graber, Volksleben in Kärnten. 3. Aufl. Graz—Wien 1949. S. 176 ff.

⁹⁾ Paul Walther, Schwäbische Volkskunde. Leipzig 1929. S. 135.

schen Sinn läßt man andernorts die Pferde auch zur Ader ¹⁰⁾. Es hat also eine ganze Anzahl miteinander nur lose verwandte Rittbräuche gegeben, von der mittelalterlichen Pferdesegnung womöglich bei einer Stephans-Wallfahrt, bis zum geselligen Putzen und Reiten der Pferde, das als Burschenbrauch ohne volksglaubensmäßige Bestimmung übrig geblieben ist. Der Brauch hängt oder hing doch sicherlich weitgehend davon ab, in welchem Ausmaß in der Gegend Pferde vorhanden waren oder gar gezüchtet wurden. Darauf hat Fielhauer mit Recht hingewiesen: „Geschlossene Umrittlandschaften sind teilweise auch Pferdezuchtgebiete (Pinzgau, Innviertel, Mittel- und Unterkärnten, Seewinkel“ ¹¹⁾). Für den burgenländischen Seewinkel muß dies hier noch unterstrichen werden: Wo hätte sich ein Rittbrauch schon erhalten sollen, wenn nicht in dem durch seine augenfällig wesentliche Pferdezucht gekennzeichneten Seewinkel ¹²⁾. Die in den Brauchbeschreibungen genannten „Burschen“ sind hier gleichzeitig eben auch die mit den Pferden befaßten Menschen gewesen, in gewissem Sinn „Pferdehirten“, wenn man eine solche Bestimmung auch nicht zu stark betonen darf. Reine Pferdehirten etwa im Sinn der ungarischen sind die Burschen im Seewinkel zumindest in den letzten Jahrzehnten nicht mehr gewesen.

Über diesem Gesichtspunkt darf freilich die von Fielhauer gar nicht aufgeworfene Frage nicht übersehen werden, wie es nun mit den Zusammenhängen dieser Rittbräuche im Seewinkel steht. Besonders die Aufweisung von Belegorten auf einer Karte regt doch stets die Frage an, ob sich über die Herkunft der nunmehr ihrer engeren örtlichen Verbreitung nachgewiesenen Erscheinungen etwas aussagen läßt. Dies muß besonders dann der Fall sein, wenn eine kleinlandschaftliche Verbreitung deutlich hervortritt und sich keine näheren Zusammenhänge ergeben. Weder im übrigen Burgenland, noch im westlich angrenzenden Nachbargebiet, im Bereich der Erzdiözese Wien in Niederösterreich, sind derartige Rittbräuche bekannt geworden. Man muß sich also doch danach fragen, woher sie unter Umständen nach Apetlon, Illmitz und Pamhagen gekommen sein könnten. Als Antwort bietet sich wohl die Vermutung an: Am ehesten aus Gegenden mit einem reicheren

¹⁰⁾ Paul Sartori, Sitte und Brauch, Bd. II (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. VII/VIII), Leipzig 1914, S. 51 f.

derselbe, Art. Stephanstag. (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VIII, Berlin 1936/37, Sp. 431 ff.)

¹¹⁾ Fielhauer, wie oben Anm. 6, S. 21.

¹²⁾ Eugen von Rodiczky, Das Wieselburger Comitatus, in: Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Teil Ungarn, Bd. IV, Wien 1896, S. 439.

Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Bd. I, S. 118.

diesbezüglichen Brauchtum. Das verhältnismäßig dichte Vorkommen von derartigen Rittbräuchen in Kärnten und Teilen von Steiermark könnte dafür sprechen, daß die Bräuche, wohl nicht allein, sondern getragen von Ansiedlern und zusammen mit anderen Elementen der Volkskultur, hierher gebracht worden sein könnten. Ein Ausgriff in die Richtung nach Innerösterreich liegt jedenfalls näher als einer etwa nach dem oberösterreichischen Innviertel, wohin ja kaum sonstige Beziehungen gereicht haben dürften. Dagegen wäre als zweite Landschaft mit ähnlichem dicht verbreiteten Rittbrauchtum wohl noch Schwaben zu nennen. Die Pferdesegnung durch den hl. Stephan ist dort altbezeugt, beispielsweise durch die köstlichen Fresken in der Fialkirche von Zell bei Oberstaufen im Allgäu um 1450¹³⁾. Das schwäbische „Stefansreiten“ wäre also für eine Herkunftsforschung auch ein möglicher Ausgangspunkt¹⁴⁾.

2.

Es steht nur so, daß die Herkunft eines solchen Brauches womöglich nicht nach einem einzigen Kulturelement bestimmt werden soll. Ein solcher Brauch ist nicht allein gewandert, er wurde womöglich von Neusiedlern getragen, die aus einer alten Heimatlandschaft kamen, in der ebenfalls schon mehrere Kulturelemente zusammen vorgekommen waren, die nunmehr am neuen Siedlungsort wieder gemeinsam auftreten.

Bei einer solchen Fragestellung gliedern sich die beiden möglichen Herkunftslandschaften sogleich deutlich auf. Die Frage, ob aus Schwaben, vor allem aus der Gegend von Wangen, Isny und Tettngang, Nachsiedler im 17. Jahrhundert an den Neusiedlersee gekommen sind, ist seit mehr als einem Jahrhundert vielumstritten¹⁵⁾. Es scheint aber doch so zu sein, daß es sich, wenn überhaupt, nur um eine sehr geringe Zahl von Exulanten gehandelt haben kann¹⁶⁾. Und von deren Volkskulturgut nun hat sich, soviel ist im Lauf der jahrzehntelangen differenzierenden Forschung doch wohl klar geworden, offenbar nichts Charakteristisches er-

¹³⁾ Michael Petzet, Die Kunstdenkmäler von Schwaben. Bd. VIII. Landkreis Sonthofen (= Die Kunstdenkmäler von Bayern, Reg.-Bet. Schwaben, VIII). München 1964. S. 1026, Abb. 889.

¹⁴⁾ Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Bd. V. Tübingen 1920, Sp. 1687.

¹⁵⁾ Karl Freiherr von Czoernig, Ethnographie der k. k. Österreichischen Monarchie. Wien 1855, Bd. II, S. 194 ff.

¹⁶⁾ Bernhard Hans Zimmermann, Schwäbische Kolonien am Neusiedlersee? Beiträge zur Heimatkunde des Heidebodens (= Burgenländische Forschungen, H. 15). Eisenstadt 1951.

halten. Es wäre wohl nicht recht möglich, daß gerade das Stefanireiten auf Bodenseeschwaben zurückgehen sollte, noch dazu, wo es sich doch um protestantische Auswanderer gehandelt haben müßte, die vermutlich kaum einen Heiligen-Segnungsbrauch in der Weihnachtszeit beibehalten hätten. Freilich trägt der Rittbrauch im Seewinkel so wenig mehr die Züge eines Brauches an einem Heiligentermin, daß ein Beibehalten auch durch vorübergehend protestantisch gewesene Siedler nicht ganz unmöglich gewesen wäre.

Gerade dieser Gedanke drängt sich auf, wenn man der anderen Linie der Herkunftsforschung nachgeht, und annimmt, daß es sich um Nachsiedler aus Innerösterreich, im besonderen vermutlich aus Obersteiermark, gehandelt hat. Für den Zusammenhang der Orte im Seewinkel mit der Obersteiermark konnte schon mehrfach und ausführlich darauf hingewiesen werden, daß die beiden Landschaften deutlich das gleiche Volksschauspielgut aufweisen¹⁷⁾. Es sind vor allem die Weihnachtsspiele, die Paradeisspiele und sogar in einigen Fällen die dazugehörigen lustigen Nachspiele, die sich sowohl auf dem Heideboden wie in der Obersteiermark haben nachweisen lassen. Bei den älteren Stücken des nordburgenländischen Volksschauspielgutes hat es sich zudem um Formen gehandelt, die man am ehesten als „vorbarock“ bezeichnen kann, die also noch vor 1600 und damit auch vor dem Ausweichen einiger protestantischer Gruppen aus den Alpenländern nach dem damaligen Westungarn entstanden waren und geläufig geblieben sind¹⁸⁾. In den Alpenländern sind wohl die gleichen Schauspiele lebendig geblieben, haben aber vielfach eine „Barockisierung“ durchgemacht¹⁹⁾. In diesem Zusammenhang konnte gelegentlich auf den vielleicht besonders engen Zusammenhang der Schauspiele im Seewinkel mit jenen im Bezirk Murau in Obersteiermark hingewiesen werden²⁰⁾. Nun zeigt es sich, daß im gleichen Bezirk auch das Stefanireiten nachzuweisen ist²¹⁾. Das wären also mindestens zwei Kulturelemente prägnanter Art, in beiden Verbreitungsland-

17) Leopold Schmidt. Der Oberuferer Spielkreis. (Sudeten-deutsche Zeitschrift für Volkskunde. Bd. VII, Prag 1934, S. 145 ff.)

derselbe. Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962. S. 337 ff.

18) Leopold Schmidt. Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele (= Die Schaubühne, Bd. 20). Emsdetten 1937. S. 13 f.

19) Leopold Kretzenbacher. Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark (= Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Bd. 6). Wien 1951. S. 97 ff.

20) Bernhard Hans Zimmermann, wie oben Anm. 16, S. 30.

21) Österreichischer Volkskundeatlas, Karte Umritte.

schaften, und in einem solchen Fall wäre die Wahrscheinlichkeit der gemeinsamen Übertragung durch Nachsiedler schon verhältnismäßig groß.

Zu einem Zusammenhang mit Innerösterreich, vor allem mit der Steiermark, würde es wohl auch passen, daß zwei Orte der Streuverbreitung des Brauches fernab vom Seewinkel liegen. Aus Unterwart im Bezirk Oberwart ist zu unserer Umfrage gemeldet worden, daß am Stefanitag das „Ausführen der Pferde“ im Ort üblich sei, und von Moschendorf im Bezirk Güssing stammt die Auskunft „Mit den Pferden wird ausgeritten, daß sie gesund bleiben“. Obwohl es selbstverständlich auch hier im mittleren bzw. südlichen Burgenland Nachbesiedler gegeben hat, wird man hier doch eher an die Reste einer alten dichteren Verbreitung des Pferdebrauches am Stefanitag denken dürfen. Auf der Umritt-Karte des Österreichischen Volkskundeatlas fehlen hier freilich benachbarte Stefanirittorte in Steiermark, man muß bis westlich von Graz gehen, um in gleicher Höhe verwandte Rittbräuche eingezeichnet zu finden²²⁾. Doch sind derartige bescheidene Dorfbräuche in der aufgeschlossenen südlichen Oststeiermark möglicherweise schon früher abgekommen oder auch nicht beachtet worden. Schließlich ist nicht zu übersehen, daß auch die benachbarten Kroaten dieses Pferdebrauchtum gekannt haben. Für die Kroaten als Katholiken galt der Tag ja als Fest des hl. Stephan, sie kannten ihn dementsprechend auch als Pferdepatron, und schmückten an diesem Tag ihm zu Ehren die Pferde²³⁾. Man könnte vermutlich unser Kartenbild nach dem Südosten hin noch stark erweitern, was aber freilich nicht die Aufgabe eines Regional-Atlas sein kann.

²²⁾ Man müßte für eine breitere Erschließung wohl auch das verwandte, aber nicht formgleiche Brauchtum des Stefanitages heranziehen. So heißt es aus Ligist in Steiermark: „Am Nachmittag des Stephanitages darf die Jugend schon ‚Musi gehen‘ und sich im Tanze drehen. Auch läßt der Bauer sogar den Roßknecht eine Schlittenausfahrt machen, um die Rösser, die schon lange im Stall gestanden sind, wieder in Bewegung zu bringen, und den sogenannten ‚Kreuzschlag‘ abzuhalten.“ (Gundl Holoubek-Lawatsch, Brauchtum und Volksdichtung, in: Ligister Heimatbuch. Herausgegeben im Festjahr 1964. Ligist 1964. S. 221.) Das wäre also ein „Stefanifahren“ mit gleicher Begründung, wie sie sonst öfter zum „Stefanireiten“ gegeben wird. Man wird die beiden Erscheinungen kaum voneinander trennen können, auf einer erneuerten Karte dieses ganzen Brauchkomplexes müßten sie auch eingezeichnet werden.

²³⁾ Edmund Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten (= Ergänzungsband XV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde). Wien 1925. S. 82.

II

Steffelaushängen

Bezirk Eisenstadt

Oslip: An diesem Tag kamen die Bauern mit den künftigen Schnittern im Gasthaus zusammen und sie wurden dort zu der Jahresarbeit durch Handschlag aufgenommen.

Schützen am Gebirge: Ziehtag der Dienstboten war früher am Neujahrstag.

Zagersdorf: Ziehtag der Dienstboten war früher am Neujahrstag. Wenn Burschen bei Tanzunterhaltungen rauffen, sagten die anderen, daß man „den heiligen Stefanus gesteinig“ habe.

Früher, vor sechzig Jahren (also um 1890) gingen auch die Burschen von Haus zu Haus um Gaben und Spenden, die sie für Kirchenkerzen verwendeten, zu erbitten. Sie sagten:

Dobar večer vam Bog daj,
udilite svetonu Stefanu ča na sviću.

Nachdem sie eine Spende hatten, sagten sie:

I denašnjega Stefana hvalinco s kraljem,
koga su kamenovali crikvi na olatrom²⁴⁾.

Für die erhaltenen Spenden kauften die Burschen Kerzen, die sie am 6. Jänner in der Kirche beim Opfergang auf den Altar legten.

Bezirk Mattersburg

Baumgarten im Burgenland: Es gab eigene Bräuche am Stefanitag, und zwar:

a) Die Burschen von 18 bis 24 Jahren nahmen die heranwachsenden Jungburschen durch eine Burschentaufe in ihre Reihen auf. Erst dann durften diese in das Gasthaus gehen, tanzen und sich ein Mädchen suchen. Der Betreffende mußte einen Einstand (meist 5 Liter Wein) bezahlen. Der älteste Bursche goß unter witzigen Bemerkungen vom ersten Glas ein wenig Wein über den Kopf des Täuflings. Jetzt hatte er alle Burschenrechte. Diese Einrichtung hielt alle Halbwüchsigen vom Gasthaus, Tanzboden und der Liebschaft fern. Wehe, wenn sich einer die Burschenrechte anmaßte.

b) Abends gingen die Burschen gegen sechs Uhr von Haus zu Haus singen. Auch führten sie zugleich die Jungburschen zu ihren erwählten Mädchen. Mit einem Wort „Fensterln“ und Besuch im Haus der Liebsten mit entsprechenden Liedern. Für das gesammelte Geld, welches mit dem Neujahrssingen-Verdienst zusammengelegt wurde, kauften sie am Dreikönigsfest, schon um fünf Uhr morgens, in Odenburg beim Lebzelter und Wachszieher die Kerzen für die Kirche.

²⁴⁾ Die Einsenderin Herta Ullrich in Zagersdorf, hat uns freundlicher Weise auch die Übersetzung der beiden Sprüche mitgeteilt:

„Einen guten Abend geb euch Gott!

Spendet dem hl. Stefanus etwas für die Kerzen.“

„Den heiligen Stefan ehren wir als König.

welchen man gesteignet hat, in der Kirche hinter dem Altar.“

c) Der Bräutigam ging ebenfalls mit seinen Kameraden singend zum Haus seiner Braut, und erbat sich dann die Braut, welche er im Fasching heimführte. Das Ausmachen erledigten dann die Alten.
Neustift an der Rosalia: Ziehtag der Dienstboten waren Martini und Neujahrstag.

Walbersdorf: Ziehtag der Dienstboten ist der 6. Jänner.

Bezirk Oberpullendorf

Haschendorf: Der Stefanitag war Ziehtag der Dienstboten.

Karl: Man kennt das Steffelaushängen.

Kleinwarasdorf: Hl. Stephan, der „Erzmärtyrer“, Anlaß, daß sich viele Leute besonders an diesem Tag bekriegen. Totschläge und Morde geschahen besonders häufig an diesem Tage.

Kogl: Das Steffelaushängen als Scherzbrauch ist noch lebendig.

Lackenbach: Ziehtag der Dienstboten war hier zu Martini. Daher der Spruch: „Zu Martini werden die Halterbuam wini(g)“.

Landsee: Bis vor einem Jahrzehnt (also wohl vor 1945) wurde das Steffelaushängen hier noch gepflegt.

Lebenbrunn: Der „Fasching“ wird ausgehängt. Die Burschen entwenden einem Mädchen irgendein Kleidungsstück, das auf den nächsten besten Baum gehängt wird.

Mitterpullendorf: Früher durfte am 26. XII. nicht getanzt werden.

Neudorf bei Landsee: An diesem Tag findet die „Äpfelweihe“ statt.

Neutal: Stefanitag gilt als Tag der kommenden Brautleute („Gwißmachen“).

Oberpetersdorf: „Der Fasching steigt vom Rauchfang herunter“, das heißt, der Tanz beginnt. Burschen schmückten sich mit Rosmarin und langen Bändern.

Pilgersdorf: Stefanitag war und ist der Ziehtag der Dienstboten.

Piringsdorf: Am Stephanitag wird in Piringsdorf nach dem Hochamt Salz geweiht. Das geweihte Salz wird in das Futter gestreut und den Tieren verabreicht, als Schutz gegen Krankheiten.

Steinbach: Stefanitag war einst Ziehtag der Dienstboten. Das Steffelaushängen gibt es. Von bekannten Langschläfern wird versucht, dessen Kleider zu stehlen und diese an einen Baum in der Nähe des Wohnhauses aufzuhängen. Der Besitzer muß sich das Kleidungsstück holen und er wird dann mit Musik heimbegleitet.

Steinberg an der Rabnitz: Der Stefanitag war früher der Ziehtag der Dienstboten.

Stoob: Am Stefanitag wird die Hafnerzunftlade zum neuen Zunftmeister getragen.

Unterloisdorf: An diesem Tag gibt es hier den Stephanitanz.

Bezirk Oberwart

Deutsch-Schützen: Der Tag gilt als „Bergtag“ (Tag im Weinberg), die Jugend geht in die Weinkeller.

Dreihütten: An diesem Tage geht es überall lustig zu, denn der Fasching hält seinen Einzug.
Einst war er als Ziehtag der Dienstboten bekannt.

- Glashütten** bei Schlaining: Ziehtag der Dienstboten war Martini.
- Grafenschachen**: Man kennt das „Kleideraushängen“. Erwischen übermütige Burschen von jemandem Kleidungsstücke oder auch nur Wäsche, wird diese auf einem hohen Baum aufgehängt, ja manchmal sogar ein Manderl daraus gemacht (ausgestopft).
- Hochart**: „Fasching einaziagn“ ist bekannt. Die Kleider werden unter fröhlichem Juchzen „hereingezogen“.
- Kohfidisch**: Am Stefanitag zeigen sich die „geheim Verliebten“ öffentlich, die im kommenden Fasching heiraten. Im Volksmund: „Das Mädlel hat eingekauft.“
- Kroisegg**: Die Burschen bemühen sich schon am Vortag um ein Kleid der bekannten Mädchen und hängen es auf einen Baum und freuen sich.
- Litzelsdorf**: Die Ortsmusikanten beginnen mit dem Neujahrswünschen.
Stefanitag war der Ziehtag der Dienstboten.
- Mischendorf**: Am Stefanitag wächst der Tag, wie die „Mucken gahnt“.
- Neustift an der Lafnitz**: Das „Steffelaushängen“ wird noch geübt.
- Oberdorf im Burgenland**: Zu „Stefani“ werden die „Ämter“ vergeben: „Klanrichta“; Schule reinigen; Waldhüter usw.
- Pinkafeld**: Man geht zu den beginnenden Unterhaltungen ins Gasthaus.
„Steffelaushängen“ hier nicht üblich, aber in der nahen Steiermark und in Niederösterreich.
- Rettenbach**: Früher wurden an diesem Tag die Dienstboten gewechselt.
- Spitzzicken**: Der Ziehtag der Dienstboten war am 11. November.
- Stadt Schlaining**: Zu Stefani ist der Zunfttag der Schuhmacher.
Der Ziehtag der Dienstboten war früher zu Georgi.
- Unterwart**: „Ausführen“ der Pferde im Orte.

Bezirk G ü s s i n g

- Burgauberg**: Stefanitag war früher der Ziehtag der Dienstboten.
- Deutsch-Ehrendorf**: Ziehtag der Dienstboten war der 24. April, Jürgentag.
- Glasing**: Am Stefanitag wird Namenstag gefeiert.
- Heugraben**: Es gibt viele Stefane, und die werden mit Musik von Haus zu Haus heimgesucht und angratuiert.
- Inzenhof**: Mit Musik macht man ein Ständchen und beglückwünscht die Namensträger.
- Kroatisch-Ehrendorf**: Nachdem etwa fünfzig Prozent aller Männer der Gemeinde Stephan heißen, wird der Namenstag mit aller Würde gefeiert. Das heißt man „Stefaniloben“.
- Moschendorf**: Mit den Pferden wird ausgeritten, daß sie gesund bleiben.
- Neusiedl bei Güssing**: Ziehtag der Dienstboten war der Silvestertag.
- Reipersdorf**: Am Stefanitag wird der Kehrlicht vom Christtag auf den Misthaufen getragen, dabei ist auf das Hundegebell zu achten:

- Woher der Hund bellt, von dort kommt der Freier für die Tochter des Hauses.
- Schallendorf: Der Mist (Kehricht) vom Christtag wird am Stefanitag in der Früh in den Wald getragen. Das soll heißen: Der Fuchs soll nicht die Hühner davontragen.
- Steinfurt: Die Hühner werden in einem Reifen gefüttert, dann verlegen sie keine Eier. Jetzt auch noch üblich.
- Urbersdorf: Da es im Ort viele „Steffeln“ gibt, ziehen die Burschen mit Musik (Ziehharmonika) von Steffel zu Steffel und gratulieren jedem. Wein und Mehlspeise wird in jedem Hause aufgetischt.

Bezirk Jennersdorf

- Dobersdorf: Ziehtag der Dienstboten ist am Georgitag.
- Doiber: Der Fasching beginnt.
- Jennersdorf: Der Stefanitag war Ziehtag der Dienstboten.
- Maria-Bild: Am Stefanitag findet die Salzweihe statt. Früher war Ziehtag der Dienstboten.
- Neumarkt an der Raab: Am Stefanitag findet meistens im Dorf eine Tanzunterhaltung statt.
- Oberdrosen: Ziehtag der Dienstboten war seit jeher der Silvestertag.
- Tauka: Das Jahresende ist das Ende des Dienstjahres.
- Windisch-Minihof: Ziehtag der Dienstboten ist am Silvester.

*

Die Belege für das „Steffelaushängen“ oder „Faschingeinziehen“ stehen hier, wie man sieht, mit allen anderen beisammen, die sich in irgendeiner Form auf die Begehung des Stefanitages beziehen. Aus einigen davon, beispielsweise jenen für das Kerzensingen oder für das Ladumtragen der einen oder anderen Zunft, ergibt sich, daß wir es mit einem Termin des Endes und des Anfanges zu tun haben. Der Stefanitag ist da offenbar eine Art von Neujahrstag, was besonders verständlich erscheint, wenn man nicht das bürgerliche Neujahr mit seinem 1. Januar, sondern das mittelalterliche Weihnachts-Neujahr zur Klärung des Komplexes heranzieht. Das ergibt auch für den Pferde-Umritt eine neue Perspektive, die erst hier zur Geltung gebracht werden muß, nämlich die Anerkennung der Tatsache, daß auch der Aus- und Umrittbrauch am markanten Termin eintritt, und zwar weniger häufig an Heiligenterminen, sondern an den großen Festen: Es gibt in Österreich vor allem Osterritte und Pfingstritte²⁵⁾. Die Stefaniritte aber, die häufigsten von allen, gehören nur zum Teil dem Tag des Erzmärtyrers als solchem an, bei ihnen handelt es sich offenbar um Weihnachts-Umritte, wieder im Sinn des Termines als Weihnachts-Neujahr.

²⁵⁾ Fielhauer, Karte Umritte, wie oben Anmerkung 4.

1.

Diese Funktion des Tages wird an einigen burgenländischen Orten auch im kirchlichen Brauchtum noch deutlich unterstrichen. Zunächst durch die Salzweihe, die beispielsweise in Piringsdorf (Oberpullendorf) und in Maria-Bild (Jennersdorf) namhaft gemacht wurde. Sie war selbstverständlich an weit mehr Orten üblich, schließlich wurde die „Benedictio salis et Aquae in die Sti. Stephani“ im Bereich der ganzen Erzdiözese Salzburg gefordert. Im Salzburger Rituale von 1496 ist sie schon festgelegt²⁶⁾. In Steiermark wird vor allem die Wasserweihe mehrfach betont, Rosegger hat eine anschauliche Schilderung davon gegeben²⁷⁾. Für die Oststeiermark hat Rosa Fischer die Weihe von Salz und Wasser ausdrücklich namhaft gemacht²⁸⁾. Zu den Weihebräuchen gehört sicherlich auch die nur einmal genannte „Äpfelweihe“ von Neudorf bei Landsee. Aber es hat wohl eine kirchliche „Benedictio pomorum“ gegeben, nur war sie anscheinend nirgends auf den Stephanstag angesetzt, sondern verständlicherweise an Frühlings- und Sommertermine, auf die Tage der Heiligen Jakobus, Sixtus, Laurentius, auch Maria Himmelfahrt, oder noch Johannes Enthauptung²⁹⁾. Möglicherweise ist also diese Äpfelweihe von Neudorf doch zu einem anderen Termin als dem Stephanstag üblich gewesen.

Zu den kirchlichen Bräuchen des Tages muß man ferner die für Zagersdorf (Eisenstadt) wie für Baumgarten (Mattersburg) bezeugten Heischeumzüge der Burschen rechnen, welche die geleisteten Spenden zum Ankauf für die Kirchenkerzen verwendeten. Es handelt sich um einen Heischebrauch, der sonst vielfach für den Vorabend von Lichtmeß bezeugt ist³⁰⁾, sowohl im angrenzenden Niederösterreich, beispielsweise in Pottschach³¹⁾, wie auch in

²⁶⁾ Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. Salzburg—Leipzig 1934. S. 70.

²⁷⁾ P. K. Rosegger, Das Volksleben in der Steiermark in Charakter- und Sittenbildern. Wien, Pest, Leipzig 1885. S. 432 ff.

²⁸⁾ Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Linz 1904. S. 277.

Danach wörtlich, aber ohne Zitat Viktor Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich. Graz 1924. S. 108.

²⁹⁾ Adolph Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Neudruck, Graz 1960. Bd. I, S. 377.

³⁰⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde. Wien 1949. Bd. I, S. 56 ff.

³¹⁾ Heinrich Moses, Lichtmeßsingen in Pottschach. (Beiträge zur deutschen Volksdichtung, hg. Emil Karl Blümml, Wien 1908 = Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, Bd. V, S. 54 ff.)

Steiermark³²⁾. In diesem Fall aber gelten die aus dem Spendeergebnis eingekauften Kerzen bereits dem Gottesdienst am nahen Dreikönigstag, es handelt sich also um einen kirchlich bestimmten Heischebrauch im Bereich des Weihnachts- und Neujahrsfestes im allerdeutlichsten Sinn.

Das Gegenstück zum Jahres-End- und -Anfangsbrauch im kirchlichen Bereich bietet der Rechtsbrauch. Hier kommen zunächst die Ziehtermine der Dienstboten in Betracht, wovon schon zu sagen war, daß unter ihnen der Stefanitag nur geringe Geltung besaß³³⁾. Manche Einsender haben daher auch in ihren Antworten eigens darauf hingewiesen, daß die Dienstboten in einigen Gegenden eher zum Martinstag, in anderen eher zu Neujahr eingetreten seien. Aber einige Orte melden doch ganz deutlich, daß zu Stefani der Ziehtag sei oder doch gewesen sei, so Haschendorf, Pilgersdorf, Steinbach und Steinberg (Oberpullendorf), Dreihütten und Litzelsdorf (Oberwart), Burgauberg (Güssing) und Jennersdorf und Maria-Bild (Jennersdorf). Im wesentlichen also Orte in der Nähe der steirischen Grenze, zum Teil Orte, für die auch das „Steffelaushängen“ bezeugt ist. Das ist schon einigermaßen bemerkenswert.

Andere Rechtsbräuche am Stefanitag sind weniger örtlich gebunden, meist auch nur ein- oder zweimal bezeugt, so daß die Aussagekraft der Belege nicht sehr groß erscheint. Freilich kann es sich um letzte Reste einer früher mächtigeren Schicht handeln. Hierher gehört es wohl, daß in Oberdorf (Oberpullendorf) die traditionellen dörflichen „Ämter“ vergeben werden. So oft auch der „Kleinrichter“ mit seiner Trommel in Bildbänden über das Burgenland abgebildet wurde³⁴⁾, um Beginn und Ende seiner Amtszeit hat man anscheinend noch kaum jemals gefragt. Für Oberdorf liegt nun jedenfalls die konkrete Antwort vor. Dieser Ansetzung des Ämterwechsels auf den Stefanitag entspricht bei den Handwerkern einiger burgenländischer Orte die Abhaltung des Jahrtages. In Stoob hielten ihn die Hafner ab und trugen bei dieser Gelegenheit die Zunftlade vom alten zum neuen Zunftmeister. Die Termine des „Ladumtragens“, im alten Zunftbrauch, soweit sie sich noch ermitteln lassen, könnten ein beachtliches Kartenbild alter

³²⁾ Leopold Kretzenbacher, Lichtmeß-Singen in der Steiermark. Brauchtumslieder im Heischeumzug der Ostalpenländer (Volkslied — Volkstanz — Volksmusik, Bd. 50, Wien 1949, S. 9 ff.).

³³⁾ Österreichischer Volkskundeatlas, 1. Lieferung, hg. Ernst Burgstaller und Adolf Helbok, Linz 1959, Karte der Dienstbotentermine II (bearbeitet von Josef Piegl er) (Stefanitag im Burgenland überhaupt nicht eingezeichnet.).

³⁴⁾ Burgenland — Landeskunde. Wien 1951, S. 626, Abb. Klier, Bibliographie. Nr. 1091, 1101 usw.

Termine ergeben ³⁵⁾. In Stadt Schlaining hielten jedenfalls die Schuster zu Stefani ihren Jahrtag.

Man kann die Ansetzung solcher Rechtsbräuche auf den Stefani-tag bis zu einem gewissen Grad als vorbereitende Handlungen für Neujahr auffassen. Wenn es heißt, die Ortsmusikanten von Litzelsdorf hätten am Stefanitag mit dem Neujahrswünschen begonnen, mag das in diese Richtung deuten. Aber so groß ist Litzelsdorf nun wieder nicht, daß die Musikanten nicht auch am 28. oder am 29. Dezember mit ihren Vorbereitungen hätten beginnen können. So wird doch der Stefanitag dabei eine gewisse Rolle gespielt haben. Man kann wohl annehmen, daß es sich um die in anderen Antworten deutlich ausgesprochene Rolle des Faschingsbeginnes gehandelt hat.

Bevor darauf eingegangen werden kann, schließlich noch der Hinweis, daß man auch den Ehevorbereitungen, die an diesem Tag getroffen werden, den Charakter von Rechtsbräuchen wird zuerkennen müssen. Handelt es sich doch um das Veröffentlichliche der bis dahin „geheimen“ Liebschaften, wie man in Kohfidisch sagte. Es ist das bauerliche „Gewißmachen“ der künftigen Ehe ³⁶⁾, das man in Neutal auch so nennt. Manchmal handelt es sich dabei noch um eine Art von Herauslösen des Bräutigams aus seiner bisherigen Burschenschaft, so in Baumgarten, wo der Bräutigam mit seinen bisherigen Kameraden singend zum Haus seiner Braut ging, und sich die Braut, mit der er im Fasching Hochzeit halten sollte, von den Eltern ausbat. Umgekehrt gehört der ebenfalls für Baumgarten bezeugte Zug, daß an diesem Tag die Jungburschen „getauft“ und in die Burschenschaft aufgenommen wurden, ebenfalls zu den Bräuchen von volksrechtlichem Charakter ³⁷⁾. Stefanitag als Rechtstermin im Volksbrauch, das prägt sich als ein bedeutsamer Zug ein, auch wenn die Belege relativ zahlenmäßig wenige sind. Ihre Vielfalt zeigt den Umfang der älteren Möglichkeiten auf diesem Gebiet.

2.

Von hier aus läßt sich nun auch der prägnante Brauch des „Steffelaushängens“ oder „Faschingeinziehens“ deutlicher erörtern als bisher. Dieser zunächst als Scherz erscheinende Brauch hat in den burgenländischen Orten, die ihn kennen, offenbar die

³⁵⁾ Hans Plöckinger, Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge. Ein alter Winzerbrauch. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXVI, 1931, Seite 65 ff.)

³⁶⁾ Paul Sartori, Sitte und Brauch (= Handbücher zur Volkskunde Bd. V). Bd. I, Leipzig 1910, S. 55 f.

³⁷⁾ Sartori, ebendort, S. 47.

Klier, Bibliographie, S. 73, Nr. 908 ff.

gleichen Merkmale wie in jenen im angrenzenden Niederösterreich und in der Oststeiermark, von wo verhältnismäßig viele Aufzeichnungen vorliegen. Die meisten stammen aus dem Wechselgebiet, aus der „Buckligen Welt“, und weisen ungefähr jene Züge auf, die Leopold Teufelsbauer vor mehr als dreißig Jahren aus Wiesmath berichten konnte: „Der Fasching wird feierlich ausgehängt. Man nimmt gewöhnlich ein Kleidungsstück der noch schlafenden Mädchen und hängt es zu höchst auf einen Baum hinauf — Steffelaushängen. Um dem Spott zu entgehen, muß es die Betreffende oder auch der Betreffende baldmöglichst hereinholen. Er muß ‚den Fasching einreißen‘. Mit Musikbegleitung wird der Fasching hereingespielt und das Kleidungsstück überreicht. Alle männlichen Beteiligten bekommen gewöhnlich ein Rosmarinsträußchen, das auf den Hut gesteckt wird“³⁸⁾. Ähnlich hat dieses „Fasching Hereinzerren“ Johann Krainz schon 1895 für das steirische Wechselgebiet kurz beschrieben³⁹⁾. Ausführlicher hat sich 1898 der Chronist von Thernberg Ignaz Josef Zupančič darüber geäußert⁴⁰⁾. Dann folgt eine längere Pause, und erst 1936 äußerte sich beinahe gleichzeitig mit Teufelsbauer, der von Kirchau aus darüber schreiben konnte, Josef Tomschik darüber, der seinen Bericht auf das ganze niederösterreichisch-steirische Wechselgebiet bezog⁴¹⁾. Erfreulicherweise konnte Josef Tomschik etwa zwanzig Jahre später uns auf entsprechendes Befragen noch die Namen von zwölf Orten auf der niederösterreichischen und von vier Orten auf der steirischen Seite mitteilen, wo seines Wissens der Brauch zuhause war.

Die Mitteilungen von Teufelsbauer und von Tomschik veranlaßten uns zu der Erstreckung der Umfrage auf das Burgenland, und dabei ergab es sich nun, daß die Orte mit einem „Steffeleinziehen“ durchwegs am Rand der „Buckligen Welt“, des Wechselgebietes, liegen. Im Bezirk Oberpullendorf sind es die Orte Karl,

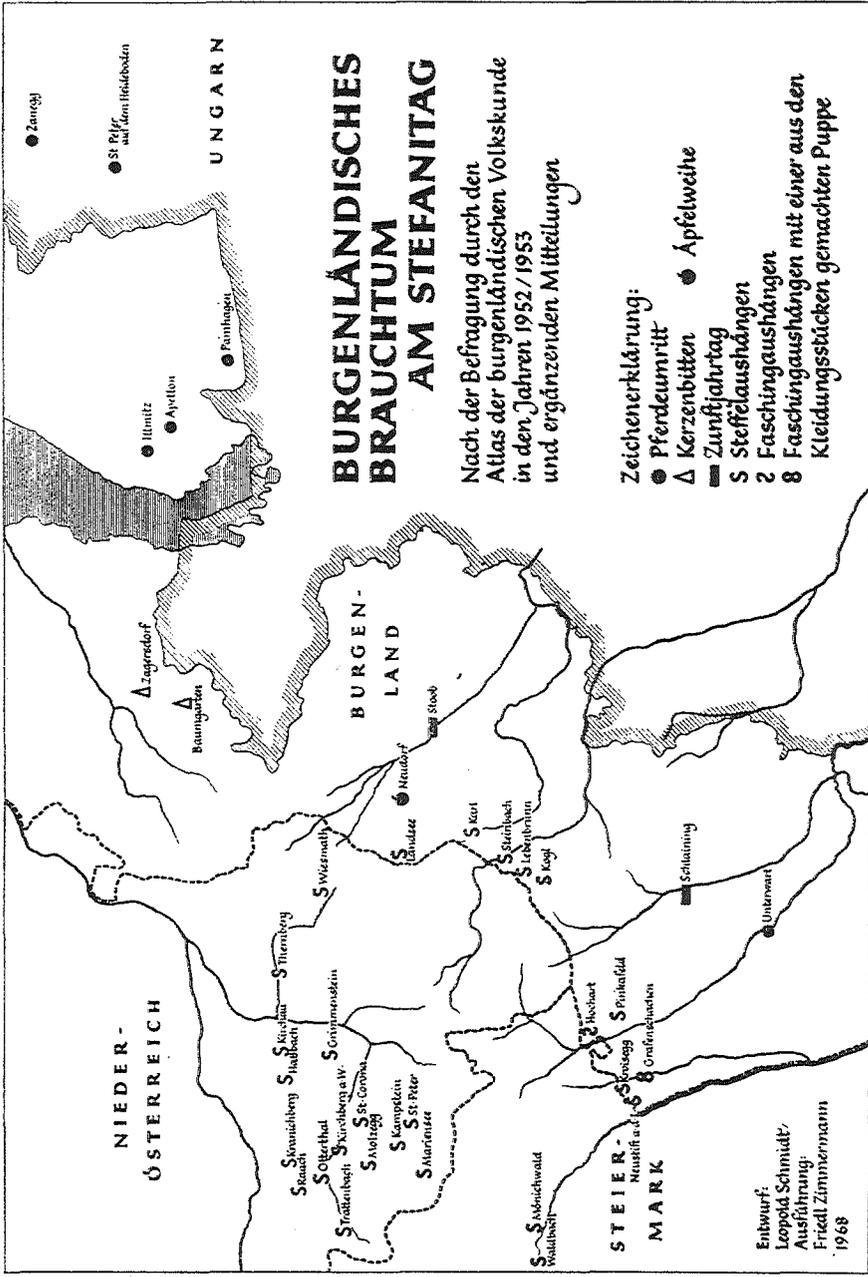
³⁸⁾ Leopold Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Österreich. I. Niederösterreich. Wien 1935. S. 24.

³⁹⁾ Johann Krainz, Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in der Steiermark. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. I, 1895, S. 251.)

⁴⁰⁾ Ig. Jos. Zupančič, Unsere Heimat. Eine Monographie des Marktes Thernberg. 1898. S. 119.

⁴¹⁾ Josef Tomschik, Das Faschingeinziehen. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLI, 1936, S. 75.)

Die Veröffentlichungen von Teufelsbauer und von Tomschik bilden auch die Grundlage für die kurze Darstellung des Brauches durch Gertraude Suda, Volkskundliche Strukturwandlungen in der Buckligen Welt, Niederösterreich. Dissertation, Wien 1967, S. 188 f.



Kogl bei Pilgersdorf, Landsee, Lebenbrunn und Steinbach. Im Bezirk Oberwart handelt es sich um die Orte Grafenschachen, Hochart, Kroisegg und Neustift an der Lafnitz. In Pinkafeld kennt man wohl den Brauch, glaubt aber, daß er eigentlich in der benachbarten Steiermark und in Niederösterreich üblich sei. Südlich von dieser Zone ist der Brauch offenbar nicht mehr bekannt.

Die örtlichen Belege besagen über den Brauch meist nicht sehr viel. Sie verzeichnen ihn unter dem Namen „Steffelaushängen“ (Karl, Kogl, Landsee, und Steinbach an der Lafnitz im Bezirk Oberwart). In Lebenbrunn (Oberpullendorf) sagt man „Fasching-aushängen“, in Grafenschachen „Kleideraushängen“, in Hochart „Fasching einaziagn“, in Kroisegg wird kein Name genannt (alle Oberwart). Die kurzen Beschreibungen besagen immer ungefähr das gleiche: Es sind die Burschen, die danach trachten, ein Kleidungsstück von jemandem, meist eines von einem bekannten Mädchen, zu erwischen, und sie hängen es dann auf einen hohen Baum auf, auf einen Baum in der Nähe des Wohnhauses, an den nächstbesten Baum. Der Besitzer muß sich das Kleidungsstück herunterholen, die Burschen warten offenbar schon in der Nähe darauf, denn sie begleiten ihn dann „mit Musik“ nach Hause. Vermutlich hat einer der Burschen eine Ziehharmonika mit, mehr „Musik“ wird man dabei kaum erwarten dürfen. Es handelt sich nicht immer um ein Kleidungsstück, manchmal sind es offenbar mehrere, mitunter so viele, daß man sie ausstopfen und ein „Manderl“ daraus machen kann. Da hängt dann also eine Puppe an dem Baum, und der Besitzer der Kleidungsstücke wird wohl die Puppe heimtragen müssen, um wieder zu seinen verschiedenen dafür verwendeten Kleidern zu kommen. Auf der Karte weisen verschiedene Zeichen darauf hin, ob man eher vom „Steffel“ oder mehr vom „Fasching“ dabei spricht, und auch darauf, daß zumindest für den einen Ort Grafenschachen deutlich das Ausstopfen eines „Manderls“ bezeugt ist. Daß es in anderen Orten auch so sein kann, daß es in den einzelnen Jahren wechseln mag, läßt sich an Hand einer einzigen Querschnittbefragung nicht feststellen und daher auch auf der Karte nicht festhalten. Das gilt besonders für die durch die ausgestopfte Puppe dargestellte Personifikation des „Faschings“. Für kurze Zeit „ist“ da diese Puppe eben der Fasching, dessen „Einzug“ man auch sonst auf verschiedene Weise bekundet. In Oberpetersdorf sagt man sogar, „der Fasching steigt vom Rauchfang herunter“, als ob er also das Jahr über seit Aschermittwoch dort gegessen oder vielleicht auch als Puppe dort gehängt wäre. Es handelt sich dabei um einen altertümlichen Ausdruck der Verbild-

lichung eines Festzeitbeginnes, der sich weiterhin verfolgen läßt⁴²⁾. Das führt aber aus dem hier gesteckten Rahmen heraus.

Für uns bleibt zunächst wesentlich, das Verbreitungsgebiet des „Steffelaushängens“ an sich zu bestimmen, da sich das burgenländische Vorkommen an der Westgrenze der Bezirke Oberpullendorf und Oberwart doch als ein Teil eines Gesamtvorkommens im steirisch-niederösterreichisch-burgenländischen Grenzgebiet, im Bereich der „Dreiländerecke“ im weiteren Sinn ansprechen läßt. Die Mehrzahl der namentlich bekannten Belegorte finden sich auf niederösterreichischem Boden. Der alphabetischen Folge nach handelt es sich um Grimmenstein bei Edlitz, Haßbach, Kampstein, Kirchau, Kirchberg am Wechsel, Kranichberg, Mariensee, Molzegg, Otterthal, Raach, St. Corona am Wechsel, St. Peter bei Aspang, Thernberg, Trattenbach und Wiesmath. Für das steirische Wechselgebiet werden Mönichwald, Ratten, St. Kathrein und Waldbach genannt. Die Aufzeichner haben übrigens stets festgestellt, daß es sich um eine Verbreitung in der ganzen „Buckligen Welt“ und im ganzen „Jogelland“ handle, doch muß man sich, schon der kartographischen Darstellung halber, eben an die direkt genannten Orte halten. Sie greifen mit Raach schon über das Wechselgebiet ins Semmeringgebiet hinüber, das an sich keine Belege für den Brauch aufweist. Das ganze Gebiet ist siedlungsmäßig als Einzelhof- und Weiler-Gebiet gekennzeichnet, überall wo geschlossene Dörfer beginnen, hört der Brauch auf. Das gilt offenbar auch besonders für die Ostflanke des Gesamtverbreitungsgebietes, eben den burgenländischen Anteil, wo aus den geschlossenen Dörfern des Zöbernaches, des Tauchenaches, der Pinka und der Lafnitz keine Belege mehr vorliegen. Der Hinweis von Pinkafeld, daß man den Brauch für die westlich anschließenden steirischen und niederösterreichischen Gebiete kenne, weist in die gleiche Richtung.

In diesem sehr geschlossenen Gebiet wurde also ein Brauch am Stefanitag vollzogen, der in dieser Form kaum ein richtiges Gegenstück in anderen Landschaften aufzuweisen hat. Man hat versucht, eine Verbindung zu ähnlichen Stör- und Unruhebräuchen herzustellen, bei denen alles mögliche aus den Häusern verschleppt wurde und von den Besitzern wieder zurückgeholt werden mußte. Die Grundlage dafür bildeten die Ausführungen von Zupančič für Thernberg, der 1898 darüber schrieb: „Da konnten die Bewohner am Morgen alles, was nicht niet- und nagelfest war, an die unmög-

⁴²⁾ Vgl. Arthur Haberlandt, Das Faschingsbild des Peter Bruegel d. A. [Zeitschrift für Volkskunde, N. F., Bd. 5 (43), Berlin 1935, S. 237 ff., und Nachtrag S. 277.] Die Interpretation der ausgestopften Puppe auf dem Haus des Bäckers durch A. Haberlandt bedürfte der Ergänzung im Sinn der obenstehenden Ausführungen.

lichsten Orte verschleppt sehen; Wagen standen auf dem Dachfirst und die Mädchen mußten ihre Kleider, mit Bändern geschmückt, zuhöchst auf den nächsten Bäumen suchen. Wer dann solcherart gezwungen ist, möglichst rasch, um dem Spott zu entgehen, die Gegenstände hereinzuholen, der hat den Fasching eingezogen oder muß ihn einreißen⁴³⁾. Auf Grund dieser Schilderung hat Gustav Gugitz den Brauch zu den temporären Störbräuchen gestellt, zu den von anderen Terminen her bekannten „Unruhenächten“, die, wie Gugitz meinte, „wohl die Überreste der Spumantia cornua, des orgiastischen Treibens (sind), das die Folge des Rauschtrankes war“⁴⁴⁾. Aber die Stelle bei Zupančič steht ganz vereinzelt da, in den übrigen Beschreibungen, besonders auch in den burgenländischen Belegen, ist gar keine Rede davon, daß solche burschenmäßige Störbräuche vorgenommen worden seien. Das Entführen der Kleider, ihr Aufhängen an einem Baum beim Hof, mitunter das Verfertigen einer Puppe daraus, das sind die eigentlichen Züge, zu denen dann das Heimführen der Kleider gehört, die in diesem Zusammenhang als „Fasching“ gelten, wozu auch die Musikbegleitung paßt. Der „Steffel“ wird ausgehängt, der „Fasching“ eingeführt, das ist ein deutlicher, bildhaft gestalteter Brauchablauf. Von mehr oder minder gewalttätigen Störaktionen ist im burgenländisch-niederösterreichisch-steirischen Brauchbereich nicht die Rede.

Die Ableitung von Gugitz stützt sich zweifellos darauf, daß Sartori, der den Brauch in unserem Verbreitungsgebiet nicht kannte, für den Stefanitag das tirolische „Zeltenziehen“ aufnahm, mit der zusammenfassenden Schilderung: „Auch tragen wohl die Burschen in der Nacht alles Mögliche von den Höfen fort und stellen das so Zusammengeschleppte in und an den beiden größten Brunnenrögen im Dorfe auf. Am nächsten Tag holen sich die Bauern das Entwendete dann wieder“⁴⁵⁾. Das ist aber ein Brauch, der weniger an den Stefanitag als an andere Termine in der Weihnachtszeit gebunden ist, beispielsweise an den Thomastag, an dem überhaupt verschiedene Bräuche der „Verkehrten Welt“ weit verbreitet waren⁴⁶⁾. Das ist aber etwas ganz anders als unser „Steffelaushängen“ und „Faschingeinziehen“, bei dem offensichtlich nicht das Stören der Ordnung, sondern ein Übergang, ein bildhaftes Dartun von Ende und Anfang dargetan werden soll. Die abgelaufene Festzeit erscheint mit dem personifizierten „Steffel“ beendet.

⁴³⁾ Zupančič, wie oben Anmerkung 40, S. 119.

⁴⁴⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste, wie oben Anmerkung 30, Bd. II, S. 285.

⁴⁵⁾ Sartori, Sitte und Brauch, wie oben Anm. 10, Bd. III, S. 50.

⁴⁶⁾ Sartori, ebendort, S. 21.

der am nächsten Morgen das Zeichen des beginnenden „Faschings“ ist und auch so bezeichnet wird.

Wesentlich erscheint also das bildhafte Zeichen: Das Kleidungsstück, die aus Kleidern gestaltete Puppe wurden als „Steffel“ angesprochen, als das Zeichen des Stefanstages, das den Namen des Tagesheiligen trug, ohne deshalb vielleicht ein anthropomorphes Bild des Heiligen sein zu wollen. Derartige bildhafte Zeichen, die bis zur menschengestaltigen Puppe gesteigert werden können, haben im alten Jahresbrauchtum allenthalben ihren festen Platz. Bekannt sind die Verkörperungen des Kirchweihfestes durch solche Stroh- und Kleiderpuppen, die dann jeweils auch den Namen des Kirchweihpatrones tragen. Wo man den hl. Zachäus als besonderen Patron des Kirchweihfestes ansieht, heißt die Puppe demgemäß „Zachäus“⁴⁷⁾, jeweils in den mundartlichen Formen „Zacheies“ am Rhein⁴⁸⁾ oder „Zacherl“ in Tirol⁴⁹⁾. Wo man eine Herbstkirchweih mit Beziehung auf den Tag des Erzengels Michael feiert, heißt die Puppe dann eben der „Kirchtagmichel“⁵⁰⁾. Der „Steffel“, der da in unserem Gebiet ausgehängt wird, war offenbar eine solche Termin-Personifizierung. Bemerkenswert ist am ehesten daran, daß er als „Steffel“ wohl ausgehängt, aber dann als „Fasching“ wieder heimgeführt wurde. Der Ende- und Anfangsbrauch hat hier eine besondere Ausformung erfahren. Auch die Personifizierung des Faschings ist dem Brauchtum durchaus geläufig. Man kennt sie nur weniger vom Beginn als vom Ende dieser Festzeit, wenn man den „Fasching“, eine ähnliche Puppe, wie einen Menschen „begräbt“. Die vielfach ersichtlichen Ähnlichkeiten von Faschings- und Kirchweihbrauch finden sich in diesem Zug bezeugt.

Es handelt sich aber beim „Steffelaushängen“, um dies noch einmal zu betonen, nicht um einen großangelegten Festbrauch der Burschenschaften der geschlossenen Dörfer, sondern um die eigene Ausprägung im Bereich der Einzelhof- und Weilersiedlung an der Dreiländerecke mit ihren vielfach altartig verbliebenen Zügen. Damit gliedert sich der Brauch einer Reihe anderer landschaftlich bezogener Eigenformen an.

⁴⁷⁾ G u g i t z, Das Jahr und seine Feste, Bd. I, S. 140 f.

⁴⁸⁾ S a r t o r i, Sitte und Brauch, Bd. III, S. 248 ff.

⁴⁹⁾ N o r b e r t W a l l n e r, Zachäus im Tiroler Kirchweihlied. Ein Brauchlied der Gegenwart im Lichte der Überlieferung. Volkskundliche Studien. Aus dem Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck. Zum 50. Geburtstag von Karl Ilg. Besorgt von Dietmar Assmann (= Schlern-Schriften, Bd. 237), Innsbruck 1964. S. 157 ff.

⁵⁰⁾ H a n s F i n k, Der Kirchtagmichel. (Der Schlern, Illustrierte Monatshefte für Heimat- und Volkskunde. Bd. 42, Bozen 1968. S. 283 ff.)

Chronik der Volkskunde

Steirische Bergmannsausstellung 1968

Ob man die 4. Steirische Landesausstellung „Der Bergmann — Der Hüttenmann. Gestalter der Steiermark“ gesehen hat oder nicht, man muß sich nur das Inhaltsverzeichnis des reichhaltigen Kataloges (505 Seiten, mit zahlreichen Abb. Graz, Kulturreferat der Steiermärkischen Landesregierung, 1968) durchlesen, um feststellen zu können, welch großen Anteil die Volkskunde auch an dieser Grazer Ausstellung wieder hatte. Wir können hier nur kurz die wichtigsten Kapitel des Kataloges, die jeweils Teilen der Ausstellung entsprachen, aufzählen: Franz Kirnbauer, Berg- und hüttenmännische Wort- und Sacherklärungen; Walter Modrijan, die Erforschung des vor- und frühgeschichtlichen Berg- und Hüttenwesens und die Steiermark; Franz Hofer, Bergbaugezähe und -geleuchte; Gerhard Pferschy, Aus der Sozialgeschichte des steirischen Bergwesens; Franz Kirnbauer, Brauchtum und Glauben bei den Berg- und Hüttenleuten Österreichs in Vergangenheit und Gegenwart; H. J. Mezler-Andelberg, Zu den Patrozinien der Bergbauheiligen; Karl Haiding, Steirische Bergwerks- und Hütten-sagen; Franz Kirnbauer, Über Sprache, Gruß, Lied und Spruch der Berg- und Hüttenleute; Richard Wolfram, Bergmännische Tänze; Gertrud Smola, Persönlichkeiten im Bereiche des Berg- und Hüttenwesens in Innerösterreich; Reiner Puschnig, Bergbausymbole in den steirischen Gemeindewappen; Wolfgang Haid, Die schwarze und die weiße Bergmannstracht; derselbe, Die Knappenkost am Steirischen Erzberg und im Leoben-Seegrabener Kohlenrevier; und schließlich doch auch Gertrud Smola, Das Gufwerk bei Mariazell.

Man sieht, es ist nichts vergessen worden, und absolut zuständige Fachleute haben über Brauchtum, Frömmigkeit, Tanz und Sage, ja auch über Tracht und Nahrung der Bergleute gearbeitet. Es sind da Früchte jahrzehntelanger Vorarbeiten eingebracht und dienstbar gemacht worden, die an sich vermutlich nur kleineren Kreisen bekannt gewesen sein dürften. Die Leser unserer Zeitschrift freilich haben von den meisten Beiträgern dieser Ausstellung und dieses Kataloges jeweils schon Arbeiten zur Kenntnis nehmen können, und sind daher über die Ziele der jeweiligen Studien einigermaßen informiert. Das sind hinwieder die Besucher der Ausstellung nicht gewesen, und wer von ihnen den prächtigen Katalog mit nach Hause genommen hat, besitzt in ihm jetzt doch auch ein kleines Kompendium der österreichischen, besonders der steirischen Bergmannsvolkskunde, wie es ein solches bisher nicht gegeben hat.

Leopold Schmidt

Die Sammlung Edgar von Spiegl in Linz

Die in den Jahren zwischen 1918 und 1931 in der Engleithen bei Ischl zusammengetragene Sammlung verschiedenartiger und verschiedenwertiger Volkskunstabjekte ist 1961 in den Besitz des Landes Oberösterreich übergegangen. Die Witwe des Sammlers, Lucy von Spiegl-Gold-

schmidt-Rothschild übergab die Sammlung dem Land mit der Auflage, sie geschlossen aufzustellen. Franz Lipp, der die Sammlung von seiner in Ischl verbrachten Kindheit an kennt, hat sie nunmehr in einem Saal des Linzer Schloßmuseums zur Aufstellung gebracht. Der schöne Bauernmöbel-Saal seiner eben erst fertiggestellten Aufstellung mußte dafür geopfert werden, an ihre Stelle ist die Architektengestaltung dieser geschlossenen Sammlung, einschließlich zweier Stuben, getreten, wofür ein eigener Stockwerk-Einbau nötig war. Eine teure Sammlung, eine teure Aufstellung.

Franz Lipp hat die Sammlung nicht nur gemustert und aufgestellt, er hat auch einen ausführlichen Katalog „Erlesenes Volksgut, der Alpenländer, vornehmlich des Salzkammergutes. Sammlung Edgar v. Spiegl, früher Volkskundemuseum Engleithen bei Bad Ischl“ (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums Nr. 58), 48 Seiten, 125 Abb. auf Tafeln, Linz 1968, dazu erstellt.

Der wichtige Katalog, der für die Benützung in der Ausstellung selbst noch durch eine eigene Beilage unterstützt werden muß, damit man sich mit Gruppen und Vitrinen zurechtfindet, erschließt also die 1638 Objekte, von denen etwa zwei Drittel aus dem Salzkammergut stammen dürften. Dieses Salzkammergut, vor allem das oberösterreichische, hat auf diese Weise also ein eigenes Volkskundemuseum, zumindest im Sinn der Privatsammler des ersten Drittels unseres Jahrhunderts, besessen, und hat es heute nicht mehr, weil es nach Linz überführt wurde. Dabei hat das Linzer Museum selbstverständlich zu sehr vielen der hier nun geschlossen gezeigten Objekte genaue Gegenstücke, und die Sammlung weist andererseits mindest ein Drittel von Objekten aus dem steirischen Ennstal, aus Salzburg, aus Oberbayern, aus dem Inn- wie aus dem Traunviertel und nicht zuletzt aus Tirol auf, die man hier und in diesem Zusammenhang nicht sucht. Von den Gmundner Majoliken bis zu den Sterzinger Horndosen ist das alles schon in Linz nicht nur einmal, sondern vielfach vorhanden, mit Brandmalerei verzierte Schaffeln gibt es in der Linzer Sammlung ebenso wie bemalte Löffelrehme usw. Kein Zweifel, daß die Sammlung Spiegl viele Objekte in besonders guten Ausfertigungen besitzt, daß sie über manche Raritäten wie Maultrommelbehälter in Schuhform, Bergmannsgurtschließen und ähnliche Dinge verfügt, die den volkskundlichen Sammler immer wieder bestechen werden. Unter den vielen Hinterglasmalereien findet sich eine jener von innen bemalten Glaskugeln (Abb. 111), wie sie zu den großen Raritäten gehören. Sie wird freilich kaum aus dem Salzkammergut, wohl auch gar nicht aus Oberösterreich stammen. Aber Franz Lipp sagt (S. 10) dazu: „Volkskundlich ist ja nicht die Herkunft, sondern das Maß der Aneignung entscheidend“. Das wird doch nur bedingt gelten. Schließlich betont Lipp immerhin in der gleichen Einleitung (S. 8) doch auch, wie wichtig es sei, daß die Sammlung Spiegl eine so umfangreiche Kollektion von Viechtauer Waren besitze, die also doch wieder ihrer Herkunft aus dem engsten Einzugsgebiet der Sammlung wegen besonders bedeutsam sind.

Es ergeben sich da also so manche Probleme. Lipp hat die Sammlung Spiegl in einer mit viel Kenntnis und Liebe geschriebenen Einleitung in den Zusammenhang der Wiener Sammler um die Jahrhundertwende gestellt. Man kann noch weiter ausgreifen, und die Problematik dieser mit sehr viel Sachkenntnis vorgehenden jüdischen Sammler jener Zeit allgemein ins Auge fassen. Ulrich Steinmann hat dies vor kurzem für die großen jüdischen Sammler Berlins getan, die so wesentlich zum Aufbau

des dortigen Volkskundemuseums beigetragen haben.¹⁾ Man müßte sich auch in Österreich bei weitem genauer mit der Mentalität dieser Männer beschäftigen, von Albert Figdor bis zu Alexander Wolf in Eisenstadt, über den Karl M. Klier wenigstens einige Zeilen der persönlichen Erinnerung geschrieben hat.²⁾ Aber auch die von Michael Haberlandt angeregten sehr bedeutenden gelehrten Sammler der vergleichenden Volkskunde, besonders Rudolf Trebitsch und Eugenie Goldstern, wären hier heranzuziehen.³⁾ Sie haben mit wissenschaftlicher Leidenschaft das betrieben, was Konrad Mautner, Edgar von Spiegl und manche andere doch eher als Dilettanten versucht haben. Wobei übrigens am Rande zu bemerken wäre, daß Konrad Mautner, der Freund und Anreger Spiegls, durchaus nicht nur geistiges Volksgut gesammelt hat, wie Lipp (S. 4) meint. Unser Museum besitzt weit über 300 Objekte, die es im Lauf der Jahrzehnte von Mautner als Geschenk, Tausch- oder Nachlaßstück erwerben konnte.

So gelangt man allmählich zu einer etwas realistischeren Beurteilung dieser Sammlung, deren geschlossene Aufstellung man, mag es mit dem Wunsch der Witwe des Sammlers stehen wie immer, museal nicht recht billigen kann. Der Staat hat einstmals sogar die Widmung der Sammlung Figdor zurückgewiesen, weil eine derartige geschlossene Aufstellung für die Museen nicht tragbar war, und auch heute nicht wäre. Man kommt damit zu Dingen, die man nicht unbedingt braucht, und soll sie sogar noch dauernd ausstellen: Was machen jene Besucher des Linzer Museums eigentlich, die nun hier Wetzsteinkumpfe, Melkschemel⁴⁾ oder Sensenscheiden aus Südtirol vor sich sehen, charakteristische Leit-Gegenstände der alten tirolischen Volkskunst, niemals in Oberösterreich beheimatet? Das Linzer Museum nimmt hier einen Zug zur „vergleichenden Volkskunde“ an, den ein Landesmuseum auf die Dauer nicht einhalten kann. So schön die Sammlung in der Engleithen als Privatsammlung war, in Linz fällt sie letztlich aus dem Rahmen der Konzeption des Landesmuseums heraus. Darüber kann auch die wirklich intensive und liebevolle Bemühtheit Lippes, die man aus Aufstellung und Katalog herauspürt, nicht hinwegtrösten.

Leopold Schmidt

Niederösterreichische Volkskundetagung in Stadt Haag

Die Tatsache, daß das große Land Niederösterreich eigentlich keine Hauptstadt hat, bringt auch manches Gute mit sich. Viele Organisationen sehen sich dadurch veranlaßt, ihre Jahresversammlungen jedes Jahr in einem anderen Viertel, in einer anderen Teillandschaft des vielgliedri-

¹⁾ Ulrich Steinmann, Gründer und Förderer des Berliner Volkskunde-Museums. Rudolf Virchow, Ulrich Jahn, Alexander Meyer-Cohn, Hermann Sökeland, James Simon. (Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte, Bd. 9, 1967, S. 71 ff.)

²⁾ Karl M. Klier, Erinnerungen an Sandor Wolf. (Volk und Heimat, 1961.)

³⁾ Die Literatur dazu jetzt in dem von Klaus Beitzl bearbeiteten Katalog der Sanderausstellung Französische Volkskunst im Schlossmuseum Gobelburg. Wien 1968.

⁴⁾ Zu den einzelnen Gegenstandgruppen findet sich im Katalog Literatur angegeben, jedoch mit Auswahl. Die Interpretationen der charakteristischen südtiroler Objekte wurden übersehen. Vgl. beispielsweise Leopold Schmidt, Der einbeinige Melkschemel in den österreichischen Alpenländern. (Folk-Liv Bd. 1957—1958 = Festschrift für Sigurd Erixon, Seite 135 ff.)

gen Landes abzuhalten, was zweifellos für die allgemeinere Kenntnis gerade dieser Vielgestaltigkeit von Niederösterreich gut ist.

Auf diese Weise ist 1968 die Tagung für Volkskunde und Heimatforschung, die wie jedes Jahr so auch heuer von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk veranstaltet wurde, ins Mostviertel, in die kleine alte Stadt Haag gekommen. Sie wurde von vornherein unter das Hauptthema „Volkskunde des Mostviertels“ gestellt, und auch die örtlichen Veranstalter konnten sich rechtzeitig darauf vorbereiten. Die Stadt Haag hat durch ihren rührigen Bürgermeister Huber und seinen eigens dafür beauftragten Mitarbeiter Johann Hintermayr eine eigene Ausstellung „Mostviertler Volkskunde“ erarbeitet, die nur während der Tagung in der geräumigen Festhalle der Stadt zu sehen war. Sie würde es verdienen, zu einem Heimatmuseum ausgebaut zu werden, als Gegenstück zum Linzer Mostmuseum.

Die Tagung begann, wie immer unter der umsichtigen Leitung von Frau Dr. Helene Grönn, mit einer Autobus-Rundfahrt im Bezirk Amstetten. Dann kam die Ausstellungseröffnung, und am Abend eine umfangreiche Darbietung „Der Volkstanz in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung der Landlerformen“ von Prof. Herbert Lager. Da wurde gezeigt, was die Volkstanzbewegung in langen Jahrzehnten gecrnt hat, und wie intensiv sich Lager selbst gerade mit dem Landler im Ybbsgebiet beschäftigen konnte. Die Eigenart des für die Landschaft so bezeichnenden Gruppentanzes trat auch in dieser Form der Darbietung, die man ja vielleicht als „zweites Dasein“ bezeichnen muß, noch sehr deutlich hervor. Es paßte vorzüglich dazu, daß, in Abänderung des Programmes, schon der erste Vortrag am nächsten Vormittag dem Vierkanter als der beherrschenden Bauernhausform des Mostviertels gewidmet war. Prof. Adalbert Klauer konnte aus seinen vorzüglichen Aufmessungen alle Entwicklungsformen dieser Haus- und Hoftype vorweisen. Daß die gleiche Landschaft, die Tanz und Hausform von ausgeprägter Eigenart aufweist, auch in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht bedeutungsvoll ist, zeigte dann Prof. Karl Lugsmaier in seinen philosophisch begründeten Ausführungen über „Freundschaft und Sippe“. Unterstützt durch die Mitteilungen von Prof. Josef Buchinger entstand ein eindringliches Bild einer alten, staatlich nicht gestützten Beziehungsform verwandtschaftlichen Lebens.

Der Nachmittag war wieder dem Most gewidmet. Ing. Otto Seidl führte in das Wesen der früheren und jetzigen Mostgewinnung ein und veranstaltete dann eine Führung zu zwei großen Bauernhöfen, in deren Kellern der Most auch frisch vom Faß gekostet werden konnte. Abends fand der Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Haag statt. Am nächsten Tag sprach Doz. Dr. Franz Lipp über „Mostviertel und Traunviertel in den Verflechtungen der Sachkultur“ und Frau Doktor Grönn berichtete über ihr neues Spezialgebiet, nämlich „Die Hauszier mit besonderer Berücksichtigung von Tür und Tor im Mostviertel“. Die Beziehungen zur näheren Nachbarschaft traten bei keiner niederösterreichischen Tagung noch so deutlich hervor wie hier in Haag, wo man den Zusammenklang mit dem oberösterreichischen Traunviertel deutlich wahrnehmen konnte. Das gab der Tagung ihre Eigenart. Umgekehrt wird aber ihre Abhaltung gerade in Haag vielleicht Rückwirkungen haben, vor allem hinsichtlich der Intensivierung der volkskundlichen Sammelarbeit im westlichen Niederösterreich. Leopold Schmidt

Karl Rumpf †

Am 21. Juli 1968 ist das Korrespondierende Mitglied unseres Vereines, Architekt Dr. h. c. Karl Rumpf in Marburg an der Lahn, im 84. Lebensjahr gestorben. Rumpf ist ein wahrer Meister der deutschen Volkskunstforschung gewesen. Obwohl sich die meisten seiner zahlreichen Arbeiten auf sein geliebtes Heimatland Hessen bezogen, hat er viel weiter um sich geblickt und von Bauernhaus und Bauerngerät auch in den Alpenländern viel gewußt, und vor allem auf seinen zahlreichen Reisen und Wanderungen viel gezeichnet. Jene Mitglieder des Vereines für Volkskunde, die 1963 an der Grimm-Gedächtnisreise durch Süddeutschland teilgenommen haben, werden den Abend im Hause Rumpf nicht vergessen, an dem Herr und Frau Rumpf uns nicht nur gastlich bewillkommneten, sondern vor allem die staunenswerte Fülle der maßgerecht gezeichneten Blätter der Haus- und Geräteaufnahmen vor uns ausbreiteten, die wohl Rumpfs wahres Lebenswerk geworden sind¹⁾.

Eine ausführliche Würdigung, vor allem eine Bibliographie der wertvollen Veröffentlichungen von Karl Rumpf werden uns sicherlich von hessischen Freunden besichert werden. Uns bleibt nur die Trauer, aber auch die dankerfüllte Erinnerung an einen großen deutschen Volkskunstforscher, der in seiner vornehmen Eigenart wie ein Sinnbild einer sonst vielleicht und leider doch vergangenen Zeit und Art erschien.

Leopold Schmidt

Josefine Gartner †

Frau Direktor Josefine Gartner, die verdienstvolle Kärntner Volksliedsammlerin, zu deren 75. Geburtstag soeben im Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes (Bd. XVII, 1968, S. 82) eine ausführliche Würdigung aus der Feder von Anton Anderluh erschienen ist, hat diesen Geburtstag leider nicht mehr lange überlebt. Sie ist am 14. September 1968 in Klagenfurt gestorben. An ihrem Grabe hat der Direktor des Landesmuseums für Kärnten, Hofrat Dr. Franz Koschier die Gedenkrede gehalten und ihr den Dank für ihre große Lebensleistung auf dem Gebiet des kärntnerischen Volksliedes noch einmal abgestattet. *Schidt.*

¹⁾ In Marburg an der Lahn fand am 7. November 1968 eine Gedenkstunde für Karl Rumpf statt, zu der der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, die Hessische Vereinigung für Volkskunde und die Sektion Marburg des Deutschen Alpenvereines geladen hatten. Es sprachen dabei Karl Demandt, Bernhard Martin und Alfred Höck. Vgl. den Bericht „Ein Bewahrer hessischer Volkskunst“ (Oberhessische Presse Nr. 261 vom 8. November 1968, S. 5).

Literatur der Volkskunde

Viktor von Geramb, **Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark**. 4. Auflage. Bearbeitet von Karl Haiding. 278 Seiten. Zahlreiche Zeichnungen von Emmy Singer-Hiebleitner. Graz 1967. Leykam-Verlag. S 96,—.

Die 2. Auflage dieses schönen Märchenbuches, 1946 erschienen, war das erste Buch, das ich in dieser Neuen Serie unserer ÖZV (I/50 1947, S. 128 f.) besprochen habe. Geramb war mit meiner Rezension nicht einverstanden und hat sie mir wie so vieles andere immer übelgenommen. Dennoch kann ich zu dem Buch auch heute nichts anderes sagen als damals. Es handelt sich um ein schönes und nützliches Buch, das aber seine Eigenarten hat, die eben mit den Eigenarten von Steiermark als „Märchenlandschaft“ zusammenhängen.

Auch die von Karl Haiding, dem gewiegten Märchensammler bearbeitete Neuauflage bestätigt mir mein damaliges Urteil. Dabei hat Haiding das Buch in sehr nützlicher Weise bearbeitet, er hat Erzählungen, die nicht recht hineingehörten, durch bessere Fassungen, ersetzt, hat aus eigenem Sammelgut beigesteuert, und durch Nachwort und Anmerkungen das Werk auf den Stand der gegenwärtigen Märchenforschung gebracht. Sein Nachwort „Vom steirischen Volksmärchen und von seinen Erzählern“ schildert anschaulich die Quellen und Gewährsleute aus mehr als einem Jahrhundert, die zu diesem Buch beigetragen haben, das also wohl einen landschaftlichen, aber keinen zeitlichen Querschnitt durch das Volksmärchen in Steiermark bietet. Die meist etwas flüchtig wiederholten Angaben über einige Gewährsleute Prambergers usw. korrigiert Haiding soweit als möglich. Seine Anmerkungen zu den 36 Nummern des Bandes sind selbstverständlich bei weitem ausführlicher als die einstmals von Geramb vorgelegten. Freilich kann Haiding die ganze inzwischen erschienene, sehr umfangreiche Märchenliteratur miteinarbeiten, was vor allem der Typenfeststellung und der Verbreitungsübersicht zugutekommt. Mitunter sind die Nachweise der Verbreitung verwandter Fassungen von in der Steiermark aufgezeichneten Märchen sogar zu ausgreifend, man kann sich nicht recht vorstellen, daß solche Hinweise auf die Streuverbreitung der Erzählungen in dem ungeheuren eurasischen Raum wirklich etwas für die Geltung der jeweiligen Geschichte im Lande aussagen können. Im gegebenen Zusammenhang wären doch Hinweise auf die eventuellen Quellmöglichkeiten im nächsten Umkreis wichtiger. Wenn in der „Weißen Amsel“ durchwegs Namen wie Robert, Engelbert, Floribunda usw. vorkommen, dann helfen zeitlich und räumlich weitausgreifende Vergleiche nichts, man muß trachten, die offenbar zugrundeliegende Volksbuch-Fassung zu finden. Und gedruckte Erzählungen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert haben ganz offensichtlich diese Geschichten weitgehend beeinflusst, dafür sprechen die verschiedensten Anzeichen.

Ich glaube nicht recht, daß Geramb an einer Kommentierung seiner Sammlung durch einen Vertreter der alten „Wiener mythologischen

Schule* besonders interessiert gewesen wäre. Er hat persönlich mit deren Vertretern nichts zu tun gehabt, und von irgendeiner sachlichen Nähe ist wohl auch keine Rede gewesen. So ist eigentlich ein merkwürdiges Gespann zustande gekommen, dessen Buch-Ergebnis auf den Kenner etwas seltsam wirkt. Aber man muß es nehmen, wie es ist, nämlich als die von Geramb einst mit viel Liebe erarbeitete Sammlung, und als Haidings Bemühen um eine Bearbeitung und Kommentierung in seinem Sinn.

Die Bebilderung durch die große steirische Künstlerin Emmy Singer-Hieffleiner bezieht sich auf das Buch, das Geramb geschrieben hat. Es ist gerade durch diese schönen Haus- und Landschaftszeichnungen zu einem steirischen Heimatbuch geworden. Leopold Schmidt

Nikolaus Grass, **Der Wiener Dom, die Herrschaft zu Österreich und das Land Tirol**. VIII und 136 Seiten, eine ganzseitige Farbtafel und 19 Textabb. Innsbruck 1968, Verlag Felizian Rauch, S 125.—.

Das vorliegende schmale, aber sehr inhaltsreiche Buch über den Stephansdom ist für uns von den verschiedensten Gesichtspunkten her interessant. Der bekannte und vielseitig interessierte Innsbrucker Rechtshistoriker hat sich eigentlich, wie schon in mehreren vorher veröffentlichten Abhandlungen, nur der Aufgabe unterziehen wollen, ein wichtiges öffentliches Bauwerk des Mittelalters vom rechtshistorischem Standpunkt aus zu erfassen, was an sich schon eine beachtliche Erweiterung der bisher vorliegenden geschichtlichen und kunsthistorischen Arbeiten über St. Stephan dargestellt hätte. Aber Grass, der einen noch bei weitem größeren Einzugskreis im Bereich der eigenen wie der Nachbardisziplinen überblickt, hat eigentlich auch noch mehr geleistet, wenn gleich sich die Ergebnisse in Exkursen, Nachträgen und Anmerkungen nicht ganz leicht feststellen lassen: Er hat eigentlich die Geltung eines solchen wichtigen Bauwerkes für alle daran beteiligten mittelalterlichen Volksschichten, für die herrschenden wie für die beherrschten, berührt, hat die Stiftungsgedanken von ihrer rechts- und kirchengeschichtlichen Seite her ebenso dargetan wie das Bauwerk als Rechtsboden behandelt, und die Einzelrechte, beispielsweise das der Präsentation des Fürsten in seiner Kirche durch sein Bildnis überzeugend herausgearbeitet. Begreiflich, daß man die ganzen Komplexe der Stifter- und Motivbilder von hier aus anders sieht als bisher. Freilich sind viele dieser Gedanken nur en passant angedeutet, ihre knappe Darlegung durch lange Anmerkungen entschuldigt, die zwar für das Wesen des Verfassers sehr bezeichnend sein dürften, aber auch ungeschrieben hätten bleiben können.

Man darf sich daher mehr an den realen, auch für uns wichtigen Inhalt des Buches halten, und kann dabei herausgreifen: Patronatsrechte, Ausgestaltung des „Westwerkes“ und seine Funktion, Riesentor als Rechtssstätte, Exemption des Domkapitels und äußere Kennzeichen dafür, Rangstreitigkeiten, Fronleichnamsprozession, Fürstendenkmäler, Grablege der Habsburger, unter den Tirolern: Matthäus Heuberger, der Förderer des spätmittelalterlichen Passionsspieles in Wien, sein Anteil am Heiltumsbuch usw. Manche dieser Züge werden nur gestreift, wir könnten noch manche weitere dazu namhaft machen, die vielleicht den einen oder anderen Zug, den Grass wohl verspürt, aber nicht ausgeführt hat, noch weiter verfolgen ließe. Vor allem die verschiedenen Möglichkeiten der Geltung eines solchen Bauwerkes und seiner Einzelglieder, aber auch seiner Plastiken, Altäre usw. in Sage und Brauch, eine Geltung,

die zu beträchtlichen Teilen auch aus alten Rechtsvorstellungen und Rechtsbräuchen zu erklären sein dürfte, sie sollten doch noch weiter verfolgt werden.

Dazu wäre es freilich vielleicht notwendig, wenn Grass aus der nur schwer überblickbaren „Masse“ seiner Studien die rechtsvolkskundlichen Leitlinien deutlicher herauschälen und noch einmal ganz neu, und ohne Exkurse usw. darstellen würde. Für den ganz Eingeweihten sind seine Studien auch in der vorliegenden Form schon sehr anregend. Aber man könnte sich, wie gesagt, vorstellen, daß sie für unser Fach in einer anderen Form noch wesentlich fruchtbringender werden könnten.

Leopold Schmidt

Zwei Festschriften aus Wien:

Festschrift für Otto Höfler zum 65. Geburtstag. 2 Bände. Herausgegeben von Helmut Birkhan und Otto Gschwantler unter Mitwirkung von Irmgard Hansberger-Wilflinger. Wien 1968, Verlag des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. 523 Seiten.

Volkskunde und Volkskultur. Festschrift für Richard Wolfram, Ordinarius für österreichische und europäische Volkskunde an der Universität Wien zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Helmut Fielhauer (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien, Bd. 2), Wien 1968, Verlag A. Schendl. 431 Seiten, 52 Abb. auf Tafeln.

Festschriften kann man eigentlich nicht rezensieren, man kann auf sie nur hinweisen. Schließlich sind sie zur Ehre und Freude der betreffenden Jubilare zusammengestellt worden, so daß eine Kritik des einen oder anderen Beitrages immer falsch ausgelegt werden müßte. Aber wenn es sich wie bei den beiden vorliegenden Festschriften um so umfangreiche literarische Gaben handelt, soll eben doch wenigstens auf ihre Inhalte hingewiesen werden, und die eventuelle Kritik an dem einen oder anderen Beitrag mag der späteren Fachliteratur überlassen bleiben. Das Phänomen, daß die beiden alten Freunde Höfler und Wolfram in knappem Abstand ihre 65. Geburtstage gefeiert haben und etwas später, fast gleichzeitig, auch ihre Festschriften erhalten konnten, ist an sich bemerkenswert. Die Beiträge, die Vorreden, die Würdigungen, die Schriftenverzeichnisse der beiden Gelehrten verzahnen sich denn auch einigermaßen, was späterhin für die wissenschaftsgeschichtliche Würdigung von Vorteil sein wird. Wenn man den Beitrag Wolframs „Volkskundliches aus der Ramsau am Dachstein“ in der Höfler-Festschrift (Bd. II, S. 491 ff.) liest, und anschließend die Würdigung Wolframs durch Otto Höfler in der Wolfram-Festschrift (S. 15 ff.) zur Kenntnis nimmt, ist man doch über Lebensgang und Geisteswelt des Freundespaars weitgehend orientiert.

Daher sollen hier also nur die wichtigsten fachlichen Beiträge dieser Bände einzeln namhaft gemacht werden. In der Festschrift für Otto Höfler finden sich folgende sachlich in irgendeiner Form zur Volkskunde tendierende Aufsätze: Heinrich Beck, Waffentanz und Waffenspiel; Helmut Birkhan, Die Bauhütte als exklusive Kultgemeinschaft; Helmut Fielhauer, Das Motiv der kämpfenden Böcke; Thomas Finkenstaedt, Kerzen und Kerzenstangen der Zünfte; Otto Gschwantler, Christus, Thor und die Midgardschlange; Maria Horning, Der Fasnachtslauf der „Rollain Lotter“ (Ein Relikt germanischen

Brauchtums in der Osttiroler Sprachinsel Pladen in Oberkärnten): Karl-S. Kramer, Ein „Hängeritus“ im Jahre 1657 in Emsing bei Eichstätt?; Edith Marold, Die Königstochter im Erdhügel; Kurt Schier, Freys und Frodis Bestattung, Franz Seidl, Das Kreisstehen, ein Beitrag zum Wahrsagebrauchtum um die Jahrhundertwende; Ferdinand Sokolicek, Der Hinkende im brauchtümlichen Spiel; Herwig Wolfram, Methodische Fragen zur Kritik am „sakralen“ Königtum germanischer Stämme; Richard Wolfram, Volkskundliches aus der Ramsau am Dachstein; Manfred Zips, Zur Löwensymbolik.

Die Festschrift für Wolfram ist naturgemäß ganz der Volkskunde gewidmet. Die Aufsätze sind alphabetisch nach den Verfassern angeordnet. Wenn man sich einige Haupt-Themengruppen herausgliedert, kann man feststellen, daß die Festschrift sinnvollerweise Wolfram besonders als Volkstanzforscher ehrt. Der Volkstanzforschung und ihren engsten Nachbargebieten gehören folgende Abhandlungen an: Kurt Conrad, Volkstanz und Gesellschaftstanz in den Salzburger Landgemeinden; Walter Deutsch, Die Melodien zum Polsterltanz; Karl Horak, Der Ampflwanger Doppelländler; Felix Hoerbürger, Die Musik bei Bauernhochzeiten des südlichen Balkan; Karl M. Klier, Franz Köfler, ein Volksmusiker aus Hallstatt; Franz Koschier, Der Nöblinger „Achter“-Tanz; Georg Kotek, Die Sprechtexte im Steirischen Reiftanz von Oberwölz nach einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1935; Hannah Laudova, Die figuralen Formen der älteren Paartänze auf dem Gebiete der ČSSR. Belege aus Abbildungen des 16. und 18. Jahrhunderts; Franz Lipp, Neue Bildquellen zum Kultanz aus Oberösterreich; György Martin, Der ungarische Mädchenreigen; Vera Proca-Ciorrea, Der Rhythmus der rumänischen Volkstänze. Diese stattliche Reihe von Arbeiten zum Volkstanz allein würde dem Band schon Gewicht und Ansehen geben. Aber es treten noch mehrere Arbeiten aus dem Gebiet des von Wolfram ebenfalls maßgebend erforschten Brauchtums hinzu: Maria Hornung, Der „Moodriag“ in Laurein, Nonsberg, Südtirol; Alfred Karasek-Langer, Historische Vorläufer der Weihnachtspyramiden aus Böhmen, Mähren und Schlesien vom 16. und 18. Jahrhundert; Franz Kirnbauer, Stand, Aufgaben und Probleme der Forschung über bergmännisches Brauchtum in Österreich; Eberhard Kranzmayer, Der alte Gott von Tischelwang am Plöckenpaß. Eine religionsgeschichtliche Studie auf namenkundlicher Grundlage; Wolfgang Rusch, Der Bregenzer Fastnachtsritt nach dem Kloster Mehrerau; Sepp Walter, Faschingsrennen und Bärenjagen. Dann lassen sich Arbeiten zur Volkskunst im engeren und weiteren Sinn hier anschließen: Karl Haiding, Schwammkränze als Schmuck des heimkehrenden Altviehs; Friederike Prodingler, Salzburger Kostümstudien an Obermillner-Werkstatt-Arbeiten; Clara Wassitzky, Sogenannte „Klosterarbeiten“ aus dem Burgenland. Der Hauskunde und Sachforschung gehören folgende Studien an: Helmut Fielhauer, Brandwirtschaft im Ötschergebiet, Niederösterreich; Karoly Gaal, Die Volksfischerei im südlichen Burgenland; Adalbert Klaar, Die Mischzonen in den Hauslandschaften; Lily Weiser-Aall, Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, Bericht über einen Fragebogen des Instituts „Norsk Etnologisk Gransking“, Oslo 1965. Und schließlich muß noch auf Arbeiten allgemeiner Thematik hingewiesen werden: Siegfried Guttenbrunner, Die 430.000 am Niederrhein. Ein Versuch zur Frühgeschichte der Volkssage; Otto Höfler, Volkskunde und Kulturmorphologie; Ingrid Kretschmer, Stadtvolkkunde in kartographischer Sicht; Egon Len dl, Die europäischen Bevölkerungsverschiebungen und die moderne

Volkskundeforschung; Bruno Schier. Kulturwandel volkskundlicher Erscheinungen in der deutsch-slawischen Kontaktzone.

Man muß bedenken, daß dieser Band die erste Festschrift für einen akademischen Lehrer der Volkskunde in Wien seit dem Erscheinen der Festschrift für Michael Haberlandt im Jahre 1925 ist. Der Vergleich der beiden Bände ist mehr als lehrreich: Er gewährt in mancher Hinsicht auch tiefe Einblicke in das Werden des Faches, in Absinken und Wiederaufstieg seiner Geltung, und was man an der Liste der Autoren wie der von ihnen behandelten Themen noch alles ablesen mag.

Leopold Schmidt

Wilhelm und Hiltraud Ast. Dreihundert Jahre Gnadestätte Mariahilferberg. Werden und Wachsen des Wallfahrtsortes. 54 Seiten, 20 Abb. auf Tafeln, davon 2 farbig. Gutenstein 1968, Marktgemeinde.

Die bedeutende barocke Baumwallfahrt Mariahilferberg bei Gutenstein in Niederösterreich feiert 1968 ihr dreihundertjähriges Bestehen. Es ist sehr erfreulich, daß das dazu fällige Jubiläumsbüchlein von den besten Fachleuten im Gutensteiner Tal geschaffen wurde, von dem um das Gutensteiner Museum hochverdienten Ehepaar Ast, das keine Mühe gescheut hat, die älteren Aufzeichnungen, die Angaben in der Servitenliteratur, die vielen kleineren Veröffentlichungen sachlich zu mustern und, ergänzt durch viele lokale Einzelbeobachtungen, die bis in die Gegenwart reichen, zu einem allgemein lesbaren und dennoch quellenmäßig belegten Erinnerungsbüchlein zu gestalten. Die Heranziehung der älteren Reisendenliteratur und der verhältnismäßig frühen Bildquellen haben der Darstellung den notwendigen allgemeineren Rahmen gegeben. Diese Tendenz spiegelt sich auch in der vorzüglichen Bebilderung, die außer den in geschichtlicher Reihenfolge angeordneten Andachtsbildchen auch eine biedermeierliche Landschaftsdarstellung (von Zastiera, 1866) und ein vorzügliches Prozessionsbild von 1768 in Farben bietet.

Leopold Schmidt

Helmut Prasech. Um die Möll. Volkskunde eines Kärntner Tales. 184 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Spittal an der Drau 1968, Selbstverlag des Bezirksheimatmuseums Spittal.

Wie bei der Oberkärntner Volkskunde des rührigen, energischen und vielseitigen Gründers und Leiters des Spittaler Heimatmuseums darf man auch bei diesem Buch den Titel „Volkskunde“ nicht im Sinn einer wissenschaftlichen Facharbeit nehmen. Man muß das lebensvolle, ungemessen stoffreiche großformatige Buch vielmehr als ein Zeugnis des Weiterlebens einer heimatverbundenen Frühvolkskunde nehmen, deren Wert hinsichtlich des Aufbringens von Sach- und Brauchgut und der anschaulichen Darstellung dieser Dinge in Wort und Bild unbestreitbar erscheint.

Für das Möll-Tal, das innerste Alpengebiet Kärntens, knapp an der Grenze von Salzburg und Osttirol, bringt der Band eine Fülle von Stoff, wobei die eigentlich volkskundlichen Kapitel von solchen der zeitgemäßen Heimatkunde umstellt sind. Bergbau, Wasserkraftwerke, Tauernbahn, Fremdenverkehr, das sind Kapitel, die offenbar das Interesse der Einheimischen wecken sollen. Es stecken schon im ersten Abschnitt „Jetzt und das, was war“ zahlreiche hierhergehörige Abschnitte drin: Sternsinger, Wallfahrten, Mölltaler Sagen (7 Nummern), und einschlägiges mehr. Das zweite Kapitel „Vom Tagwerden bis zur ewigen

Ruh“ versucht angefangen mit einer kleinen, schwänkereichen Volkscharakteristik „Die Mölltaler sind so“. Abschnitte aus Jahres- und Lebenslauf zu bieten, in einer mitunter recht bunt erscheinenden Folge. „Mitteln für die Poppeln“, also die Wickelkinder, finden sich ebenso wie Angaben über die „Halter“, über die „Gobernalbettler“, dann aber wieder über die Giebelzeichen, die man vielleicht erst später, beim Abschnitt „Mölltaler Bauernhaus“ erwartet hätte. Auf das „Gasseln“ folgt „Die Rangersdorfer Habergeiß und Dr. Faust“, auf das „Ha zahn“ (Heuziehen) „Buttern und Kasen“, „Kraut und das Fleisch selchen“, dann wieder „Kohl- und „Kalkbrenner“, aber auch „Hausmittel“. Der „Deckenvogel über dem Krapfenhengst“ leitet zu den „Heiligen Zeiten“ über, aber die eventuell hier anzuschließenden Abschnitte „Lichtmeß“ und „Kirchtag“ kommen erst viel später, denn zunächst stellen sich Angaben über die Mölltaler Flößer, über die Brechelhütten, aber auch über das „Scheibenschlagen, Brennesselsalzen und Haferwalgen“ ein. Der Hochzeitsbrauch des „Trug'n-, Kasten- oder Vales-Führens“ steht vor dem „Mittner Drascher“ und den „Mölltaler Wasserrädern“, der „Kirchtag“ vor dem „Wurzengraber und Brantweinträger“. Immerhin schließt der Abschnitt mit der „Leich“. Vermutlich sollen die einheimischen Leser das Buch wie einen Kalender verwenden, aus dem man sich auch jeweils ein Kapitel herausliest, ohne auf Zusammenhänge zu achten. Für die Forschung, die ja immerhin so ein Buch benützen muß, und für die reiche Stoffdarbietung einschließlich der zahlreichen Bilder vor allem von so manchem wenig bekannten Gerät dankbar ist, bringt die sprunghafte, immer wieder schriftstellerisch lockere Darstellung so manche Pein.

Das ändert sich auch im dritten Kapitel nicht, wo unter den „Besonderen Leuten“ etwa das Passionsspiel am Treffdorfer Ölberg auftaucht. Es ist durchaus verdienstlich, all die bedeutenden Männer aufzuzählen, die aus dem Mölltal stammen, und zu manchem den einen oder anderen Schwank zu erzählen. Man erfährt gern so etwas über den Vater des als Schwegelpfeifendrechslers bekannt gewordenen Heiligenbluter Hausa Schmiedl. Manchmal geht die Würdigung eines solchen aus dem Mölltal stammenden Mannes wohl zu weit, etwa bei dem Bildhauer Florian Grübler aus Kolbnitz, von dem das Denkmal Kaiser Josefs II. am Wiener Josefsplatz entgegen der Behauptung des Buches (S. 13) eben doch nicht stammt. Es bleibt schon dem großen Tiroler Bildhauer Franz Anton Zauner erhalten.

Es könnte eine Aufgabe der Kärntner Volkskunde sein, das hier vorliegende, in sich völlig verschiedenwertige Material durchzuordnen und durchzuinterpretieren. Einige „Wörterklärungen“ am Schluß des Buches werden dafür etwas zuhelfekommen, und die Darstellung von Maria Hornung „Die Mundart des oberen und mittleren Mölltales“ (S. 81 ff.) bedeutet sicherlich auch eine sachliche Förderung.

Leopold Schmidt

Georg R. Schroubek, **Wallfahrt und Heimatverlust**. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde Bd. 5), 404 Seiten, 8. Abb. Marburg 1968, N. G. Elwert Verlag. DM 16,—.

Diese vor Jahren noch bei Josef Hanika begonnene Dissertation stellt wohl eine komplette Aufarbeitung des Themas, eben des Wallfahrtswesens der Heimatvertriebenen nach dem letzten Weltkrieg dar. Eine gediegene Aufarbeitung und Darstellung, der viel mühsam gesammeltes Material zugrundeliegt. Material nach Befragungen, nach klei-

nen und kleinsten Zeitungsnotizen, nach Aufzeichnungen in der Sammlung Karasek usw.

Aus diesem reichen, aber in vieler Hinsicht ziemlich gleichförmigen Material ergibt sich, was man aus verschiedenen Vorarbeiten im wesentlichen schon wußte: Daß nach dem Krieg eine ganze Wallfahrtswelle hochbrandete, an der die Heimatvertriebenen ihren besonderen Anteil hatten, und daß all das nach ungefähr zehn Jahren so verebbte, daß heute davon kaum mehr etwas übriggeblieben ist. Man hat der ganzen Heimatvertriebenen-Volkskunde vor Jahren schon sagen müssen: „Laß fahren hin das allzu Flüchtige“, und findet sich hier nur bestätigt. Das hat nichts mit der Qualität der vorliegenden Arbeit zu tun, die sehr genau nach den Richtlinien Hanikas vorgegangen ist, sich freilich aber in Bayern auch in hervorragendem Ausmaß an die dort betriebene Wallfahrtsvolkskunde von Rudolf Kriss bis zu Karl-S. Kramer usw. halten konnte. Besonders wertvoll ist dementsprechend die ausführliche Liste der von den Heimatvertriebenen aufgesuchten Pilgerziele, die auch die österreichischen Gnadenstätten enthält. Daß dabei alles aus der Blickschau der Heimatvertriebenen bzw. ihrer alten Heimat gesehen wird, ist begreiflich, führt aber gelegentlich dazu, das örtliche Eigengewicht zu unterschätzen. So hängt das Vorhandensein eines von Führich gemalten Motivbildes in Maria Dreieichen doch nicht damit zusammen, daß Führich aus Kratzau in Böhmen stammte (Schroubek, Anmerkung 455), da es doch in Wien 1837 gemalt wurde (Vgl. Friedrich Endl, Ein Motivbild, gemalt von Altmeister Josef R. v. Führich usw., in: Unsere Heimat, Bd. II, Wien 1929, S. 29 f.).

Vorzüglich erscheint in ihrer bedächtigen Genauigkeit die „Analyse des Phänomens der Heimatvertriebenenwallfahrt“, die in 16 Unterabschnitten alle erdenklichen Beziehungen, von der Typologie der Wallfahrt der Heimatvertriebenen über Wallfahrtsanlässe, Wallfahrtsträger, Brauchtümliches und Gegenständliches (Votive), Gebete, Lieder, Legendenbildung usw. alles behandelt, was sich aus dem Material hat ablesen lassen. Das kurzfristige, wenig schöpferische Element, das diesen Wallfahrten anhaftete, kommt zwischen den Zeilen sehr deutlich zur Geltung. Die Überlagerung durch politische Elemente, durch Gedenkfeiern, geselligen Zusammenkünfte usw. wird in gebührenden Maßen durchaus festgehalten.

Leopold Schmidt

Werner Lü h m a n n, St. Urban. Beiträge zur Vita und Legende, zum Brauchtum und zur Ikonographie (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. XIX). 160 Seiten, 17 Bildtafeln, 1 Karte. Würzburg 1968, Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh.

Diese sehr gute, aufmerksam gearbeitete Dissertation, die bei Josef Dünninger in Würzburg geschrieben wurde, ist der Bearbeitung der Vita und der Legende des Heiligen nach allgemein, dem Brauchtum und der Ikonographie nach im wesentlichen auf den fränkischen Raum hin ausgerichtet. Da der hl. Urban aber auch sonst weithin Weinpatron ist, wird diese Monographie allenthalben heranzuziehen sein, und die landschaftlichen Ergänzungen hinsichtlich Brauchtum und Bildwerk werden sich einstellen.

Leben und Legende des Papstes Urban, der als der Weinheilige nachgewiesen wird, finden sich mit philologischer Akribie bearbeitet. Sowohl die frühen Zeugnisse wie die mittelalterlichen Belege in Legende und Passional werden sehr genau behandelt, und alles, was die spätere

Hagiographie über den Papst und Weinpatron auszusagen wußte, im Anschluß daran ebenso. All das ergibt aber freilich nur sehr wenig für die Rolle gerade dieses Heiligen als Traubenpatron, und was in älterer Zeit über die Entwicklung des Winzerpatronates gefabelt wurde, wird hier wohl nachgewiesen, aber auch mit Recht als unwesentlich dargetan. Es bleibt der Rechtsbrauch, die Kalenderweisheit, die mit Urban den Sommer beginnen läßt. Daran knüpfen sich die Ausführungen über Urbani als bäuerlicher Merk- und Lostag. Auf diesem Grund stehen die volkstümlichen Feste, die Prozessionen und Kinderfeste, die Lühhmann aufmerksam behandelt, einschließlich der noch lebenden Bittprozession von Thüngersheim. Es bleiben die Nachrichten über das „kultische Bad“, das heißt über das vielzitierte in den Brunnen-Werfen einer Urbansfigur. Hier werden dann gewisse Schwierigkeiten dieser so weitgehend historisch positivistischen Darstellung deutlich: Es fällt nicht einmal ein Wort des Vergleiches, der möglichen Beziehungen zum Todaustragen, und zu allen verwandten Bräuchen mit Wassertauche, Schein-Ertrückung usw., die sich davon kaum trennen lassen dürften. Auch für das Nürnberger Urbanreiten werden alle nur möglichen Zeugnisse einschließlich der wichtigen Bildzeugnisse aufgetrieben und dargetan, aber ein wirkliches Einbinden dieses städtischen Umrittbrauches erfolgt doch nicht. Aber jeder derartige Brauch steht nun einmal nicht für sich, und seine Einzelzüge wie seine Gesamtheit müssen doch auch vergleichend betrachtet werden.

Die genaue Aufzählung der Urbansdarstellungen in der bildenden Kunst ist für Franken gut durchgeführt, für das übrige Bayern weniger, und die weiten Landschaften, die gleiche Bildwerke aus den verschiedensten Epochen kennen, sind überhaupt nicht berücksichtigt. Man wird dies vielleicht auch von einer Dissertation nicht verlangen können. Sie bedeutet dann für dieses Gebiet eben einen Anfang, der sicherlich in anderen Weinlandschaften zur Fortsetzung einladen wird.

Leopold Schmidt

Schwankerzählungen des deutschen Mittelalters. Ausgewählt und übersetzt von Hanns Fischer. 340 Seiten, mit 21 Abb. im Text. München 1967, Carl Hanser Verlag. DM 19,80.

Die meisten Übersetzungs- und Auswahlbände, die „Altdeutsche Schwänke“ oder ähnlich heißen, stützen sich auf die Schwankbücher des 16. Jahrhunderts. Die mittelalterlichen „Mären“ sind dagegen wenig bekannt, an guten Übersetzungen gibt es fast nur den schönen Band von Alois Bernt, *Liebe, Lust und Leid*, München 1939, ein längst selten gewordenes Buch. Bernt war ein gediegener Fachmann für das Thema, und Fischer, der diesen Band mit Prosa-Übersetzungen herausgebracht hat, ist es nicht minder. Von ihm stammt außer der Ausgabe der Reimpaarsprüche des Hans Folz (1961) das Buch über die „Märendichtung des 15. Jahrhunderts“ (München 1966), und es erscheint daher begreiflich daß er eine lesbare Übersetzung wenigstens eines Kernbestandes dieser so wenig bekannten Kleinerzählungen vorlegen wollte. Der Band enthält denn auch ein halbes Hundert Mären-Schwänke, von denen 39 bisher nie übersetzt worden sind. Dennoch gehören sie alle gut bekannten Gattungen an, es sind die meist groben, unanständigen Geschichten, ähnlich den Novellen der gleichzeitigen Italiener, nur meist ungehobelter, deutlicher. Folz, Stricker, Kaufinger und ihre meist anonymen Zeitgenossen müssen für ein merkwürdiges Publikum geschrieben haben. Die Motive sind nur zum Teil traditionelle, etwa der falsche Messias (42)

oder der mehrmals getötete Leichnam (50). Fischer hat im Anhang wohl die Quellen der Erzählungen angegeben, aber keine Erläuterungen im Sinn der Erzählforschung. Dabei wären die Verbindungsfäden, die sich von den handschriftlich überlieferten spätmittelhochdeutschen Geschichten zu den in Schwank- oder Liedform erhaltenen mündlichen Fassungen ziehen lassen, durchaus interessant. Das gilt freilich mehr für die einmotivischen Geschichten als für die manchmal doch komplizierter aufgebauten Erzählungen, die nicht mehr in unser Fach, sondern in das der „vergleichenden Literaturgeschichte“ fallen, die es allerdings kaum mehr gibt.
Leopold Schmidt

Paul Zauert, **Westfälische Sagen**. 386 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf Tafeln. 2. Aufl. Düsseldorf 1967, Eugen Diederichs Verlag. DM 22,50.

Der von Paul Zauert, einem engen Mitarbeiter von Eugen Diederichs, einstmals gegründete „Deutsche Sagenschatz“ ist weniger bekannt geworden als der von Friedrich von der Leyen inaugurierte Märchenschatz, der den unverständlichen Namen „Märchen der Weltliteratur“ führt, und dennoch zu hohem Ansehen und einer erstaunlichen Auflagenhöhe gelangt ist. Aber die Bände des Zauert'schen Unternehmens müssen doch auch ihre Qualitäten immer wieder erwiesen haben, sonst hätte sich der Verlag wohl kaum dazu entschlossen, in den letzten Jahren einen Band nach dem anderen davon in zweiter Auflage, besser gesagt im Neudruck vorzulegen. Das ist nunmehr schon für die Schwarzwaldsagen von Johannes Künzig und für die Schlesischen Sagen von Peuckert geschehen, und das ist nunmehr auch mit voller Berechtigung für den Westfalen-Band von Zauert selbst erfolgt.

Obwohl es aus Westfalen viele alte und neuere Sagensammlungen gibt, ist dieser umfangreiche Auswahlband von Zauert mit seinen hundert (leider unnummerierten) Geschichten eine gediegene Leistung geblieben. Mit seinen guten Quellennachweisungen und Anmerkungen hat er sich auch durchaus wissenschaftlich benützlich gehalten. Der vorzügliche, reiche Bilderschmuck gibt geradezu ein Bildbuch über das „malterische und romantische Westfalen“, um es mit den Titeln der Hauptquellen dieser Behilderung auszudrücken. Ein wirklich begrüßenswerter Neudruck also. Wenn man einen Wunsch vorbringen dürfte, dann wohl am ehesten den, daß der Verlag auch andere Bände dieser Reihe, die auch längst vergriffen sind, neu auflegen sollte. Gustav Jungbauers „Böhmerwaldsagen“ wären wohl dabei besonders wünschenswert.

Leopold Schmidt

Robert Cogho und Will-Erich Peuckert, **Volkssagen aus dem Riesen- und Iser-Gebirge** (= Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. 8), 102 Seiten, 1 Karte. Göttingen 1967, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 16,80.

Peuckert wird nicht müde, seine älteren Arbeiten auszuwerten. Hier legt er einen schmalen Band vor, der einerseits die Sagen enthält, die Robert Cogho an der Jahrhundertwende (sein Buch trägt keine Jahrszahl) gesammelt herausgegeben hat, andererseits jene, die Peuckert in seiner Jugend, während des ersten Weltkrieges, im Iser-Gebirge aufschreiben konnte. Coghos Aufzeichnungen haben die mehr oder minder feuilletonistische Form der Aufsätze im „Wanderer aus dem Riesengebirge“ behalten, Peuckerts Aufzeichnungen sind ebenso knapp gehalten, wie sie es bei ihrem ersten Erscheinen (in den „Mitteilungen der Schlesischen

Gesellschaft für Volkskunde“, Bd. 21) schon waren. Wer die beiden Originaldrucke nicht besitzt, und das dürfte immerhin ein beträchtlicher Teil der Sagen-Interessenten sein, wird also froh sein, diese schlesische Sagen hier beisammen zu haben. Außerdem hat Peuckert zu den Sagen Coghos sehr ausführliche Literaturnachweise geliefert, offenbar restliches Material aus dem nicht weitergeführten „Handwörterbuch der Sage“. Wer also Literaturnachweise zum Auswählen versunkener Glocken durch Schweine oder zu den gespenstischen „Waschweiberln“ und vielen anderen Themen sucht, der kann sie hier komplett finden. Man muß darauf eigens aufmerksam machen, da es sich eigentlich nicht von selbst versteht.

Einige Bilder aus dem Riesengebirge, übrigens auch von den in den Sagen vorkommenden „Walenzeichen“, lockern den Band erfreulich auf. Ein Orts- und ein Sachregister machen seinen Inhalt leicht benützlich.

Leopold Schmidt

Joseph Schopp, *Verzauberte Welt*. I. Die magischen Sagenkreise in Südhessen und Nordbaden. 95 Seiten. Gießen 1967, Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft.

Joseph Schopp hat vor mehr als dreißig Jahren bei Friedrich Panzer studiert und damals eine umfangreiche Dissertation über das deutsche Arbeitslied geschrieben, die zur Grundlage jeder weiteren Arbeit auf diesem Gebiet geworden ist. Er hat sich dann vor und nach dem zweiten Weltkrieg von Seligenstadt aus mit der Sagenwelt im Odenwald und dessen Umland beschäftigt, ein erstes Ergebnis liegt in dem von Heinrich Grund (Abteilung für Erziehungswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen) herausgegebenen schmalen Band nun vor. Dieser I. Teil behandelt die Sagen mit magischem Hintergrund, ein II. soll jene mit mythischer Fundierung darbringen.

Schopp berichtet einleitend über das Forschungsgebiet, über Sammler und Erzähler, wobei sich unter anderem herausstellt, daß auch die Mitarbeiter an dem von Mathilde Hain herausgegebenen Heimatbuch von Großauheim (Frankfurt 1956) in diesen Kreis gehören. Ferner versucht Schopp mit Hilfe des einstmals bei Panzer erworbenen Rüstzeugs die Grundbegriffe der Magie, der Sympathie, der Analogie usw. zu klären, soweit dies für die Beurteilung der Sagen erforderlich ist. Dann werden im ersten Teil Hexensagen, im zweiten Geschichten von Hexenmeistern und im dritten Überlieferungen von Schatzgräbern dargeboten. Da es sich größtenteils um unveröffentlichte Aufzeichnungen, meist um schlichte Aufschreibungen nach mündlichen Mitteilungen handelt, wird man sie als wertvolle Ergänzungen zu den bisherigen Sagensammlungen aus dem Bereich von Südhessen — Nordbaden ansprechen dürfen. Interessant auch die abschließenden „Kritischen Betrachtungen“, durch die Schopp „gefälschte“, also literarisch geformte Erzählungen aus den älteren Sagensammlungen ausscheidet. Das Büchlein geht infolge seiner Erklärungs- und Ausgliederungsbestrebungen über geläufige Sagensammlungen entschieden hinaus.

Leopold Schmidt

Alfred Cammann, *Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien*. Bessarabien, Dobrudscha, Siebenbürgen, Ukraine, Krim, Mittel-asien (= Monographien der Wittheit zu Bremen, Bd. 6). 456 Seiten, Abb. auf 8 Tafeln. Göttingen 1967, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 28,—.

Die große Nachlese auf dem Gebiet der Volkserzählung, die in den Nachkriegsjahren begonnen hat, nicht zuletzt veranlaßt durch den Versuch, das verschwindende Volkskulturgut der Heimatvertriebenen zu

sichern, sie bringt immer noch beachtliche Sammlungen zustande. Von Cammann weiß man, daß er das Aufspüren von Erzählern aus solchen Kreisen versteht, und sie vor dem Tonbandgerät auch zum Reden bringt. Eine hervorragende Probe solcher auf diese Weise gesammelten Erzählungen hat er in seinem Werk „Westpreussische Märchen“ (= Supplement-Serie zur Fabula, Reihe A, Bd. 3) Berlin 1961, vorgelegt.

Nunmehr gibt er das von ihm bei den Volksdeutschen aus den verschiedenen russischen und rumänischen Gebieten gesammelte Märchengut heraus. Eine ausführliche Einleitung zeigt, wie er an die Gewährsleute herangekommen ist, und was den Leuten vor allem in der Dobrudscha und in Bessarabien einst das Erzählen bedeutete hat. Noch heute sind sie mit ihren oft ihrer alten nichtdeutschen Umwelt angehörenden Erzählungen eng verbunden. Gute Beispiele solcher Erzähler und besonders Erzählerinnen hat Cammann im Text und in den Bildern eindrucksvoll festgehalten, obwohl er einen eigenen Band der „Welt der Erzähler“ noch zu widmen gedenkt. Der vorliegende Band enthält die Texte selbst, 180 Nummern im ganzen, hauptsächlich Märchen, aber auch Schwänke, Tiergeschichten, Räubergeschichten, Exempel und schließlich Sagen. Die Erzählungen, deren Variationsmöglichkeiten Cammann in der Einleitung sehr aufschlußreich darstellt, sind am Ende des Bandes von Kurt Ranke und Fritz Harkort ganz knapp nach Typen registriert, mit so manchem Hinweis auf die auffallende Längung einiger Geschichten, oder auf das Auftreten von „Märchenphantasie“. Jedenfalls eine bedeutende Sammlung, welche das Lebendige an dieser Art, außerhalb der mitteleuropäischen Zusammenhänge das Erzählgut weiter zu tradieren, vorzüglich deutlich macht.

Leopold Schmidt

Sergius Golowin, *Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternenmenschen.* 128 Seiten. Bern und München 1967, Francke Verlag.

Vor einem Vierteljahrhundert hatten wir, das waren damals Alfred Karasek und ich, uns entschlossen, für eine bestimmte Gruppe von Sagen, die immer in Zeitungen auftauchen und durch sie erhalten und verbreitet zu werden scheinen, den Terminus „Zeitungssagen“ einzuführen (Vgl. Alfred Karasek-Langer, Eine Zeitungssage vom „geschlachteten und gepökelten Brüderchen“, in: *Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde* Bd. VI, 1933, S. 100 ff.) Wir dachten damals hauptsächlich an die Verbreitung solcher Erzählmotive durch das Massenmedium Zeitung. Mit etwas Voraussicht hätten wir wohl auch annehmen müssen, daß es vielleicht bald auch „Rundfunksagen“ geben würde.

Man hatte davon aber nicht gesprochen, sondern eine Zeitlang überhaupt auf das Phänomen vergessen, bis es sich in anderer Form wieder meldete. Nunmehr aber vom Stoff her, als Erzählinhalt: Die Massenmedien begannen einige Jahre nach dem 2. Weltkrieg von den „Fliegenden Untertassen“ zu berichten. Nach dem Abebben der ärgsten Flut dieses Selbstbetrugs verkündete der Züricher Psychoanalytiker C. G. Jung, daß es sich dabei um eine Art von Projektion bestimmter Archetypen an den Himmel, und damit um eine moderne Sagenbildung handle. Die volkskundliche Sagenforschung hat dies, soviel ich sehe, kaum zur Kenntnis genommen. Nunmehr ist wieder ein Forscher außerhalb der Zunft auf das Gebiet aufmerksam geworden, und hat nicht nur die „Untertassen“, sondern all diese Geschichten von Raumfahrern, Marsmenschen usw. aufs Korn genommen, und festgestellt, daß es sich dabei um ganze Sagenkreise bereits handelt, die von den Massenmedien, vor allem den Filmen, den

utopischen Romanen und den Comics verbreitet werden. Sein Büchlein sollte von volkskundlicher Seite her aufmerksam gelesen werden. Es bietet einerseits eine Art von Motivgliederung dieser Erzählungen: „Die Sternenwesen und ihr Freundeskreis“ etwa, oder „Neue Himmelsbotschaften“. Wie die Massenmedien die von ihnen gelenkten Ängste und Sehnsüchte da völlig oberflächlich und stereotyp auswalzen, geht uns etwas an, kann von uns aus erfaßt, verstanden, aber auch verglichen werden. Gerade das Vergleichen aber hat Golowin interessanterweise schon selbst in die Wege geleitet. Sein drittes Kapitel beschäftigt sich mit den Ähnlichkeiten dieser neuen mit den „alten“ Sagen. Gewisse Züge der Besucher von anderen Sternen sind zweifellos mit alten Sagenzügen identisch: Große Geschwindigkeit, plötzliches Auftauchen, Lichterscheinungen, das Stehen über den Dingen, ohne daß den Besuchern aber die menschlichen Dinge selbst fremd wären. Und manche Sagen, beispielsweise im Kanton Bern, sollen direkt von solchen Besuchern von fernen Sternen, von „Stärnelütli“ berichtet haben. Von da greift Golowin weiter aus, und berichtet über verschiedene Bergmännlein-Traditionen, und davon, daß man da und dort überzeugt gewesen sei, diese seien eigentlich „Bewohner des Mondes“ gewesen (S. 103).

Den wenigen, vermutlich leicht zu vermehrenden Sagenberichten über solche Dinge aus Europa stellt Golowin schließlich die Aufgeschlossenheit der breiten Sektierer-Gruppen in Amerika an die Seite, die bekanntlich auch die „UFO-Weltanschauungen“ am stärksten begünstigen. In wieweit dagegen die von Golowin anschließend hierhergestellten Lichterbräuche (in der Art der Glöckler usw.) damit etwas zu tun haben, wird nicht ganz klar. Da fehlt es dem Verfasser offenbar an der Kenntnis der Breitenwirkung katholischer Traditionen. Andere Schlußfolgerungen wie vor allem die von einer neuen Aufgeschlossenheit künstlerisch begabter Menschen für das greifbar Wundermäßige, für das Märchen als nonkonformistische Kulturkomponente, sind dagegen richtig, und lassen sich sozusagen Tag für Tag verifizieren. Aber das liegt wohl einstweilen noch etwas außerhalb unseres Zuständigkeitsbereiches.

Wie dem auch sei, es ist gut, daß solche Dinge erörtert werden, und man möchte sich wünschen, daß man sich von intern volkskundlicher Seite damit auch beschäftigen würde.

Leopold Schmidt

Die schlafende Schöne. Französische und deutsche Feenmärchen des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Heinz Hillmann. 282 Seiten mit mehreren Abb. nach den Originalausgaben im Text. Hamburg 1967, Christian Wegner Verlag, DM 22,—.

Das Feenmärchen ist als höfische Unterhaltungsliteratur entstanden, zum Teil wohl in Erinnerung an ältere französische Volksmärchen. Die Modewelle der Feerien hat erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Deutschland übergreifen und dann die verschiedensten Folgen gehabt: Wielands Märchen, Mozarts Zauberflöte, die Volksmärchen von Musäus und sekundär doch wohl auch die Märchensammlungen der Romantik, in Abwendung von den Feenmärchen, und doch ohne diese nicht auskommend: Das „Dornröschen“ in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm stammt von der „Schlafenden Schönen“ bei Charles Perrault ab.

Diese an sich wohlbekannten Dinge werden durch diese gute Textauswahl, die bibliophil schön ediert erscheint, wieder nähergebracht. Es handelt sich um zwei Märchen von Perrault, eines von der

d'Aulnoy, eines von de la Force, eines von der de Murat, eines von de Caylus, eines von Marie le Prince de Beaumont, dann um die „Königin Grille“ von Rousseau, um „Lulu oder die Zauberflöte“ von August J. Liebeskind und schließlich um „Timander und Melissa“ von Wieland. Ein gutes Nachwort und ein Textnachweis vollständigen die gediegene Ausgabe, die sich an die Texte des 18. Jahrhunderts, auch hinsichtlich der Übersetzungen hält, wodurch sprachlich eine sehr gleichmäßige Wiedergabe gewährleistet ist. Die Kupferstiche aus den Originalausgaben passen dementsprechend gut dazu.

Leopold Schmidt

Das Schloß an den goldenen Ketten. Französische, italienische, spanische, portugiesische Märchen. Ausgewählt von Thekla Dömötör (= Reihe: Märchen der Völker, Redaktion: Gyula Ortutay). Deutsch von Tilda Abpàri und Liane Dira. Mit Zeichnungen von Emma Heinzlmann. 404 Seiten. Budapest 1967, Corvina Verlag.

Man kann wirklich nicht behaupten, daß es heute wenig Märchenausgaben, auch Märchenübersetzungen geben würde. Aber vermutlich gibt es wenige ungarische Märchenausgaben von französischen usw. Märchen in deutscher Sprache. Eine solche liegt jedenfalls hier vor, und da sie in einer von Gyula Ortutay geleiteten Reihe erschienen und von Thekla Dömötör ausgewählt und mit einem Nachwort versehen ist, handelt es sich jedenfalls um ein gutes Buch. Um ein Kinderbuch vielleicht, denn nach der Ausstattung, dem guten großen Druck und den lustigen Zeichnungen nach kann es sich eigentlich kaum um etwas anderes handeln. Thekla Dömötör hat aus den besten Sammlungen, von Perrault und von Straparola angefangen, ausgewählt, lesbare Fassungen, wie man sie in solchen Auswahlbänden nicht immer beisammen hat. Die Textfassungen scheinen ganz leicht bearbeitet, vielleicht bei der Übersetzung etwas schelmisch durchgesehen worden zu sein. Wie kämen sonst in ein Perrault-Märchen (Rauheselchen) einerseits Druiden, andererseits Sonnenbrillen? Das schadet in diesem Fall aber nichts, niemand wird den Band als philologische Quellenausgabe benutzen. Die kurzen Erläuterungen am Ende des Bandes, welche die Geschichte der wichtigsten Märchenüberlieferungen zusammenfassen, schließen mit dem netten Satz: „So bereichert er — der Leser — nicht nur sein Wissen, sondern er tut auch noch einen Blick in die Werkstatt einer sehr interessanten Wissenschaft: der Folklore“. Ein Weg zur „Volkskundlichen Bildung“, der durchaus nicht zu unterschätzen ist.

Leopold Schmidt

Friedrich Sieber. Deutsch-Westslawische Beziehungen in Frühlingsbräuchen. Todaustragen und Umgang mit dem „Sommer“. Unter Mitarbeit von Siegfried Kube (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde. Bd. 45). Berlin 1968, Akademie-Verlag. VIII und 275 Seiten, 21 Abb. auf XVI Tafeln. MDN 44,—.

Nach langer Vorbereitungszeit liegt nunmehr die große Monographie über das Todaustragen vor, einen Brauchkomplex vor allem in Ostmitteleuropa, der seit der Renaissance Aufzeichner und Kritiker beschäftigt und vor allem nationale Zuweisungen veranlaßt hat. Sieber hat bereits in einer früheren Arbeit seine Ansicht dargelegt, daß es sich bei den seit dem 15. Jahrhundert zu verfolgenden Formen um die Entfaltungen einer in der Pestzeit entstandenen „Innovation“ handle, die

vor allem vom luxemburgischen Prag ausgestrahlt habe¹⁾. Im vorliegenden, äußerst stoffreichen Buch ist diese Grundthese wenig betont, das Hauptgewicht scheint auf eine möglichst genaue Darlegung aller Erscheinungsformen des Brauches gelegt, mit eifriger Heranziehung aller tschechischen, serbischen und polnischen Belege, die durchwegs auch verdeutscht gegeben werden, so daß man sich auch darüber genau informieren kann. Auch das Bildmaterial stammt weitgehend vom lebenden Brauch in Ostmitteleuropa, es werden hier Erfolge einer Zusammenarbeit spürbar, wie sie sonst bisher nur in der Erzählforschung zu Tage getreten sind.

Das Buch führt also nochmals die frühen böhmischen, polnischen und deutschen Belege für das Todaustreiben vor und gliedert dann den „Vollzug“ des Brauches analytisch auf: Weibliches und männliches „Morsbild“, Träger des Brauches, Herstellung und Namen der „imago mortis“, Umzug damit, und schließlich „Vernichtung“ des Bildes und „Flucht“ danach. Diese analytisch erhobenen Brauchelemente werden nunmehr in die maßgebenden volkskulturellen Gefüge gestellt: Termine, Wanderwege, Verbote und gelehrte Deutungen usw. Dann folgt die Gegenüberstellung des Todaustragens und des Sommergewinnes, bis zum Sommer- und Winterpiel, das, wie auch Sieber klar ausführt, brauchgeschichtlich damit nichts zu tun hat.

Viel von dem, was Sieber hier sehr bedachtsam nachgearbeitet hat, ist von Waldemar Liungman einstmals schon intuitiv vorgestaltet worden²⁾. Liungman hat den Zug zum Euhemerismus, der bei Sieber manchmal doch fühlbar wird, nicht gehabt, vielleicht aber auch noch nicht den Gedanken der Innovation, der Sieber doch offenbar in den letzten Jahren berührt haben muß. Vielleicht glaubt er sogar, daß die „Ausbreitung“ des Brauches im 15. und 16. Jahrhundert von seinem böhmisch-mährischen Zentrum nach dem deutschen Südwesten erfolgt sei. Wenn man den normalen Ablauf von solchen Brauchverbreitungen ins Auge faßt, wird man daran nicht glauben können. Auch wenn man gerne zugeben wird, daß uns die Strahlkraft des luxemburgisch-böhmischen Brauchtums in vorhussistischer Zeit bisher kaum faßbar erscheint, so wird man sie auf keinen Fall für so bedeutend halten, daß sie im Bereich der fränkischen und schwäbischen Reichsstädte etwa irgendeinmal zum Aufblühen und Festwerden einer Brauchmode hätte führen können. Es wäre doch sehr merkwürdig, daß in Landschaften, die mit dem luxemburgischen Böhmen fast nichts zu tun hatten, sich ein derart starker Einfluß hätte auswirken können, wogegen sich in den österreichischen Ländern, wo beispielsweise Rudolf IV. als Schwiegersohn Karls IV. regierte, davon überhaupt nichts findet. Aber in den bayerischen und österreichischen Landschaften fehlt nicht nur das Todaustragen, sondern auch der Sommergewinn, also das westdeutsche Gegenstück, das fast unabdingbar damit verbunden erscheint. So werden Gedankengänge des Hineinwachsens des ganzen Brauchkomplexes in den Osten, wie sie einstmals Will-Erich Peuckert vorgetragen hat³⁾, letzten Endes doch wieder verständlicher als alle

¹⁾ Friedrich Sieber, Die Deutung des „Todaustreibens“ („Todaustragens“) in Jacob Grimms Deutscher Mythologie und in der neueren Forschung (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde Bd. IX, Berlin 1963, S. 71 ff.).

²⁾ Waldemar Liungman, Traditionswanderungen Rhein—Jenissee (= FFC Nr. 131). Helsinki 1945.

³⁾ Will-Erich Peuckert, Schlesische Volkskunde. Leipzig 1928.. S. 98 ff.

Kombinationen Siebers, soviel sie auch an neuen Stoffen und Verbindungen beibringen mögen.

Man wird sich mit dem wertvollen Buch unseres verehrten korrespondierenden Mitgliedes Sieber noch lange und ausführlich beschäftigen müssen. Das liebevoll aufgearbeitete gewaltige Material und seine vielschichtige Interpretation, durchwegs genau mit hunderten von Anmerkungen abgestützt, verdient die eindringliche Beschäftigung, die sich jederzeit als eine sachliche Kritik wird ausweisen müssen.

Leopold Schmidt

Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Die Friedländer Volkskunde von Hans Dittrich und Bruno Schier. Neudruck des Kreisausschusses des Landkreises Hünfeld/Hessen. 404 Seiten, mit Zeichnungen im Text und Abb. auf 56 Tafeln. Herstellung: Butzon & Bercker, Kevelaer 1968.

Die Friedländer Heimatkunde von Bruno Schier war Jahrzehnte hindurch eine Art von Geheimtip: Man wußte wohl, daß hier eine vorzügliche Landschafts-Monographie vorläge, aber nur wenige Bibliotheken waren auch in ihren Besitz gekommen. Ein 1926 in Friedland in Böhmen erschienenes Buch hatte nicht viel Aussicht gehabt, weiter herum greifbar zu werden. Und dabei ist es denn auch vierzig Jahre hindurch geblieben.

Daß nach diesen vierzig Jahren Schier noch die Energie haben würde, einen Nachdruck seiner mit 22 Jahren geschriebenen, unerhört stoffreichen und mit den verschiedensten Aussichten gesegneten Arbeit durchzusetzen, das ist bemerkenswert und überaus erfreulich. Ein Nachwort weist auf die Situation der Volkskunde der Sudetendeutschen nach dem Ersten Weltkrieg hin, auf die ganz besondere Art, mit der eben nur der junge Schier sich schon vor dem Doktorat als ein Meister seines Faches erwies, und in welchen geschichtlich-geistesgeschichtlichen Zusammenhängen all dies zu sehen ist. Flur und Siedlung, Haus und Hausrat, dies alles ist schon mit einem Zugriff nach den Sachgütern wie nach ihrer archivalischen Bezeugung gemeistert, daß man immer wieder Gewinn davon haben wird. Das Buch ist übrigens ein Musterbeispiel dafür, wie eine „Heimatkunde“ gleichzeitig auch eine vollgültige „Volkskunde“ sein kann, wie die wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes dem liebevollen Erfassen durchaus nicht hinderlich sein muß.

Herzlichen Dank also allen beteiligten Stellen, welche den Neudruck dieses wirklich lesenswerten, wichtigen Buches gefördert haben, und Bruno Schier noch einmal einen ehrlichen Glückwunsch dazu.

Leopold Schmidt

Thorleif Boman, Die Jesusüberlieferung im Lichte der neueren Volkskunde. 259 Seiten. Göttingen 1967. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht. DM 19,80.

Der Titel des vorliegenden protestantisch-theologischen Werkes klingt zunächst für den Volkskundler aufregend: Die Möglichkeit, neutestamentliche Überlieferungen vom volkskundlichen Standpunkt aus zu untersuchen, erscheinen ja durchaus gegeben, über verwandte Themen hat sich die Märchen- und Sagenforschung schon öfter unterhalten.

Aber es handelt sich nicht mehr um Motivuntersuchungen, sondern Boman begreift unter „neuerer Volkskunde“ die Erzählerforschung. Er fragt sich, ob man aus den Evangelien die Worte von Erzählern, von volkstümlichen Verbreitern der mehr oder minder geformten Texte

heraus hören könne. Er zeigt zunächst in einem ersten Kapitel, was die Erzählerforschung alles leisten kann, wobei auf Probleme der Unterscheidung von Märchen und geschichtlicher Sage besonderer Wert gelegt wird. Die weitere Untersuchung läuft weitgehend auf eine Erklärung dafür hinaus, wieso in den paulinischen Briefen so wenig von den im Evangelium berichteten Tatsachen vorkomme. Die Erklärung wird von der geschilderten Sicht her gegeben: Paulus hat die „kerygmatische Jesusüberlieferung“ so gelehrt, wogegen die Evangelien eben von Erzählern „vorgetragen“ wurden. Besonders das Markusevangelium erweist sich dabei als weitgehend „erzählt“. Die Ergebnisse des interessanten Werkes kommen aber doch im wesentlichen der Kirchengeschichte, nicht aber der Volkskunde zugute. Immerhin interessant, daß unser Fach mitunter auch einen Einstieg in solche Probleme zu bieten scheint.

Leopold Schmidt

Notker Eckmann, *Kleine Geschichte des Kreuzweges*. Die Motive und ihre künstlerische Darstellung. 121 Seiten, 46 Abb. auf Tafeln. Regensburg 1968. Friedrich Pustet. DM 13,30.

Eine knappe, aber inhaltsreiche Darstellung der Geschichte und Kunstgeschichte des Kreuzweges und der Kalvarienberge. Von der Frühzeit, der Kreuzzugszeit, über die Welle der franziskanischen Kreuzweg-Devotion bis zur Gegenwart reicht die Darstellung, die auf den Wandel des künstlerischen Anteiles, auch hinsichtlich der Kunst der unmittelbaren Gegenwart besonderen Wert legt. Von den Bildern sind dementsprechend mehr als ein Drittel dem 19. und 20. Jahrhundert gewidmet.

Wer seinen Kneller (*Geschichte der Kreuzwegandacht*, Freiburg 1908) zur Hand hat, wird für die ältere Zeit nicht viel Neues erfahren. Es wird ihm hierzulande nur eventuell auffallen, daß Österreich wieder verhältnismäßig schlecht wegkommt. Eckmann hat sich vielleicht etwas zu wenig mit der Kalvarienberg-Architektur beschäftigt, die zumindest für die volkstümliche Seite doch sehr wesentlich erscheint. Über die ganz verschiedenen Typen, von der einfachen Figurengruppenreihe (Bisamberg) über die künstlichen Berge (Lanzendorf, Eisenstadt) zu den Schneckenwendelungsbergen (Frauenkirchen) und zu den geschlossenen Bergbekrönungen (Frauenberg bei Admont) wäre doch viel zu sagen. Da ergeben sich mitunter unscharfe Bilder: So lesen wir S. 29: „Eine besondere Ausprägung erfuhren diese Wallfahrtskreuzwege in den großgeplanten und reich entwickelten ‚Gnadenburgen‘ des böhmisch-mährischen Raums.“ Durchaus richtig, nur fehlen die hier vermuteten Beispiele, es ist vielmehr gleich im folgenden die Rede von Maria-Hilf über Passau, von Haardorf in Niederbayern und vom Würzburger Kappel.

Stärkeres Gewicht wäre auch auf die literarisch-graphische Seite des Themas zu legen. Eckmann bespricht erfreulicherweise wohl kurz (S. 33 f.) Kreuzwegbüchlein und Predigtbücher, doch wäre hier eine ausführliche Darstellung der entscheidenden Lieder, der Flugblattdrucke vor allem, über die ja auch genügend Literatur vorliegt, angemessen gewesen. Beachtliche Hinweise auf alle diese Zusammenhänge hätte Eckmann beispielsweise bei Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Klagenfurt 1961. S. 37 ff. u. ö. finden können. Aus der Steiermark stammt übrigens auch eine der feinsten Kalvarienberg-Dichtungen unserer neueren Literatur, nämlich die „Osterfeier“ von Max Mell, 1921, eine stimmungsvolle Versnovelle, die gerade in einer solchen Darstellung hätte angeführt und gewürdigt werden können.

Leopold Schmidt

Olof Pettersson, *Mother Earth. An Analysis of the Mother Earth Concepts according to Albrecht Dieterich* (= Scripta Minora Regiae Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis, Bd. 1965—1966: 3). 100 Seiten. Lund 1967. CWK Gleerup.

Albrecht Dieterich hoch in Ehren, aber seine „Mutter Erde“ ist 1905 erschienen. Eine Arbeit wie die vorliegende, welche sich mit dem gleichen Thema beschäftigt und die umfangreichste neuere Arbeit darüber, nämlich die „Terra Mater“ von Franz Altheim, 1931, nicht zitiert, nicht einmal in der Bibliographie, und daher also offenbar auch nicht kennt, kann doch hier nicht besprochen werden.

Leopold Schmidt

Max Währen, *Brot und Gebäck im Leben und Glauben des Alten Orient. Vorderasien, sechstes bis erstes Jahrtausend vor Christus*. Schweizerisches Archiv für Brot- und Gebäckkunde, Institut zur wissenschaftlichen Bearbeitung und Förderung der Gebäckkunde Bern, Bern 1967, 84 Seiten, 31 Abb., 2 Karten.

Selten vereinen sich glänzender Stil, knappste Darstellung des Sachverhaltes und unanfechtbare wissenschaftliche Exaktheit so harmonisch in einem Werk wie in der neuesten Untersuchung zur Geschichte der Brotbereitung von Max Währen.

Nach seinen grundlegenden Darstellungen zur Geschichte und Funktion des Brotes im Alten Ägypten (s. sein „Brot und Gebäck im Leben und Glauben der Ägypter“, Schweiz. Arch. für Brot- und Gebäckkunde, Bern 1963, und seine „Typologie der altägyptischen Brote“, a. a. O.) und eine Reihe von kürzeren Untersuchungen über prähistorische und römische Brote, durch die der Verfasser längst zu einem geschätzten Gutachter diverser wissenschaftlicher Institute geworden ist, legt Währen nun eine Geschichte der Brotbereitung der antiken Völker im Alten Orient vor, für die er wie für seine früheren Arbeiten praktische Mahl- und Backproben durchgeführt hat. Während er sich bei seinen Untersuchungen über Ägypten vor allem auf Bildzeugnisse stützen konnte, mußte er sich hier allerdings zahlreicher Ausgrabungsergebnisse bedienen (wobei insbesondere die Verhältnisse in Mari, 2000—1600 v. Chr., aufschlußreich waren) und auf die Primärliteratur beziehen, die der Autor in reichem Maß aus Auszügen aus der Quellenliteratur sprechen läßt. Selbstverständlich ist einem so verantwortungsbewußten Autor wie M. Währen die Schwierigkeit gegenwärtig, die die Verfolgung eines einzigen Themas in linearer Untersuchung aller antiken Völker des Vorderen Orients mit sich bringt, da sie nicht nur deren bunte ethnische Vielfalt (Protosumerer, Sumerer, Akkader, Assyrer, Babylonier, Hethiter, Phönizier, Elamiten und Perser), sondern auch deren wechselvolle Geschichte zu berücksichtigen hat. Die für jeden Kulturbereich vorbereitend durchgeführte Untersuchung jedoch ergab, wie der Autor ausführt, einen Einblick in eine weitreichende Zusammengehörigkeit der Backkultur nördlich einer Linie von Ägypten über Jericho, Syrien, Irak und Persien, die zu einer zusammenfassenden Behandlung der Sachverhalte berechtigt.

In einem einführenden Kapitel wird der Leser zunächst mit „Land und Leuten im Zweistromland“ bekannt gemacht, in kurzem Umriß auf die Ergebnisse der Untersuchungen von F. D. Hrozny („Das Getreide im alten Babylonien“, Wien 1914) hingewiesen und der Getreideanbau (Gerste, Weizen, Hirse, Roggen) bei diesen Völkerschaften kurz erörtert. Dann geht Währen sofort auf sein Hauptthema, die Geschichte und die

Formen der Brotbereitung in Vorderasien, ein. Finden sich in den ältesten Schichten (Ausgrabungen von Jericho, 6000—5400) Sichel, Mörser und Mühlen, die über die Verarbeitung von Körnerfrüchten keinen Zweifel lassen, so läßt sich das Entstehen von Backvorrichtungen bereits für die Zeit 4500—4000 durch die Ausgrabung aus dem Dorfe Dscharne nachweisen. Hier sind erstmals Kuppelbacköfen zutage gekommen, wie sie sich später in verhältnismäßig großer Zahl mit ovalen und kreisrundem Grundriß im östlichen Mittelmeergebiet und in Ägypten und in Ausstrahlung bis nach Europa (Karanow, Bulgarien und Bylany, CSSR) gefunden haben. Ab 3500 setzen dann auch die aus Währens Ägyptenbuch bestens bekannten Zylinderbacköfen in verschiedener Ausführung ein, neben denen Backtöpfe und Backplatten gebräuchlich waren.

Entsprechend den Backvorrichtungen sind auch die Backprodukte vielfältig. Dem Autor gelang es, nicht weniger als 59 Brotsorten nachzuweisen: Süßbrot (Festtagsgebäck), gesäuertes Brot — das älteste dieser Art stammt aus der Zeit 3000 v. Chr. aus Judeideh, runde Fladenbrote, Konkavbrote, dreieckige, ringförmige und hörnchenförmige Gebildbrote, ja selbst figurale Gebäcke wie Vögel, Fische, Ferkel, die als Opfersubstitute verwendet wurden. Daneben konnte Währen auch zahlreiche Backmodel (vor allem aus Mari) als solche zu identifizieren.

Den Hauptteil der Darstellung widmet Währen der Funktion der Brote im Alltagsleben und im Kult und Volksglauben der behandelten Völker. Schon die Beobachtung, daß nicht allein Korn, sondern auch Brot und Mehl als Zahlungsmittel und Zahlungseinheit verwendet wurden, daß eine Art Brotwährung bestand, zeigt die außerordentliche wirtschaftliche und kommerzielle Bedeutung des Brotes, das bereits damals zum Inbegriff aller Nahrung geworden war. Seit etwa 3000 v. Chr. gibt es auch im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Stadtstaaten und der Tempelwirtschaft einen hochangesehenen Bäckerstand, dessen Institution also viel weiter zurückreicht, als bisher angenommen wurde und der sich des Schutzes hoher Götter erfreute.

Die auch volkscundlich und religionswissenschaftlich ergiebigsten Darstellungen enthalten die Kapitel über die Stellung des Brotes in Kult und Volksglauben. In allen Einzelheiten werden die Auffassungen dokumentiert, daß die vorderasiatischen Völker im Brot eine außerordentliche Konzentration der Lebenskraft an sich gesehen haben, wie sich diese bereits im Schöpfungsmythus abzeichnet, bei dem die von den Göttern aus Lehm geformten Menschen erst Leben erhalten, nachdem sie über Auftrag ihrer Schöpfer Brot gegessen haben. Dem Brote wohnen Kräfte inne, die seine Verwendung bei magischen Zeremonien, in der Krankenheilung, für die Rettung von Sterbenden und zur Weissagung geeignet erscheinen ließen. Zahlreicher sind die Belege für Opfer in Brotform, so daß der Verfasser nicht nur das Aufstellen von Opfertischen mit Broten (man vergleiche ähnliche Bräuche, die vom Mittelalter bis in die Gegenwart im deutschen Sprachgebiet bezeugt sind) nachweisen konnte, sondern auch die sakramentale Handlung des „Heiligen Brotbrechens“, des Eintauchens des gebrochenen Brotes in Wein und die Beteiligung aller Gläubigen mit der mit der Gottheit identifizierten Speise, durch die sich die Essenden zu einer großen Gemeinschaft verbunden fühlen.

Ausführlich wird auch auf den Kult der sterbenden und wiederaufstehenden Götter, wie Tammuz und Baal, hingewiesen, deren ständige Wiederkehr die Fortdauer der Vegetation ebenso sichert, wie die Brotopfer an die Verstorbenen diesen das so trostlose Jenseits erträglich machen.

Wie hier Parallelen mit den Osiris-Mythen und seinem Kult in Ägypten machen auch sonst viele Einzelheiten im Gebäckbrauch in den Brotformen und Backrichtungen Übereinstimmungen mit dem ägyptischen deutlich. Da sie aber durchwegs aus viel jüngeren Zeiten belegt sind als in Vorderasien, können sie nicht als autochthone Kultmerkmale Ägyptens angesehen werden, sondern müssen auf Beeinflussungen aus dem Osten beruhen, die offensichtlich auch auf die altgriechischen Verhältnisse eingewirkt haben.

Abschließend darf gesagt werden, daß Währen auch unsere Kenntnisse von der Geschichte des Brotes außerordentlich erweitert hat und sein Werk dadurch zur Fundamentalliteratur dieses Forschungsbereiches zählt.

Ernst Burgstaller

Krumauer Bildercodex. Österreichische Nationalbibliothek Codex 370 (= Codices selecti, hrsg. von F. Sauer und J. Stummvoll, Band XIII). 1. Facsimile-Band: 172 Blätter (= 344 Seiten), 37 × 27 cm; 2. Textband zu der Facsimile-Ausgabe. Einführung Gerhard Schmidt, Transskription und deutsche Übersetzung Franz Unterkircher. 135 Seiten. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1967.

Neben Fresken, Steinskulpturen, Spieltexten und geistlichen Traktaten, Predigten und Liedern sind alle Arten von Buchmalerei vielfach besonders aussagekräftige Zeugnisse geistlichen Lebens des christlichen Abendlandes im Mittelalter. Unter ihnen nehmen wiederum die „Armenbibel“ (biblia pauperum) neben „Heilsspiegel“ (Speculum humanae salvationis) und „Concordantia caritatis“ eine Sonderstellung ein. Mehrfach ist in letzter Zeit ihr Gehalt auf religiöse und soziale Bewegungen, auf die seelische Haltung der Epoche und ihre Devotionsformen hin auch von volkskundlicher Seite untersucht worden. Der Anteil Österreichs am erhaltenen Bestand solchen „erbaulichen“ Schriftums bzw. pastoralfunktionsbedingten Bilderweizens ist bedeutend. Man vergleiche die „Wiener Biblia pauperum“ (Cod. Vindob. 1198); dazu G. Schmidt, Die Armenbibeln des 14. Jahrhunderts (Graz-Köln 1959). Originalhandschriften mit Buchmalereien dieser Art wie die Biblia pauperum von St. Florian (um 1310) oder jene von Klosterneuburg (um 1331) waren Exponate der Ausstellung „Gotik in Österreich“ zu Krems an der Donau 1967; vgl. Katalog Nr. 65 und 71. Kaum jemals ist aber ein solches Werk des Mittelalters, noch dazu eine „Armenbibel“, die durch eine überraschend reiche Fülle von gezeichneten Legenden vermehrt erhalten geblieben ist, in solch großartiger Aufmachung als Quelle für Kunst- und Kulturgeschichte und mit ihnen unmittelbar auch für die volkskundliche Legendenforschung vorgelegt worden wie der sogenannte „Krumauer Bildercodex“ aus Südböhmen, den die Österreichische Nationalbibliothek als cod. 370 verwahrt. Ihn legt die Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz, die ja bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit der Produktion umfangreicher Werke im Nachdruck begonnen hatte und ihr Verlagsprogramm wie die drucktechnischen Möglichkeiten von Jahr zu Jahr mit wichtigen Denkmälern aus allen Wissenschaftszweigen vergrößert und technisch bis zu einer erstaunlichen Wiedergabetreue verfeinert hat, als Facsimile und mit einer weitgreifenden, primär kunsthistorischen und theologisch-bildexegetischen Einleitung (Textband S. 7–42 und 35 Vergleichsabbildungen auf VIII Groß-Folio-Kunstdrucktafeln) vor. Der Codex aus dem Minoritenkloster von Krumau, vermutlich um 1358 (Weihedatum der Kirche; Bezug zwischen Mariä-Himmelfahrt-Patrozinium und Titelseite) entstanden, ist

vergleichsweise auffallend wortarm. Er hat nur knappe, fast unbeholfen erklärende lateinische Hinweissätze (im Textband in extenso und ins Deutsche übersetzt leicht nachlesbar, soweit nicht der gelungene Nachdruck auf pergamentierendem, völlig spiegelungsfreiem Kunstdruckpapier Schriftentzifferung wie Bildbetrachtung zum lohnenden Vergnügen macht) zu zwei-, meist aber dreifach übereinander zeilenmäßig angeordneten Federzeichnungen, an denen deutlich nach Stilkriterien zu scheiden drei Hände gearbeitet haben, die freilich nicht von bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten geführt wurden. Doch die Volkskunde wertet nicht nach kunstwissenschaftlichen Stilprinzipien oder ästhetischen Qualitäten, sondern nach dem geistigen Gehalt. Hier aber eröffnet sich dem Beschauer ein bunter Garten spätmittelalterlich böhmisch-österreichisch-süddeutschen Nachgestaltens typologischen Denkens im „Heilsplan“, Bibel- und Legendenwissens mit Widerspiegelung von Motiven, die uns auch aus unserer vertieften Kenntnis mittelalterlich-abendländischen Geisteslebens als abseitig, zuweilen sogar als singular erscheinen, dazu des sichtlichen Bemühens zu typisieren, fernes, aber ewig „gültiges“ Geschehen dem Betrachter zu „vergegenwärtigen“. Dies nicht nur in den allgemein geläufigen Glaubenswahrheiten nach den Berichten des Alten wie des Neuen Bundes mit der jeweiligen Thesis und Antithesis von Präfiguration und Erfüllung, wie wir es so sehr in dieser Gattung des „Liber depictus“ und nicht minder aus der zeitgleichen und noch späteren Welt der Figuralprozessionen kennen. Der Sonderanreiz, sich nunmehr näher mit diesem Krumauer Bildercodex des mittleren 14. Jahrhunderts eingehend zu befassen, liegt weniger im Bilderzyklus seiner Armenbibel als vielmehr in dem Reichtum seiner Legenden. Ihr thematisch nach Böhmen weisender Anteil (Wenzels-, Ludmilla-, Procopiuslegende) wurde schon untersucht (B. Ryba — J. Šamal — A. Matějček, *Legendy o českých patronech*. Prag 1940). Nachgetragen muß die Studie von Leopold Schmid^t werden: Der hl. Prokop als Bergbaupatron Böhmens. (*Archaeologia Austriaca*, Wien 1958, Beiheft 3, 143—155.) Weitere Legenden schließen sich deutlich an die „*Legenda aurea*“ des Jacobus de Voragine († 1290) an (Christophorus, Theodorus, Vitus, Ursula, Eustachius). Ähnlich, mit gekürzter Umsetzung ins Zeichnerische, folgen andere nur zum Teil der LA (Johannes d. Täufer, Aegidius, Sixtus und Laurentius, Clemens, Maria Aegyptiaca). Wieder andere (Elisabeth v. Thüringen) folgen teils der LA, teils anderen, noch nicht eruierten Quellen. Komplikationen scheinen auch die Legende von Paulus Eremita und zumal die (hier keineswegs erwartete, sehr ausführliche) Brandanus-Legende für diesen Bildercodex zu sein. Daß die Marienlegenden dominieren, nimmt nicht wunder. Thematisch stellen sie sich zu jenen, die wir aus A. Mussafia (SB. d. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Wien 1887—1898, infünf Teilen) schon kennen (Das Judenhäus als Marienkapelle; M. und die sündige Mutter; M. befreit eine Besessene; Der bekehrte Räuber). Zu anderen gezeichneten Legenden des Krumauer Codex sind die hagiographisch-literarischen Quellen nicht nachgewiesen: Gleichnis vom schlechten Verwalter; Parabel vom königlichen Boten; Der Kaplan und der Besessene; Traum eines Eremiten; Maria und der Sohn des Ritters; M. und der Spieler; Der Einsiedler und der Räuber; Liebe eines Mädchens zum Christkind). Es fällt überhaupt auf, daß die zu jener Zeit nach der Mitte des 14. Jahrhunderts erneut so sehr gängigen Geschichten von noch geretteten Sündern (Maria Aegyptiaca; Bekehrter Räuber u. ä.) oder der Typus des (verstockt bleibenden) Anti-Heiligen (Judas) so stark vertreten sind. (Vgl. dazu neuerdings die typologische Untersuchung von E. Dorn, *Der sündige Heilige in der Legende des Mittelalters*. Reihe: Medium aevum, Bd. 10; München 1967).

Im ganzen gesehen wird diese vorzüglich facsimilierte und kunst-historisch-medävistisch kommentierte Erstedition mit der Fülle der immer noch verbleibenden Fragen zur geistesgeschichtlich-theologisch-volkskundlichen Stellung der „Armenbibeln“ wie der Legendenbilderzyklen, zu ihrer Funktion und Wirkungsweise wie zu ihren Bezügen zur religiösen Dichtung, insbesondere auch zur Welt des Mysteriendramas und des geistlichen Volksschauspiels, auch der Volkskunde viele Anregungen geben und hoffentlich fruchtbare Untersuchungen in Gang bringen, die sich nicht auf Gesamthematik und Einzelmotive der Legenden, der *Biblia pauperum* und der ganzseitigen Darstellungen dieses „*liber depictus*“ (Maria als apokalyptische Sonnenfrau mit Schmerzensmann; Siebenlasterweib; Menschwerdung Christi) beschränken müssen.

München

Leopold Kretzenbacher

Henricus Cornelius, Agrippa ab Nettesheym, *De occulta philosophia*. Herausgegeben und erläutert von Karl Anton Nowotny. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1967. Gebunden, 915 Seiten Großquart, davon 435 Seiten Facsimile-Drucke und Bilder.

Agrippa von Nettesheym (geb. 1486 zu Köln; gest. 1533 zu Grenoble oder Lyon), im Geistigen wohl am ehesten unter den Vertretern der Spätrenaissance Faust verwandt, ist für die Volkskunde ein „Klassiker“ der Magie. Als letzter Neuplatonist kompilierte er in seinen lateinischen Schriften das krause Wissen um Magie, Astronomie und Alchemie, wie es unser Abendland viele Jahrhunderte hindurch aus sehr verschiedenartigen Quellen (Spätrom; Byzanz; jüdische Kabbala; sarazenisch-arabisches „Philosophieren“ u. ä.), damit aber kontinuierlich aus der Antike überkommen hatte. Der Facsimile-Herausgeber des ältesten Agrippa-Druckes von Köln 1533 und der Würzburger Handschrift von 1510, K. A. Nowotny betont in seiner weitgreifenden Einleitung (S. 387), daß die vor unserem Jahrhundert gezogene scharfe Grenze zwischen Magie und Religion weder der Realität noch der geschichtlichen Praxis entspreche. Das hatte die Volkskundeforschung nie anders verstanden. Aber es tut gut, dies hier noch einmal sehr deutlich in der Interpretation einer der Schlüsselschriften zum Verständnis der Renaissance-Geistigkeit auch von anderer Seite her betont zu finden. Die Renaissance hatte noch um diese Zusammenhänge gewußt und sie in der wiederentdeckten Antike klar vor sich gesehen. Bloß hatte dann der Religionsstreit des 16. Jhs. tiefere Schau und weitere Erkenntnis in dieser Richtung verhindert. Sonst wäre man früher zu einer „Vergleichenden Volkskunde“ gekommen, hätte im 15. und 16. Jh. das Kulturgefüge der Antike als Quelle gehabt und nicht auf die Parallelisierungen mit den Exotenberichten der Völkerkunde des 19. Jh. zu warten brauchen. Aber in der Konfessionspolemik des Alltags wagten auch lichte Geister wie ein Cusanus oder unser Agrippa ihre Tendenzen nur in homiletischer Form auszusprechen. Das erschwerte ihr Verständnis.

Was den Volkskundler an dieser aufwendig ausgestatteten Neuausgabe des Agrippa-Hauptwerkes „*De occulta philosophia*“ am meisten freut, ist die Ineinanderschau dieses Geisteszeugnisses mit anderen, mit Agrippas „*De vanitate*“ ebenso wie mit anderen der besonderen Gattung. Denn anders als im Festbrauchtum Italiens treten die deutschen Humanisten eher in der Gattung des literarischen Fastnachtsspiels hervor: Sebastian Brants „*Narrenschiff*“ (1494); das „*Encomium moriae*“ des Erasmus von Rotterdam, deutsch als „*Lob der Torheit*“ (1535) usw. H. Holbein d. J. gehört mit seinen Illustrationen hieher. Ohne das Spiel der „Roten“, Patrizier- und Bürgersöhne, wäre diese Art Zeitsatire geistigen

Kampfes nicht möglich gewesen, manche ikonographische Begriffe wie der „Tanz um die Frau Welt“ (vgl. Nowotny, Appendix-Tafeln S. 470 ff.) kaum voll verständlich. Von daher aber auch der breite Lebenszusammenhang des (wegen des internationalen Latein als „abstrakt“ aufgefaßten, in Wirklichkeit tief gegenwartbezogenen) Philosophierens, von Magie und Mystik im Schrifttum eines ganzen Kreises geistig führender Männer, die sich da und dort in Sodalitäten (z. B. in Wien „Danubia“ 1494) zusammengeschlossen haben; dies im Stil der altdeutschen Trinkstubengesellschaften, aber mit Verbindungen über ganz Mittel-, West- und Südeuropa einschließlich Spaniens, das Agrippa kennengelernt hat. Man braucht nur die Agrippa-Biographie (einschließlich der Sagenbildung um seinen Tod) (Nowotny, 397—404) durchzulesen, um zu sehen, welche wirre Zeiten der Geist dieser uns zumeist als Wirrköpfe dargestellten, in Wirklichkeit tieferast Suchenden geprägt hatten. So ist es denn auch das große Verdienst dieser Ausgabe, dem Werdegang der Schrift *De occulta philosophia* in einem Sonderkommentar (415—459) nachgegangen zu sein, an das sich eine bewußt knapp gehaltene (460—466) Bibliographie schließt. Sie muß wohl einmal von volkskundlicher Seite her ergänzt, auf den neuen Stand gebracht werden, der eben auch das „Nachleben“ Agrippas mit einschließt. Zu einer langen Reihe von ikonographisch wichtigen und drucktechnisch hervorragend gelungenen Bildparallelen der Gedankenwelt Agrippas (Titeldrucke der Ausgaben seiner und anderer Magie-Schriften, darunter die „Magie für gesellschaftliches Vergnügen und zur Minderung des Glaubens an Schwarzkünstler, Wahrsager, Hexen und Gespenster“, Graz 1797; Bildteppiche, Amulette in Münzform, astrologische Zeichen usw.) gesellt sich als Hauptteil der Ausgabe von Nowotny (517—895) die Serie der Appendices I—XXIX. Es ist zusammen mit dem Kommentar (897 ff.) der geglückte Versuch, zu zeigen, was an „Quellen“ für Agrippa vorhanden war, bereitgestanden haben mußte oder konnte: In der Mehrzahl sind es Schätze aus der Nationalbibliothek in Wien: Kräuterbuch des Apuleius, Cardanus das „*Calendarium naturale magicum*“; dazu griechische und arabische Manuskripte über Astrologie, ihre Alphabete und Zeichen, das Werk des Az-Zarkāni über die Planeten, die „*Figureae septem planetarum*“, die „*Archidoxis magica*“, Arnoldus de Villanova über die zwölf Zeichen nach dem Druck von 1532; zum Vergleich wird herangezogen der (an Darstellungen aus dem Volksleben so köstlich reiche) Freskenzyklus in Ferrara von 1468—1471, die Kupferstiche der Planetengötter von Florenz 1464/1465 und Aldegrever 1529—1536; Pariser, Oxforder und Wiener Handschriften reihen sich mit Facsimile-Abdrucken der zugehörigen Stellen an aus den „*Annulorum experimenta*“, dem „*Quadripartitum Hermetis*“, dem „*Liber Hermetis de stellis fixis*“, aber auch noch aus späteren Werken wie aus Arbatel „*De magia veterum*“ von 1575 oder die Tafeln des Reicheltius von 1676. Das alles zusammengenommen stellt für den nicht spezialisiertest vorgebildeten Volkskundler einen Schatz an Quellen dar, der solcherart bisher einfach nicht zugänglich gewesen ist und zusammen mit den gründlichen Kommentaren auch von unserer Wissenschaft dankbar entgegengenommen wird.

München

Leopold Kretzenbacher

Bengt Holbek og Iørn Piø, **Fabeldyr og Sagnfolg**. Kopenhagen Politikens Forlag 1967. 512 Seiten und mehr als 200 Illustrationen.

Dieses ist das vierte Buch volkskundlicher Thematik, das seit 1963 im Verlag der großen Kopenhagener Zeitung „Politiken“ herausgebracht worden ist. Voran gingen: Anders Baeksted, *Guder og Helte i Norden* (Götter und Helden im Norden) (1963), Alverdens Ordsprog (Sprichwort

aus aller Welt) (1964), Harald Nielsen, Laegeplanter og Troldomsurter (Heilpflanzen und Zaubertänze) (1965). Den Anstoß zu dem vorliegenden Nachschlagewerk über Fabeltiere und Sagenvolk gab die Tatsache, daß übernatürliche Wesen auch in unserer gegenwärtigen Welt mindestens in Kunst, Literatur und Heraldik noch eine Rolle spielen. Das einzige bislang im Dänischen vorhandene, aber wegen seiner chronologischen Einteilung nur schwer benutzbare Nachschlagewerk für diesen Bereich stammt von Jean Anker und Svend Dahl (Fabeldyr og andre Fabelvaesener i Fortid og Nutid) aus dem Jahre 1938 und soll nun durch dieses übersichtlichere Kompendium von Holbek und Piø ersetzt werden.

In der knappen, aber sehr präzisen Einleitung werden Anliegen, Gruppierung des Stoffes, die zugrunde gelegten Quellen erläutert. Die Verf. verdeutlichen, wie wir heute entgegen den Auffassungen des 16. und 17. Jahrhunderts, als naturhistorische Werke noch stets eigene Kapitel über Wassermänner und -frauen, Basilisken, Drachen etc. enthielten und Beschreibungen von Wesen mit mehreren Köpfen, verdrehten Füßen usw. lieferten, die man an fernen, häufig kaum bekannten Grenzen der Erde lebend glaubte, alle jene Wesen als sagenhaft oder der Fabel zugehörig außerhalb unseres Lebenskreises stehend sehen. Um diese außerirdische Welt also geht es in diesem Handbuch, wobei sich die Verf. bewußt auf das Material beschränkt haben, das in Europa und besonders im Norden des Kontinents entweder durch Literatur, Kunst oder Volksglaube überliefert ist. Gegebenenfalls wird zur Verdeutlichung der Ursprünge bis in die altentümliche Mythologie des Nahen Orients (Ägypten und Vorderasien) zurückgegangen. Dagegen bleiben Bewohner von Himmel und Unterwelt sowie Gespenster, Götter und Dämonen grundsätzlich unberücksichtigt, es sei denn, sie treten z. B. in Gestalt von tierköpfigen Menschen, Drachen oder schwarzen Hunden mit den Lebewesen der Fabel- und Sagenwelt in Verbindung. Desgleichen werden Wesen bloß symbolischen oder heraldischen Charakters nur gelegentlich mit herangezogen, falls sie nicht im Volksglauben fest verankert sind. Schließlich haben die Verf. auch davon Abstand genommen, jene phantastischen Erscheinungen mit in ihren Katalog aufzunehmen, die in der Volksdichtung — besonders im Märchen —, in der mehr individuell geprägten Dichtung etwa eines Lukian von Samosata (Wahrhafte Geschichten) und in den mittelalterlichen Romanen und frühgeschichtlichen Sagen auftreten. Trotz dieser erheblichen Einschränkungen und Abstriche verbleibt dennoch ein erheblicher Teil von Fabeltieren und Sagenvolk. Das soll ein kurzer Gang durch das Inhaltsverzeichnis mit gelegentlichem Nachschlagen einzelner Kapitel erweisen.

Die Gliederung des Stoffes erfolgt nach vier Hauptgruppen:

1. Sagenvolk. Darunter werden Wesen von menschenähnlichem Aussehen verstanden, die jedoch ein eigenes von den Menschen unabhängiges Dasein in der Natur führen. Dazu gehören: Meer- und Flußwesen, Die wilde Jagd, Bergvolk, Elfenvolk, Irrlichter und Moorfrauen, Hofgeister und andere Kobolde.

2. Sagentiere. Hierunter werden Tiere verstanden, wie sie aus Sagenüberlieferungen bekannt sind. Dazu zählen: Werwölfe, in Raben verwandelte Männer (dän. valravnen. Diese Spezies kommt nur in dänischen Liedüberlieferungen vor und steht nicht etwa in Verbindung mit den bei W. E. Peuckert, Deutscher Volksglaube des Spätmittelalters, S. 201—204, genannten Walen-Welschen, bergmännischen Zauberkünstlern), Nachtraben, Mare, Vampyre, „Kirkebaren“ (so viel wie Gespenster lebendig begrabener Tiere — z. B. in Kirchen Gründungssagen — oder Menschen, die bevorstehende Todesfälle ankündigen. Diese Erscheinun-

gen sind nur im südsandinavischen Bereich und in Nordengland — als churchgrim oder church genius — bekannt.), „Helhesten“ (auch hierfür gibt es keine Entsprechung im deutschen Volksglauben: dreibeiniges, manchmal sogar kopfloses Pferd, das den Tod ansagt und in manchen Gegenden auch als Leichen- oder Kirchpferd bezeichnet wird. Offensichtlich handelt es sich um einen Wiedergängertypus.), Bach- und andere Wasserperde (übernatürliches Pferd, das in Bächen, Flüssen, Seen, Teichen und Mooren lebt. Als solches kommt es nur in Dänemark, Schonen, Halland, Island, Schottland, Irland und in der Bretagne, also im nordischen und keltischen Bereich, vor. Überlieferungen von dieser Art Sagentieren gehen bis ins 10. und 11. Jahrhundert zurück.).

3. **Fabelvolk.** Dazu gehören Menschen oder menschenähnliche Wesen mit phantastischem Aussehen oder phantastischer Lebensweise. Zur Einführung in diese Gruppe haben die Verf. einen Überblick über die sagenumwobenen Reiche und Länder (z. B. Thule) vorangestellt. Es handelt sich beim Fabelvolk hauptsächlich um Mischwesen, wie Zentauren, Silenen, Satyren, Sphingen, Gorgonen usw., aber auch um nur in der Fabel bekannte Menschenrassen, wie Kynokephalen, Amazonen usw. Schließlich zählen auch Riesen in diese Kategorie.

4. **Fabeltiere.** Darunter fallen Tiere und Ungeheuer, die aus fremder Überlieferung stammen: Schlangen und Würmer, Basilisken, Salamander, Drachen, Lindwürmer, Meeresungeheuer, Einhörner, Phönixe, Riesenvögel, Greife und andere Fabeltiere (Chimären, Fabelperde, Cerberus etc.).

Die einzelnen Artikel sind erfreulicherweise reich an Beispielen. Sie enthalten ferner etymologische Hinweise und Angaben über Verbreitung und Varianten (z. B. Artikel Valravnen, S. 176 ff., und Artikel Kirkevaren, S. 203 ff.). Was die Quellen betrifft, die benutzt worden sind (bildende Kunst, Literatur, Zeugnisse aus der jüdischen Welt, aus der griechischen Mythologie, die wichtigsten klassischen Texte und der Anteil des Mittelalters müssen hier übergangen werden), so soll hier nur noch abschließend auf den Abschnitt „Folkeminder og folketradition“ hingewiesen werden, weil darin auch grundsätzliche Äußerungen zur volkswissenschaftlichen Forschung gemacht werden. Bei der Gegenüberstellung der alten Forschungsweise, die alle Volkstradition als etwas Konstantes ansah, mit den neuesten Erkenntnissen kommt sehr stark die Erixonsche Konzeption der durch Raum, Zeit, soziale Schicht und Gruppenteilung bedingten Einheit des Kulturumkreises zur Geltung. So z. B., wenn es heißt, daß die Überlieferungen kein eigenständiges Leben führten, sondern von den Menschen geprägt und getragen würden: „Die Traditionen werden so mehr oder minder von den Milieus geprägt, in denen sie eine Funktion haben, und werden von den wenigen oder vielen Menschen akzeptiert, die in einem Milieu leben.“ (S. 25)

Die kurze, aber sehr informative Einführung in die dänische Volkskundeforschung ihrer historischen Entwicklung nach sowie in die ihr zur Verfügung stehenden Quellen, die ebenso wie in Deutschland mit den topographischen Landesaufnahmen zur Zeit der Aufklärung an Aussagekraft zunehmen, stellt nicht nur für den interessierten Laien, sondern auch für den ausländischen Volkskundler im Rahmen dieses Nachschlagewerkes eine gern entgegengenommene Ergänzung dar. Bedauerlich ist hingegen, daß in der Literaturübersicht so wichtige Werke wie Peuckerts „Deutscher Volksglaube des Spätmittelalters“ (1942), Jacob Grimms „Deutsche Mythologie“ (1935) und E. Stemplingers „Antiker Volksglaube“ (1948) fehlen, auch wenn inhaltlich dem nordischen Volksglauben der Vorrang eingeräumt worden ist.

Kai Detlev Sievers, Kiel

Finnische Volkserzählungen. Herausgegeben von Lauri Simonsuuri† und Pirkko-Liisa Rausmaa (= Supplement-Serie zu Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung, Reihe A: Texte, Bd. 7). XIX und 362 Seiten. Berlin 1968, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 58,—.

Deutsche Übersetzungen von finnischen Volkserzählungen gibt es sehr viele. Freilich fast nur von Märchen. Die Schwänke und besonders die Sagen sind bisher kaum berücksichtigt worden, obgleich das Volksdichtungsarchiv der Finnischen Literaturgesellschaft eine ungeheure Menge auch davon gesammelt hat. Es ist vermutlich sehr schwer, aus den zwei Millionen der dort lagernden Aufzeichnungen eine Auswahl zu treffen. Der leider schon von uns gegangene Lauri Simonsuuri hat das Archiv großartig beherrscht und sich hinsichtlich der Aufarbeitung gerade der Sagen höchste Verdienste erworben. Dauerndes Denkmal dieser seiner Bemühungen wird sein „Typen- und Motivverzeichnis der finnischen mythischen Sagen“ (= FFC Nr. 182), Helsinki 1961, bleiben.

Simonsuuri war daher auch der geeignetste Herausgeber einer solchen großen Querschnittsammlung. Sie umfaßt nicht weniger als 539 Nummern, dazu einen Quellennachweis und ein ganz knapp gefaßtes Typenregister. Nur 82 Nummern sind Märchen, dafür aber 74 Schwänke, 13 Ursprungssagen, nicht weniger als 280 Mythische Sagen (im Sinn Simonsuuris) und 86 Historische und Ortssagen. Damit ist deutlich das Hauptgewicht auf Schwänke und Sagen gelegt, und man kann nun in einem vorzüglichen Querschnitt feststellen, was uns davon bekannt vorkommt, und was abseits von Mittel- und Nordeuropa entstanden ist oder doch seine Verbreitung gefunden hat. Man wird bei den Schwänken wie bei den Sagen finden, daß wir eigentlich sehr viel davon doch kennen, daß es sich auch in Finnland um weitvertragesenes Wandergut handelt, das nur bei bestimmten Gruppen, etwa den Zauberersagen, ein speziell nordosteuropäisches Gepräge aufweist. Daß wir alle derartigen Fragen anhand dieser gut lesbaren Übertragungen kontrollieren können, muß eigens bedankt werden.

Leopold Schmidt

Bollettino del Repertorio e dell'Atlante Demologico Sardo. Heft 1 (1966) und 2 (1967). Cagliari.

Alberto Cirese, Inhaber des volkskundlichen Lehrstuhls an der Universität Cagliari, ist uns durch eine ganze Reihe von gründlichen Studien zum italienischen Volkslied, darunter vor allem seine unkonventionelle und originelle Arbeit über die mutus, bekannt geworden. Der rührige Gelehrte, dem wir unter anderem auch den kommentierten Neudruck alter italienischer Volksliedsammlungen aus der Hand deutscher Forscher verdanken („Egeria“ von G. Müller und O. L. B. Wolf und „Agrumi“ von A. Kopsch), hat sich nun seit einigen Jahren der systematischen Erfassung von Gegenständen der sardischen Volkskunde zugewandt. Das von Cirese geleitete — und im wesentlichen auch von ihm aufgebaute — Institut an der Universität Cagliari ist gleichzeitig in einem gewissen Umfang Archiv und Museum. In einem eigenen Bollettino sollen nun Einblicke in die Forschungen zu einem volkskundlichen Atlas der Insel gegeben werden.

Das erste Heft dieser neuen Zeitschrift enthält außer einer Einführung von Cirese selbst, die mit dem Themenkreis und der Funktion der Zeitschrift vertraut macht, zwei größere Aufsätze der beiden Assistentinnen Enrica Delitala und Rosa Losengo. Der erstere beschäftigt sich mit dem Johannisfest auf Sardinien und legt nicht nur gesammeltes

Material zu den verschiedenen Dingen und Vorstellungen im Bereich des Festes vor, sondern zeigt an Hand eines Modells des Fragebogens, der zweiundzwanzig Fragen aufweist, die Methode, mit der bei der Umfrage vorgegangen wurde. Einige Karten geben einen Überblick über die Verbreitung einzelner Erscheinungsformen. — Der zweite Beitrag wendet sich der „Luxia arrabiosa“ zu, einer mythischen Figur, die häufig in der Volkserzählung begegnet. Das Thema ist umso wichtiger, als es bisher völlig vernachlässigt wurde. Die „Luxia arrabiosa“ ist manchmal eine Hexe, manchmal eine Riesin — gelegentlich auch nur eine böse (geizige, eitle, jähzornige) Frau, die für ihre Taten bestraft wird. Sie hat vor allem in Lokalsagen ihren Niederschlag gefunden. Auch hierzu werden ein Fragebogen-Modell (12 Fragen) und zwei Karten vorgelegt. — Der Anhang bringt dann noch einen Fragebogen für Brot- und Gebäckformen und Namen sowie einige Abbildungen.

Im zweiten Heft berichtet C i r e s e zunächst kurz über die Geschichte der sardischen Volksmusikforschung und stellt die wichtigsten Fragen zusammen, die auf diesem Gebiete noch der Lösung harren. Lücken bestehen vor allem noch hinsichtlich der Geschichte des für Sardinien typischen Instrumentes, der dreipfeifigen „Launeddas“. — D e l i t a l a berichtet dann über Brauchtum bei der Geburt; wiederum zeigt ein Fragebogen-Modell, wie das Problem angegangen wird. — L o s e n g o berichtet über „Versteinerungen als Strafe in der Mündlichen Volksüberlieferung“. Eine Karte zeigt dazu die Orte, die bisher erforscht wurden. — P i e t r o S a s s u analysiert einige der wichtigeren Schriften des Musikologen F a r a zur sardischen Volksmusik. Giulio F a r a hat zwischen 1905 und 1940 etwa zwanzig Studien zu diesem Thema publiziert, darunter sein Buch „L'anima della Sardegna“; sicher sind manche seiner Schlüsse problematisch, seine Verallgemeinerungen unhaltbar und seine Vergleiche mit afrikanischen Erscheinungen systematisch falsch, aber er war doch einer der ersten, die Untersuchungen zur sardischen Volksmusik angestellt haben, und es ist wichtig, unter seinen Arbeiten die Spreu vom Weizen zu sortieren. — S i l v a n a C a s c h i l i untersucht die Bezeichnungen von Incubi auf Sardinien und gibt eine — freilich noch etwas lückenhafte — Karte bei. — S a l v a t o r i c a S a n n a und Giulio A n g i o n i schließlich machen mit Sonderformen sardischer Gebäcke (mit Abbildungen) bekannt.

Resümierend läßt sich sagen, daß diese neue Zeitschrift durch ihre Akririe imponiert und durch die Geschlossenheit ihrer Thematik einmal zu einem Handbuch werden kann. Man erwartet mit Ungeduld die nächsten Hefte.

Felix Karlinger

Georgios A. Megas, Griechenland — Deutschland (= Begegnung der Völker im Märchen. Unveröffentlichte Quellen Bd. 3). 255 Seiten. Münster 1968, Verlag Aschendorff. DM 22,—.

Die von der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes herausgegebene Serie beginnt mit diesem Band einen neuen Weg einzuschlagen. Konnte man bisher in jedem Band Märchen der verschiedensten Völker finden, so ist nunmehr beabsichtigt jeweils Märchen eines Volkes in Originalsprache und in Übersetzung vorzulegen. Das ist zunächst einmal für Griechenland geschehen, und unser verehrtes Korrespondierendes Mitglied Georgios A. Megas, der auch in der Diederichs-Reihe den schönen Band der Neugriechischen Märchen herausgegeben hat, ediert nunmehr hier 30 bisher unveröffentlichte Märchenfassungen, jeweils in griechi-

scher Sprache und gleich anschließend in deutscher Übersetzung. Es ist eine schöne Sammlung mit bunt wechselnden Stoffen, von Tiermärchen bis zu schwankartigen Kettengeschichten. Ein Querschnitt, von einem überragenden Kenner gestaltet, eine wertvolle Ergänzung zu jeder bisher erschienenen deutschen Übersetzung neugriechischer Märchen. Vergleichende Anmerkungen sind offenbar nicht beabsichtigt gewesen. In der Einleitung steht wohl, daß am Ende des Bandes die Typenummern nach Aarne-Thompson angegeben seien, doch kann ich einen derartigen Anhang zumindest in dem mir vorliegenden Exemplar nicht finden.

Leopold Schmidt

Neue Bände der Serie: Die Märchen der Weltliteratur. János Gyulya, Sibirische Märchen, Bd. I. Wogulen und Ostjaken. Aus dem Ungarischen übertragen von Ruth Futaky. 296 Seiten. DM 17,50.

Christian Velder, Märchen aus Thailand. Herausgegeben und aus dem Thai übersetzt. 296 Seiten. DM 17,50.

Die große Serie bei Diederichs wächst auch unter den Nachfolgern von der Leyens in erstaunlicher Weise. Von europäischen Bänden haben sich in letzter Zeit die Norwegischen, die Polnischen, die Russischen, die Schottischen, die Spanischen und die Ungarischen Märchen eingestellt, und die Zigeunermärchen sowie Karlingers Legendenmärchen und seine Märchen aus Mallorca. Aber es sind auch einige außereuropäische Bände erschienen, die wir hier nur anzeigen können. Von besonderer Wichtigkeit sind die Märchen aus Sibirien, von denen der I. Band vorliegt. Ein Teil davon ist seit einiger Zeit bekannt, weil Wolfgang Steinitz 1939 seinen Band „Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen“ in Übersetzung vorgelegt hat. Die wogulischen Märchen sind uns seit der dreibändigen Übersetzung „Wogulische Volksdichtung“ von Artturi Kannisto, Helsinki 1956, ein Begriff. Aber der vorliegende Band wird selbstverständlich weitere Kreise erreichen als diese in Dorpat beziehungsweise in Helsinki erschienenen Erstveröffentlichungen.

Märchen aus Thailand, das vor wenigen Jahren bei uns noch Siam hieß, sind anscheinend noch nie übersetzt worden. In englischer und französischer Sprache hat es gelegentlich Nachdichtungen gegeben, aber erst der Herausgeber des vorliegenden Bandes, der in Thailand wirkende Christian Velder, hat nunmehr die Märchen dieses „hinterindischen“ Landes in ein lesbares Märchendeutsch übertragen. Die Zusammenhänge märchenkundlicher Art muß man sich in den chinesischen und indischen Sammlungen suchen, Anmerkungen und ein die Eigennamen mitenthaltendes Register erleichtern dies.

Beide Bände sind sorgfältig ausgestattet, in den Anmerkungen mit den Hinweisen auf Aarne-Thompson versehen und daher auch für die vergleichende Forschung leicht zu benutzen. Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1966—1968: Volkserzählung, besonders Sage

Walter Arlt, Sagen und geschichtliche Erzählungen aus Schottwien und Umgebung. Gesammelt und gestaltet. 52 Seiten. Pottschach (N.-Ö.) 1966.

Walter Anderson, Volkserzählungen in Tageszeitungen und Wochenblättern (Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. New York 1965. S. 58—68.) 19.539

Felix Arnaudin, Contes populaires de la Grande-Lande. Texte Gascon et Traduction française en regard. Preface de Yves Lefèvre. Textes présentés et traduits par A. Dupin et J. Bois Gontier. 577 Seiten. Bordeaux (1966). 19.463

Zalman Baharav, Sixty Folktales, collected from Narrators in Ashkalon. Edited and annotated by Dov Noy (Hebräischer Text mit englischer Vorrede). 288 Seiten. Haifa 1964. 19.604

Ivan Balassa, Die Sagen eines Dorfes (Acta Ethnographica, Bd. 15, 1966, S. 233—291). 19.393

Klaus Beitzl, Die Sagen vom Nachtvolk. Untersuchung eines alpinen Sagentypus (IV. International Congress für Folk-Narrative Research in Athens. 1965. S. 14—21, 1 Karte). 19.242

Henri Birven, Der historische Doktor Faust. Maske und Antlitz. 235 Seiten, 21 Abb. auf Tafeln. Gelnhausen 1963. 18.998

Maja Bosčović-Stulli, Narodna predaja o vladarevoj tajni (Die Volkssage von dem Geheimnis des Herrschers) (= Posebna izdanja, Bd. 1). 345 Seiten. Zagreb 1967 19.492/1

dieselbe, Regional Variations in Folktales (Journal of the Folklore Institute, Bd. III, Bloomington 1966, S. 299—314). 19.816

Rolf Wilh. Brednich, Volkserzählungen und Volksglaube von den Schicksalsfrauen (= FFC 193). 244 Seiten. Helsinki 1964. 3443/193

Hans Commenda, Sagen in und um Linz (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. 21, Linz 1967, S. 1—48). 20.030

Franz Götz, Sagen von Bodenstadt und Umgebung, gesammelt und herausgegeben (Neudruck). 47 Seiten. Wolfratshausen o. J.. 19.594

Sergius Golowin, Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternenmenschen. 128 Seiten. Bern 1967. 20.002

Arturo Graf, Miti, leggende e superstizioni del Medio Evo. 2 Bände. XXIII, 321 und 398 Seiten. Bologna 1965. 19.022

Karl Haiding, Das Erzählen bei der Arbeit und die Arbeitsgruppe als Ort des Erzählens (Arbeit und Volksleben, Marburger Kongreßband, Göttingen 1967, S. 292—302). 19.968

Johannes Hambroer, Theogonische und kosmogonische Mythen aus Rumänien (Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Bd. XVII, 1965, S. 289—306). 19.240

Fritz Harkort, Tiervolkserzählungen (Fabula, Bd. IX, Berlin 1967, S. 87—99). 19.946

Franz Harrer, Sagen und Legenden von Steyr und Umgebung. 209 Seiten. Steyr 1965. 19.140

Gerhard Heilfurth unter Mitarbeit von Ina-Maria Greverus, Bergbau und Bergmann in der deutschsprachigen Sagenüberlieferung Mitteleuropas (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, Reihe A, Bd. 1). 1291 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln. Marburg 1967. 19.025

Paul Gerhard Heims, Seespek. Aberglauben, Sagen und Legenden. Herausgegeben von Fritz Brustat-Naval. 223 Seiten. Stuttgart 1965. 18.807

Der vielförmige Hintzelmann, Oder umständliche und merkwürdige Erzählung von einem Geist, so sich auf dem Hause Hudemühlen, und hernach zu Estrup im Lande Lüneburg unter vielfältigen Gestalten und verwunderlicher Veränderung, durch Zulassung Göttlicher Providenz sehen lassen. Leipzig 1704. Faksimiledruck aus Anlaß des 70. Geburtstages von Will-Erich Peuckert nachgedruckt im Jahre 1965. 379 Seiten, mit Bildtafeln (Kupferstichen). Göttingen 1965. 19.192

Heda Jason, Jewish narrating art in Yemen and Israel (Fabula Bd. XIII, Berlin 1967, S. 93—106). 19.908

Andrejs Johansons, Der Schirmherr des Hofes im Volksglauben der Letten (= Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholm Studies in Comparative Religion, 5). 303 Seiten. Stockholm 1964. 18.590

Ziporah Kagan, A Tale for each Month 1963. Twelve selected and annotated IFA Folktales. 112 Seiten. Haifa 1964. 19.606

Imre Katona, Historische Schichten der ungarischen Volksdichtung (= FFC 194). 36 Seiten. Helsinki 1964. 3443/194

Adalbert Graf von Keyserlingk, Vergessene Kulturen im Monte Gargano. 198 Seiten, 180 Schwarzweiß- und 12 Farbtafeln. Nürnberg 1968. 20.007

Maria Elisabeth Kirchhoff-Werle und Hans Georg Kirchhoff, Sagen und Legenden des Kreises Grevenbroich. 130 Seiten. Grevenbroich/Niederrhein 1965. 19.809

Maria Kosko, Le fils assassiné (AT 939 A). Etude d'un theme légendaire (= FFC 198). 364 Seiten, Helsinki 1966. 3443/198

Leopold Kretzenbacher, Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 15). 180 Seiten, 11 Tafeln. Klagenfurt 1968. 20.032

Rita Lejeune und Jacques Stiennon, Die Rolandsage in der mittelalterlichen Kunst. Deutsche Übersetzung von Barbara Ronge. 2 Bände, 454 Seiten und LXIII Farb bilder und 385 Seiten und 510 Schwarzweißbilder. Brüssel 1966. 19.723

Rosa Losengo, Le janas sarde (Die sardischen Feen) (Atti del Convegno di Studi religiosi sardi, Cagliari 1962, erschienen Padua 1963, S. 269—284). 18.884

Max Lüthi, Lutz Röhrich und Georg Fohrer, Sagen und ihre Deutung-Beiträge, mit einem Geleitwort von Will-Erich Peuckert (= Evangelisches Forum H. 5). 80 Seiten. Göttingen 1965. 18.820

Eliezer Marcus, Min Ha-Mabua (From the Fountainehead). Forty-four Folktales, collected by the „Mabuim“ School-Pupils (Hebräisch, mit englischem Vorwort). 216 Seiten. Haifa 1966. 19.605

Berta Margreiter, Sagen aus Reith und Umgebung. Heimatbuch Reith 2. Band (= Schlern-Schriften 186). 102 Seiten. Innsbruck 1966. 19.262

Geneviève Massignon, Contes traditionnels des teilleurs de lin du Trégor (Basse-Bretagne). 252 Seiten, 1 Karte, 4 Bildtafeln. Paris 1965. 19.096

Milko Matičetov, Pri treh Boganjarjih, ki znajo (lagati) (Bei den dreien aus Bogojna, die „lügen“ können) (Slovenski Etnograf, Bd. XVIII—XIX, 1965—66, S. 81—114). 19.569

Elfriede Moser-Rath, „Schertz und Ernst beysammen“. Volkstümliches Erzählgut in geistlichen Schriften des 18. Jahrhunderts (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 61, Stuttgart 1965, S. 38—73). 18.781

Erik Kaas Nielsen, Det lille Folk. Om skoleborns skikke og vaner samt et udvalg af deres eventyr, raeddehistorier, gysere, skroner, pral, efterlysninger, vrovlehistorier, anekdoter, sketcher, navne. og drillerim, bold-og taelleremser. Desuden nogle norske, svenske, engelske, tyske og amerikanske rim og remser. 127 Seiten. Kopenhagen 1965. 19.021

Helmuth G. Palme, Sagen vom Hellweg. 139 Seiten. Paderborn 1964. 19.730

Peter Paulsen, Drachenkämpfer, Löwenritter und die Heinrichsage. Eine Studie über die Kirchentür von Valthjofsstad auf Island. 316 Seiten, XIV Tafeln. Köln-Graz 1966. 19.272

Caterina Percoto, Contes du Frioul. Choix et préface par Gianfranco d'Aronco. Traduction par Martine Lejeune et Dante Bovo. 87 Seiten. Udine 1967. 20.011

Luca Perrone, Novellistica italo-albanese. Testi orali raccolti (= Studi Albanesi Bd. 1). 601 Seiten, VI Tafeln. Florenz 1967. 19.464

Leander Petzoldt, Der Tote als Gast. Volkssage und Exempel (= FFC Nr. 200). 273 Seiten. Helsinki 1968. 3443/200

- Gustav Ränk, *Brunnsletarna och slagrutan i svensk folktradition (Die Wünschelrute in der schwedischen Volksüberlieferung)* (ARV Bd. 21, 1965, S. 136—179). 19.857
- Max Rieple, *Sagen und Schwänke vom Schwarzwald, gesammelt und neugestaltet*. 155 Seiten. Konstanz (1965). 19.181
- Helmer Ringgren (Hg.), *Fatalistic Beliefs in Religion, Folklore, and Literature. Papers read at the Symposium held at Abo 1964*. Stockholm 1976—186 Seiten. 19.476/II
- Lutz Röhrich, *Sage (= Realienbücher für Germanisten, Abt. E: Poetik)*. 78 Seiten. Stuttgart 1966. 19.530
- Aurelia und Helene Rotter, *Sagen und Berichte aus dem Kreis Mährisch-Schönberg. Bildschmuck von Josef Baier*. 176 Seiten. Steinheim am Main 1962. 19.469
- Heidemarie Schade, *Das Promptuarium exemplorum des Andreas Hondorff. Volkskundliche Studien zum Protestantischen Predigtexempel im 16. Jahrhundert*. 131 Seiten. Frankfurt 1966. 19.209
- Friedrich-Heinz Schmidt-Ebhausen, *Schwäbische Volkssagen vom Schwarzwald zum Allgäu, vom Taubergrund zum Bodensee. Ausgewählt und herausgegeben*. Stuttgart o. J. 19.465
- Joseph Schopp, *Verzauberte Welt I. Die magischen Sagenkreise in Südhessen und Nordbaden (= Beiträge zur hessischen Volks- und Heimatforschung, Bd. 1)*. 95 Seiten. Giessen 1967. 20.133
- Odell Shepard, *The Lore of the Unicorn*. 312 Seiten, XVIII Bildtafeln. London 1967. 19.729
- Jerzy Sliżinski, *Podania Luzycjie. Serbische Volkserzählungen, gesammelt und bearbeitet*. XXXI und 94 Seiten, XVII Tafeln, 1 Karte im Text. Berlin 1964. 19.429
- Archer Taylor, *King Arthur and the Tale of the Truths (Romance Philology, Bd. XVII, Nr. 3, Febr. 1964, S. 596—595)*. 19.077
- Alexander Tietz, *Wo in den Tälern die Schloten rauchen. Ein Lesebuch (Volkserzählungen aus dem Gebiet von Reschitza, Rumänisches Banat)*. 678 Seiten. Bukarest 1967. 20.144
- Erlebtes, Erzähltes, Erforschtes. Festgabe für Hans Wohltmann zur Vollendung des 80. Lebensjahres am 8. Dezember 1964. Herausgegeben im Auftrage des Stader Geschichts- und Heimatvereines von Richard Drögereit. 276 Seiten, XV Bildtafeln. Stade 1964. 19.586
- Matthias Zender, *Sagen und Geschichten aus der Westeifel, gesammelt und herausgegeben (2. Aufl. der Volkssagen aus der Westeifel)*. 656 Seiten, 1 Karte, 45 Abb. auf Tafeln. Bonn 1966. 19.401

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1968